FORSCHUNGEN ZUR GESCHICHTE MANNHEIMS UND DER PFALZ




REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA

Forschungen
zur Geschichte Mannheims und der Pfalz

herausgegeben vom

Mannheimer Alterthumsverein.

IV.

Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz (1617—1680)

von Dr. Karl Hauck.



Leipzig.
Verlag von Breitkopf & Härtel.
1903.

Karl Ludwig,

Kurfürst von der Pfalz

(1617—1680)

von

Dr. Karl Hauck.

Des Lebens Drang, er ist ein grimmer Riese,
Dem Ernsten Ehre, der ihn treu bestand.



Leipzig.
Verlag von Breitkopf & Härtel.
1903.

Indem wir diesen vierten Band unserer „Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz“ der Oeffentlichkeit übergeben, gedenken wir mit lebhaftem Danke der hochsinnigen Stiftung unseres Ehrenmitgliedes, des Herrn Kommerzienrath und Generalkonsul **Karl Reiss**, durch die ein namhafter Theil der Kosten dieses Werkes bestritten werden konnte.

Möge das hier auf Grund eindringender Quellenstudien entworfene Bild des Lebens und der Regierung des Fürsten, der unstreitig als eine der verdientesten und interessantesten Herrscherpersönlichkeiten unter den pfälzischen Wittelsbachern bezeichnet werden darf und der als der zweite Gründer unserer Stadt in deren Geschichte eine hervorragende Stelle einnimmt, in weiten Kreisen günstige Aufnahme finden und der Geschichte unserer Heimath neue Freunde gewinnen!

Mannheim, im Oktober 1903.

Der Vorstand
des Mannheimer Alterthumsvereins.

Vorwort.

Der Mann, dem die nachfolgende Darstellung gewidmet ist, gehört nicht zu jenen, die in der Geschichte ihrer Tage eine hervorragende Rolle gespielt haben. Die übermächtige Gestalt des großen Kurfürsten hat auch ihn verdunkelt, ganz abgesehen davon, daß die Pfälzer, einst Führer im Rathe der deutschen Fürsten, durch den großen Krieg zu einer Bedeutungslosigkeit herabgedrückt worden sind, die sie bis zum Untergang der Pfalz nicht mehr verloren haben.

Und doch wäre Karl Ludwig weniger vergessen, als er es thatsächlich ist, wenn nicht der Erfolg den Werth und die Bedeutung der Menschen gemeinhin zu bestimmen pflegte. Daß aber diese halbe Verschollenheit eine unverdiente ist, wird wohl kein Leser dieses Buches als ein parteiisch befangenes Urtheil des Biographen zu bezeichnen vermögen.

Ungeheures Material, stellenweise freilich recht lückenhaft, wie es die bewegte Geschichte der Pfälzer Archive mit sich bringt, stand mir zu Gebote, als ich die reichen Archivalien, vor allem das Münchener Archiv, durchforschte. In der Natur der Sache liegt, wenn auf dem gegebenen Raum nur ein kleiner Ausschnitt geboten werden konnte, findet doch zudem jede wissenschaftliche Arbeit ihren Abschluß nicht in sich selbst, sondern nur in dem Willen des Verfassers; ein weiterer Band wird indeß mancherlei, was in der vorliegenden Biographie nur kurz gestreift und berührt werden konnte, ausführlicher darstellen und eingehender vertiefen. Das aber glaube ich schon jetzt sagen zu können, daß in der vorliegenden Darstellung Erhebliches zur gerechteren Beurtheilung eines Mannes beigetragen worden ist, dessen Charakterbild mehr vom Haß als von der Gunst der Parteien verwirrt bisher geschwankt hat und dessen ehrliches Ringen, selbst wo er gefehlt hat, doch nicht den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit und des Verrathes verdient, den man damals wie heute gleich leichtfertig gegen

unverstandenes, oft auch ungekanntes Handeln zu schleudern sich gewöhnt hat. Und wie das politische Wirken Karl Ludwigs nur gewinnen kann, wenn alle Fäden seines Thuns offen zu Tage liegen, so wird auch die Persönlichkeit des Kurfürsten weit sympathischer erscheinen, wenn man den Zwang der Verhältnisse, unter denen er alle Tage seines Lebens stand, ins Auge faßt, und seine Beziehungen zu Mutter und Geschwistern von höherer Warte aus beurtheilt, als unter dem Gesichtswinkel des vierten Gebotes und engbürgerlicher Familienauffassung.

Es erübrigen noch einige Worte über die äußere Eintheilung des Buches. Die Scheidung in vier Abschnitte ergab sich von selbst, und wenn sich die Grenzen des dritten und vierten zeitweilig verwischen und in einander überzugehen scheinen, so beruht dies auf der Unmöglichkeit das Wirken Karl Ludwigs als Landesfürst und sein persönliches Auftreten stets scharf zu trennen. Es war naheliegend, diejenigen Seiten seines Thuns, die bisher weniger berührt worden sind, stärker hervortreten zu lassen und das bisher eingehend behandelte nicht ebenso ausführlich wieder zu behandeln. Ein besonderes Augenmerk habe ich den Verhältnissen der Stadt Mannheim zugewandt, mit deren Schicksalen die Regierung Karl Ludwigs wie die ganze Kulturgeschichte des ausgehenden 17. Jahrhunderts untrennbar verknüpft ist.

Von einer Polemik gegen abweichende Ansichten, die gerade bei dem vorliegenden Gegenstande leicht gewesen wäre, habe ich mich grundsätzlich fern gehalten. Der Kampf gegen irrige Anschauungen wird nach meiner Ansicht weit besser durch eingehendere Forschungen als durch harte Worte geführt und der Kampf gegen Personen erscheint mir einer ernsten, wissenschaftlichen Arbeit unwürdig.

Daß ich trockenes, chronikenartiges Erzählen zu vermeiden und den Gegenstand in anziehender Form darzustellen versucht habe, wird man dem Buche wohl kaum zum Nachtheile anrechnen.

Was die Anmerkungen anbetrifft, so habe ich mich bei ihnen auf das Nothwendigste beschränkt und bedaure, daß ihrer trotzdem so viele geworden sind. Besonders bei Aufzählung der gedruckten Litteratur erschien mir Maßhalten geboten, um die Anmerkungen nicht noch mehr anschwellen zu lassen, umsomehr, als sich das endlose Anführen mit Vorliebe fernabliegender Bücher und Aufsätze mit Leichtigkeit für den ermöglicht, dem eine große Bibliothek zur Verfügung steht und der die Vormittagsstunden auch nur weniger Tage aufzuwenden braucht, um eine Anzahl von Büchertiteln citiren zu können, die den Dunstkreis

einer unermeßlichen Belesenheit und einer staunenswerthen Litteraturkenntniß um ihn zu verbreiten im Stande sind.

Zum Schlusse erfülle ich noch die angenehme Pflicht aufrichtiger Danksagung für so manche Erleichterung, die mir bei Benützung der Archive und Bibliotheken geworden ist. An erster Stelle gebührt mein Dank dem Vorstand des Münchener Haus- und Staatsarchivs, Herrn Ministerialrath Dr. Gottfried von Böhm, der mir in weitestgehender Liberalität die Benützung auch schwerer zu erreichender Archivalien ermöglichte, dann aber auch den übrigen Herren der genannten Archive. Ebenso möchte ich Herrn Direktor von Weech und Herrn Archivrath Dr. K. Obser in Karlsruhe für vielfache und stets gewährte Beihülfe danken, wie auch dem Oberbibliothekar der Heidelberger Universitätsbibliothek, Herrn Prof. Dr. J. Wille, dessen Entgegenkommen wohl jeder dankbar empfunden hat, der jemals die Heidelberger Bibliothek benutzte. Auch den übrigen Archivvorständen und Fachgenossen, die mir ihre Unterstützung nicht versagten, sei an dieser Stelle verbindlichster Dank gesagt.

Dr. Karl Hauck.

Feldafing a. Starnbergersee,
17. August 1903.

Inhaltsverzeichniß.










CAROLVS LVDOVICVS DEI GRATIA COMES PALATINVS RHENI
DVX BAVARIAE.
DOMINVS PROVIDEBIT

Karl Ludwigs Jugendjahre.

(1617—1649.)

Es war ein verhängnißvoller Tag, als Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz sich zur Annahme der böhmischen Krone bereit erklärte. Nicht nur in seinem eigenen Lande, im ganzen Reiche sah man ernste kriegerische Verwicklungen voraus, und in den fliegenden Blättern jener Tage wie in den Worten der Prediger haben diese düstern Ahnungen überall Ausdruck gefunden. Die Zeichen der Zeit schienen unheildrohend und ein unbestimmter Druck lagerte auch auf dem Gemüth des kleinen Mannes. Ein flammender Komet hatte im November 1618 am Himmel gestanden, und nach dem Glauben des Volkes kündete er weit schrecklichere Dinge an, als nur den Tod des alten, kranken Kaisers[1]. Der Zunder hat Feuer gefangen, hieß es in einer Flugschrift, als Friedrich nach Böhmen zog, und man sagte, daß nunmehr Stroh und Kohle beisammen seien, und es nur noch des Anblasens bedürfe. —

Nicht in knabenhafter Begeisterung, geblendet von dem Glanze einer Königskrone, hatte Friedrich seinen Entschluß gefaßt. Weitschichtige Verhandlungen füllten die Sommermonate des Jahres 1619, lange schwankte die Wahl zwischen Friedrich und dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen, und das Verhalten des Kurfürsten seinem savoyischen Mitbewerber gegenüber ist nicht immer einwandfrei und ehrlich gewesen[2]. Als es dann endlich seinen Unterhändlern in Prag gelungen war, die Stimmung der Böhmen zu seinen Gunsten zu beeinflussen, da erblickte er in der Wahl den Willen Gottes, dem er sich fügen müsse, und er war dankbar bewegt, daß dieser Wille mit seinen persönlichen Wünschen übereinstimmte. Nicht nur das Zureden seiner Gemahlin hatte sein Bangen vor der dunklen und ungewissen Zukunft besiegt: in ihm selbst lebte die Erinnerung an die Größe und Würde seines Hauses. Mit Stolz fühlte er sich als Sproß eines Geschlechtes, das mit den Hohenstaufen in verwandtschaftlichen Beziehungen stand und zweimal bereits dem Reiche ein Oberhaupt gegeben hatte, das seit den Tagen der Reformation, mit den oranischen Vorkämpfern des Protestantismus aufs Engste verbunden, den Gegensatz der Stände zum Kaiser am schärfsten verkörperte. Und nun bot

sich Gelegenheit, wiederum eine Krone in das Heidelberger Schloß zu bringen, das lange bekämpfte Haus Oesterreich in seinen Erblanden zu erschüttern und in ihm zugleich das katholische Bekenntniß zu treffen. Wenn es dabei auch begreiflich erscheint, daß er sein Auge vor der glänzenden Zukunft, die sich ihm zu eröffnen schien, nicht verschloß, so bleibt es doch ein unsympathischer Zug in seinem Charakterbilde, daß er gleichsam hinter hochgehaltener Bibel den wahren Grund zur Annahme der böhmischen Königswürde verbarg und, seinen Ehrgeiz mit salbungsvollen Worten verdeckend, weithin im Reiche verkündete, daß er sich zum Kampfe für das gereinigte Evangelium rüste. Die Hülfe aber, die er dabei von seinen Glaubensgenossen erwartete, fand er nicht. Die Zeiten waren dahin, wo man um des Evangeliums willen dem Kaiser Krieg ansagte. Wie Brandenburg wies auch Sachsen sofort jede Gemeinschaft mit dem Pfälzer zurück. In Johann Georg regte sich der tiefe Haß des Lutheraners gegen den Reformirten; nicht nur äußerlich verband er sich dem Kaiser, seine ganze Politik war trotz der Geringschätzung, die er von den Katholiken erfuhr, jetzt, wie fürderhin von katholisirenden Tendenzen bestimmt, und schon Gregor XV. konnte den Gedanken hegen, das Kurhaus Sachsen, das wie kein anderes Fürstenhaus mit der Geschichte der Reformation verflochten war, dem katholischen Bekenntniß zurückzugewinnen. Selbst die Union, an deren Spitze Friedrich stand, sagte sich auf dem Rothenburger Tage, am 4. Nov. 1619, von ihm los, so daß er, abgesehen von einigen kleineren, wenig bedeutenden Reichsständen in dem nunmehr entbrennenden Kampfe allein gelassen war.

Kurz bevor er Heidelberg verließ, versammelten sich auf seinen Befehl in allen Kirchen des Kurfürstenthums die Prediger mit ihren Gemeinden zu ernster Bußandacht und zu inständigem Gebet um Erhaltung des evangelischen Glaubens. Er selbst nahm an dem Gottesdienste in der Heiliggeistkirche theil, und als er mit seinem sechsjährigen Sohne Friedrich Heinrich an der Hand vom Schlosse zur Stadt herabstieg, stand trotz des trüben Regenwetters das Volk dichtgedrängt in den Straßen und begrüßte schweigend den Kurfürsten.

Schweren Herzens schied er am nächsten Morgen aus der Pfalz, und er bebte scheu zusammen, als sein Pferd auf dem jäh abfallenden Burgwege strauchelte. Ihm zur Seite ritt Elisabeth, auch sie ernst und bleich, und der festliche Empfang in Prag, wie der Glanz der Krönung vermochten nur flüchtig die Züge des jungen Königspaares zu erhellen. Was Friedrich in seiner neuen Heimath und von seiner

königlichen Würde erwartet hatte, fand er nicht. Mit jedem Tage fühlte er mehr, daß die stolzen Häupter des böhmischen Adels ihn nur als Emporkömmling betrachteten, nur dazu da, der Vollstrecker ihrer Wünsche zu sein, den Krieg zu gutem Ende zu führen und ihre eigene Macht auf Kosten der königlichen zu befestigen und zu erweitern. Sie hatten dem 23jährigen Jüngling, der sich so gar nicht zum Empörer und Rebellen eignete, das Schwert gegen seinen Kaiser und Herrn in die Hand gedrückt, und er hatte es ergriffen, seine eigenen Kräfte und die Opferwilligkeit seiner neuen Unterthanen überschätzend, die ihn verließen, als sein Winterkönigthum zusammenbrach. In den Kämpfen des englischen Bürgerkrieges hat Cromwell einmal geäußert: Wer das Schwert gegen den König zieht, kann die Scheide ins Feuer werfen — auch Friedrich hat die Wahrheit dieses Wortes an sich erfahren. Zwischen ihm und Ferdinand ist kein Friede mehr zu Stande gekommen; bis zuletzt hat er, ein geächteter Mann, das Glück der Waffen gegen das übermächtige Haus Habsburg versuchen müssen.

Während die sorgenvolle und mißachtete Stellung in Böhmen Friedrichs Gemüth verdüsterte, kamen schlimme Nachrichten aus der Pfalz. Gemeinsam mit den geistlichen Nachbarn, auf deren Freundschaft er sich unbegreiflicher Weise verlassen hatte, näherten sich die Spanier den Grenzen des Kurfürstenthums, zugleich rückten die Truppen der Liga unter der Führung des Herzogs Maximilian von Bayern gegen Prag und mit einem einzigen wuchtigen Schlage zertrümmerte dieser in der Schlacht am weißen Berge (8. November 1620) das Königthum des verhaßten pfälzischen Vetters, der kaum Zeit gewann, nach Schlesien zu entkommen. Der freundliche Empfang, den er dort fand, gab ihm Muth und Zuversicht wieder, zumal der jugendlich Unerfahrene und allezeit Hoffnungsreiche in dem trügerischen Glauben lebte, daß verwandtschaftliche Bande stark genug seien, um in schwerer Zeit eine zuverlässige Stütze zu bieten, und daher trotz der Zurückhaltung seines englischen Schwiegervaters gerade von dieser Seite die thatkräftigste Hülfe erwartete. Nicht lange aber war seines Bleibens in Breslau. Als auf Betreiben Bayerns die Reichsacht über ihn ausgesprochen war[1], und Johann Georg von Sachsen eine drohende Haltung einnahm, wichen die schlesischen Stände vor ihm zurück, die Unterstützung Englands blieb aus, und wohin auch Friedrich schauen mochte: überall fand er ein ängstliches Bemühen, durch das Abbrechen jeglicher Beziehungen zu ihm dem Kaiser einen zweifellosen Beweis reichsständischer Treue zu geben[2]. Da war es denn auch für Georg

Wilhelm von Brandenburg, der mit einer Schwester Friedrichs vermählt war, keine frohe Stunde, als der flüchtige Schwager in der Mark eine Zuflucht für sich und die Seinen erbat. Den ältesten Sohn des Königs von Böhmen hatte Georg Wilhelm vor Jahresfrist bereitwillig zur Erziehung bei sich aufgenommen, das Gesuch des geächteten Kurfürsten aber zögerte er zu beantworten, und erst nach langem Sträuben, was ihm die Pfälzer Familie nie vergaß[1], räumte er den Obdachlosen widerwillig und mürrisch das unwirthliche Schloß zu Küstrin ein. Kaum war Elisabeth hier angelangt, als sie ihren vierten Sohn, Moritz, das unglücklichste aller ihrer Kinder, zur Welt brachte: seine Wiege stand an der Straße und nach durchstürmtem Leben sollten ihm die Wogen des Weltmeeres zum Sarge werden. Friedrich war vorerst in Frankfurt a. O. zurückgeblieben, als nun auch er in den ersten Tagen des Januar 1621 in Küstrin eintraf, fehlten bald die Mittel, das Haus des Winterkönigs auch nur nothdürftig zu erhalten, und die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse für die leidende, einst so stolze Königin mußten bei den wenigen Anhängern, die meist selbst nichts besaßen, geradezu erbettelt werden[2].

Bei der so ungastlichen Gesinnung Georg Wilhelms widerstrebte der heimathlosen Königsfamilie ein längerer Aufenthalt in dem Gebiet des Brandenburgers. Der kaum geborene Prinz wurde der Obhut der Kurfürstin-Mutter anvertraut, die mit dem Pfalzgrafen Karl Ludwig und seiner Schwester Elisabeth aus Heidelberg geflohen war und zunächst in Berlin, dann in Preußisch-Polen Unterkunft gefunden hatte; Friedrich selbst begab sich mit seiner Gemahlin und dem kleinen Rupprecht zu den braunschweigischen Verwandten, von wo sie, mit den besten Segenswünschen begleitet, zu ihren Glaubensgenossen nach Holland weiterirrten, um zugleich dem englischen Könige näher zu sein. Hier fanden sie eine, wenn auch oft nicht gefahrlose, so doch bleibende Stätte. Nirgends hatte sich der Glaube an den Sieg Friedrichs so lange erhalten, wie in den Niederlanden; begeisterte Prediger hatten ihn aus der Apokalypse geweissagt und das ganze Land trauerte, als die Niederlage am weißen Berge nicht länger bezweifelt werden konnte. Aber trotz dieser Antheilnahme wurde die Absicht Friedrichs, dauernden Wohnsitz in den Niederlanden zu nehmen, doch mit gemischten Empfindungen betrachtet. Nicht nur aus Furcht vor politischen Verwicklungen, zumeist aus materiellen Gründen. Die berechnenden Kaufherren überschlugen sofort die Kosten, die ihnen die Hofhaltung des mittellosen Winterkönigs auferlegen würde, und wenn sie auch jetzt ihm, wie später seiner Gemahlin, die oft begehrten

Darlehen zahlten, so wußten sie doch durch die dabei an den Tag gelegte Geringschätzung jegliches Dankempfinden unmöglich zu machen und ihm blieb das bitterste aller Gefühle nicht erspart, auf die Wohlthaten von Menschen angewiesen zu sein, die er verachtete[1].

Während Friedrich von Ort zu Ort eilte und Böhmen mit Gewalt wieder unter das Scepter des Hauses Habsburg gebeugt wurde, war auch in der Pfalz der Krieg ausgebrochen. Mit leichter Mühe wurden die Truppen des Winterkönigs zersprengt und Herzog Maximilian von Bayern sah die seit Jahrhunderten von seinem Hause ersehnte Stunde genaht, nun endlich das Erbe der rheinischen Wittelsbacher anzutreten und die seit dem Jahre 1329 getrennten Linien seines Hauses unter dem bayerischen Kurhute wieder zu vereinigen. Der Gedanke, das Kurfürstenthum dem Sohne des Kaisers zu geben, war ein schnell vorübergehender gewesen. Im Februar 1623 wurde Maximilian von Bayern auf dem Regensburger Deputationstage vom Kaiser nicht gerade freudigen Herzens mit der Pfälzer Kur belehnt, ungeachtet des Einspruches zahlreicher Stände, die nicht wollten, daß die Schuld des Vaters an den Kindern heimgesucht werde, und die in der Entsetzung eines so alten Geschlechtes nur den Keim zu neuen blutigen Verwicklungen erblickten[2].

Freilich während des Jahres 1623 blieb das eigentliche Deutschland vom Kriege verschont; die Söldner Friedrichs, die er bereits im Sommer 1622 entlassen hatte, um als wehrloser Mann leichter die erbetene Verzeihung des Kaisers zu erlangen[3], schlugen sich, von Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig befehligt, mit den Truppen Tillys an den Grenzen des Reiches, in Friesland und dem nördlichen Braunschweig herum, während sich für die westeuropäischen Großmächte allmählich die politischen Wandlungen vorbereiteten, die das Jahr 1624 ausfüllten. Nun vollzog sich die Gruppirung der einzelnen Staaten, wie sie bis zum Ende des Krieges bestanden hat. Der spanisch-englische Gegensatz, der durch den Wunsch Jakobs I., seinen Sohn mit einer Tochter Philipps III. zu vermählen, zurückgetreten war, flammte nach dem Scheitern dieses Planes aufs Heftigste wieder auf und führte England an die Seite Frankreichs, dessen Politik, von Richelieu im Sinne Heinrichs IV. geleitet, im Kampfe gegen den Kaiser eine Lebensfrage für seinen emporstrebenden Staat erblickte. Wie jenem, so unterlag es auch für den Kardinal keinem Zweifel, daß Oesterreich die Waffen gegen Frankreich wenden werde, sobald die Gestaltung der deutschen Dinge ihm dazu freie Hand lasse. Im Interesse Frankreichs mußten daher die Unruhen in Deutschland

fortdauern. An der Wiederherstellung der Pfalz war ihm dabei nichts gelegen, und wenn er sie auch in den Heirathsvertrag zwischen der Schwester seines Königs, Marie Henriette, und dem Prinzen von Wales, dem nachmaligen Karl I. aufgenommen hatte, so betrachtete er dies doch nur als Courtoisie, als Entgegenkommen gegen die Wünsche Englands, nie aber als politischen Faktor, mit dem ernstlich zu rechnen sei, denn er dachte nicht daran, seine Realpolitik mit den Schicksalen eines geächteten Reichsstandes zu verbinden.

Unterdessen hatten die siegreichen Fortschritte Tillys im Norden des Reiches und die „gemeine executio concilii Tridentini“ auch den König von Dänemark, der sich in seinem Besitz und seine Unterthanen in ihrem Glauben bedroht fühlte, zur Theilnahme am Kriege gezwungen. Lange hatte er gezögert; der Handel zwischen Friedrich und dem Kaiser war ihm recht zuwider; die Klagen und Bitten des flüchtigen Winterkönigs erwiderte er zeitweise mit herben Vorwürfen über den Leichtsinn, der ihn und das ganze Reich ins Elend gestürzt habe[1], und wie er ihn dringend vor ausländischen Verbindungen warnte, die seine Vermittlung beim Kaiser nur erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen würden, so bat er ebenso dringend, ihm selbst nichts zuzumuthen, was ihn in Gegensatz zu Ferdinand bringen könne. So lange der Krieg im Westen des Reiches geführt wurde, konnte sich der Dänenkönig auf Besprechungen mit den niedersächsischen Kreisständen beschränken, die wie Friedrich glaubte, zur Stellungnahme gegen ihn bestochen seien[2] — jetzt, wo Tilly sich seinen Grenzen näherte und die Funken aus dem brennenden Reichsgebäude auch nach Dänemark flogen, mußte er, wenn auch widerwillig, zu den Waffen greifen.

Von diesem Zeitpunkte an verliert der Krieg seinen bisherigen Charakter; um ein bedeutenderes Ziel wird fürderhin gekämpft, als es die Wiedereinsetzung des vertriebenen Pfalzgrafen sein konnte und vor den großen Gegenständen, um die jetzt gerungen wird, verschwindet die Frage, die den Krieg entzündet hat. Katholizismus und Protestantismus treten einander zu furchtbarem Kampf gegenüber. Der Kaiser schafft sich ein eigenes Heer und befreit sich von der Liga, die ihn in stets enger werdender Abhängigkeit hält und deren Führer Maximilian von Bayern ihm lästig zu werden beginnt[3]. Die düstere Gestalt Wallensteins tritt auf den Schauplatz der Ereignisse, nun ein Jahrzehnt hindurch, „die Stütze und der Schrecken seines Kaisers“.

Friedrich, der sich Pfalzgraf nennt, wie ihn Ferdinand in jener Zeit bezeichnete, hatte an all diesen Verhandlungen keinen Antheil. Seit der Uebertragung der Kur an Bayern lebte er still und zurückgezogen im Haag, nur (wenn seine Mittel reichten) durch Korrespondenzen mit befreundeten Höfen am Gange der Ereignisse theilnehmend. Die Unthätigkeit, zu der er sich gezwungen sah, lastete schwer auf ihm, und wenn er, den Wünschen seiner Gemahlin nachgebend, fast täglich mit ihr zur Jagd ritt, so empfand er doch, wie leer und nichtig sein Leben war, das er mit Vergnügungen und Zerstreuungen, statt mit ernster Arbeit ausfüllte[1].

In den Gemüthern der allmählich heranwachsenden Kinder hinterließ dieses elterliche Leben keine freundlichen Eindrücke; man wollte später in England wissen, daß die Abneigung Karl Ludwigs und Rupprechts gegen die Jagd sich auf das abstoßende Bild zurückführen lasse, das ihnen die Mutter in ihrer Leidenschaft dafür geboten habe. Dem Vater fühlten sie sich überhaupt mehr vertraut: „auch die scharfzüngigsten seiner Kinder“, sagt Dove treffend, „erlaubten sich keine Anspielung auf die leidigen Früchte seiner politischen Unzulänglichkeit, ohne daneben seiner schönen Herzenseigenschaften zu gedenken“. Er selbst leitete ihre Erziehung und bestimmte Maß und Umfang dessen, was sie lernen sollten. Noch lange Jahre nach der Prager Schlacht fügte er auch Böhmisch dem Lehrplane seiner Kinder bei, als wolle er die Hoffnung auf einen Wiedergewinn der Winterkrone nicht aufgeben, zumal man in Böhmen die alten Verhältnisse wieder herzustellen begann, und während die vornehmen Herren in der Pfalz die böhmischen Lehrer ihrer Knaben längst entlassen hatten, haben sich die kleinen Pfalzgrafen noch lange Zeit mit dem Erlernen dieser schweren Sprache plagen und quälen müssen[2].

Die engen Verhältnisse, in denen die Kinder aufwuchsen, bildeten eine gute Schule für ihre späteren Schicksale. In der kleinen Wohnung, die Friedrich im Haag bezogen, waren die Räumlichkeiten beschränkt; erst in seiner letzten Zeit, als die älteren Söhne schon in Leyden studirten, baute er sich in Rhenen ein bequemeres Landhaus und schmückte es mit den Gemälden, die er sich vor Jahren schon aus Heidelberg hatte senden lassen[3]. Es war damals ein Zug vornehmen Lebens in Leyden[4], die Söhne der großen Kaufherren studirten dort und es bedurfte anderer Mittel, als sie den Pfalzgrafen zu Gebote standen, um es ihnen gleichthun zu können; sie lebten, wie man sagte, von anderer Leute Gnade zu Leyden in Leiden. Da hat sich denn das Gefühl der durch finanzielle Unvermögenheit bedingten Zurück-

setzung, die kein Alter mehr empfindet, als die Jugend, tief in ihre Seele gegraben, und wenn Karl Ludwig sich im späteren Leben zeitweilig recht geringschätzig über materiellen Besitz äußerte, so mochte ihn dabei die Erinnerung an seine Jugend überkommen, in der ihm Einschränkungen auferlegt waren, wie sie die Söhne der reichen Handelsherren nicht kannten; vielleicht auch, daß die jungen Herrn mit der so häufigen Rücksichtslosigkeit jugendlich Besitzender die armen Prinzen empfinden ließen, daß die königliche Hofhaltung zum größten Theil aus den Kassen ihrer Eltern bestritten werde. Wie in schlichtem Bürgerhause theilte Rupprecht sein Zimmer mit einem zweibrückischen Vetter und die beiden wilden Knaben suchten sich, abgesondert von den älteren, ernster angelegten Brüdern, auf ihre Weise für manches zu entschädigen, was ihnen durch ihre Lebensverhältnisse versagt war. So ging manches Jahr dahin; bei allem Unglück des Winterkönigs war wenigstens seine Familie unberührt geblieben, da traf ihn im Januar 1629 das schwerste Leid des Lebens. Sein ältester Sohn, Friedrich Heinrich ertrank vor seinen Augen; es war ein Schlag, von dem er sich nicht mehr erholt hat.

Auch politisch waren die Zeiten für ihn trübe. Unter der bespöttelten Leitung der Infantin Isabella fanden in Brüssel seit Jahren Friedensverhandlungen statt[1], die um so ergebnißloser sein mußten, als die fortgesetzten Erfolge des kaiserlichen Heeres die Macht und Ansprüche Ferdinands, wie der katholischen Reichsstände dem schwer erschütterten Protestantismus gegenüber naturgemäß steigerten. Durch das Restitutionsedikt von 1629, auf Grund dessen die einst katholisch gewesenen, dann aber (seit 1552) zum Protestantismus gewandten Stifter mit Gewalt wieder zum Katholizismus zurückgeführt wurden, sollte das Uebergewicht des Kaisers dauernd gesichert und befestigt werden. Dieses Edikt, durch das er sich vor allem die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen entfremdete, bedeutete die erste Erschütterung seiner durch die bisherigen Siege und den mit Dänemark abgeschlossenen Lübecker Frieden so hoch gestiegenen Macht; durch die Entlassung Wallensteins auf dem Regensburger Fürstentage von 1630 lieferte er sich wieder völlig in die Hände der Liga, der er sich fünf Jahre vorher durch Schaffung eines eigenen Heeres entzogen hatte.

Von diesem Fürstentage hatte auch Friedrich vieles für sich und seine Sache erwartet. Außer seinem eigenen Gesandten, dem unermüdlichen Rusdorf, war auch ein Gesandter Karls I. von England, Lord Anstruther, dort anwesend; dieser freilich mit Widerwillen. Gerne hätte der hochmüthige Engländer im Kreise der durch den

Krieg zum Theil verarmten Fürsten eine glänzende Rolle gespielt; aber die Mittel, die ihm sein König zur Verfügung stellte, waren zu gering, als daß er seine Absicht hätte durchführen können, und vergebens erwartete er vom Winterkönig einen Zuschuß zu den Repräsentationspflichten, wie er sie auffaßte. Es ist begreiflich, daß ihm dabei das Interesse für die Sache schwand, die er vertreten sollte. Allein aber vermochte Rusdorf nichts. Der Kaiser haßte ihn[1] und wollte ihn nicht sehen und man lachte, wo sich der kleine Mann mit dem abgetragenen Rocke auf seinen seltenen Spaziergängen zeigte. Spott und Hohn würde er schweigend hingenommen haben, wenn er nur die Sache seines Herrn hätte fördern können, aber Niemand wollte ihn hören und Ferdinand, an den Friedrich sich schließlich persönlich wandte, stellte unter dem Einfluß der Liga und des Kurfürsten von Bayern dem Winterkönig Bedingungen, auf die dieser weder eingehen konnte, noch wollte.

In dieser Zeit, da der Protestantismus aufs Schwerste gefährdet schien, erwuchs dem Kaiser in Gustav Adolf ein furchtbarer Feind. Schon bei Ausbruch des dänischen Krieges hatte Christian IV. ihn zum Eingreifen in die deutschen Verhältnisse bewegen wollen; damals aber hielt der Schwede, zumal er in einen Krieg mit Polen verwickelt war, und die verlangte Unterstützung ihm von England nicht gezahlt werden konnte, seine Zeit noch nicht für gekommen. Jetzt erst, als er die kaiserlichen Feldzeichen an der Ostseeküste aufgepflanzt sah, begann er den Krieg, um auch auf deutschem Boden den kaiserlichen Truppen entgegenzutreten, mit denen er schon in Polen die Waffen gekreuzt hatte, und seine Pläne, aus der Ostsee ein schwedisches Binnenmeer zu machen, der Verwirklichung entgegenzuführen.

Zögernd, zum Theil nur gezwungen, schlossen sich die deutschen protestantischen Fürsten dem schwedischen Könige an; keiner aber mit so voller, freier Seele, wie Friedrich, der an das Erscheinen Gustav Adolfs neue, glänzende Hoffnungen knüpfte, zumal er sich vor Jahren dem böhmischen Wesen „wohl affektionirt" gezeigt und ihm seine Unterstützung zugesagt hatte[2]. Sie waren einander nicht fremd. Schon als Knaben hatten sie Briefe gewechselt, inhaltlose Kinderbriefe, wie man sie ihnen vorgeschrieben, aber die Briefe waren aus der freundschaftlichen Gesinnung hervorgegangen, die Kurfürst Friedrich IV. zu dem verwandten Hause der Wasa hegte[3]. Als blühender Jüngling war Gustav Adolf dann in die Pfalz gekommen, um die Hand der Schwester Friedrichs, Katharina Sophie, zu werben, und wenn die Brautfahrt auch vergeblich war, so hatte er damals doch glückliche

Tage in der Pfalz verlebt, und eine Fußwanderung, die er mit dem um wenige Jahre älteren Pfalzgrafen Johann Kasimir durch das Hardtgebirge unternahm, ist ihm allezeit in lichtvoller Erinnerung geblieben.

Friedrich überschätzte indeß die Macht solcher Erinnerungen, wenn er glaubte, daß durch sie auch das politische Verhalten Gustav Adolfs beeinflußt werden könne und ihm blieben Stunden schwerer Enttäuschung nicht erspart, wenn seine überströmenden Gefühle der kühlen, prüfenden Nüchternheit des Schwedenkönigs begegneten, der als Verbündeter Richelieus den bayerischen Kurfürsten nicht verletzen durfte, zumal ihm ohnehin in Frankreich, wo man sich des Kurfürsten von Bayern gegen den Kaiser bedienen zu können glaubte, verdacht wurde, daß er in den Kirchen der Pfalz für Friedrich als den Landesherrn beten ließ[1].

Im Januar 1632 begab sich der Winterkönig vom Haag aus, wo ihm die Generalstaaten einen feierlichen Abschied bereitet hatten[2], nach Frankfurt in das Lager Gustav Adolfs; die gute Aufnahme, die er dort fand, widerlegte die Warnungen, die man auch ihm zugetragen hatte, als sei er im schwedischen Lager, gleich dem englischen Gesandten, ein ungebetener und ungewünschter Gast[3]. Im Gefolge des Schwedenkönigs sah er auch seine Pfalz wieder. Lange Jahre hatte er die Sehnsucht nach ihr in sich niederkämpfen müssen, und wenn auch das laute Treiben des Tages seine heimwehvollen Gedanken zerstreute, so glaubte er doch oftmals in stiller Nacht Stimmen aus der Heimath zu vernehmen; dann stieg das Bild Heidelbergs vor der Seele des Schlaflosen empor und der Neckar rauschte durch seine Träume. Und nun erfüllte sich der innigste Wunsch seines Lebens und das Herz mochte ihm höher schlagen, als er an der Seite des Mannes, den der deutsche Protestantismus als Retter aus tiefer Noth betrachtete, den Grenzen der Pfalz sich näherte. Aber es war kein freudiges Wiedersehen. Zu viel des Leides war durch sein Verschulden über seine Unterthanen dahingegangen, als daß sie ihn mit Liebe hätten aufnehmen können, und wie es seiner Umgebung nicht verborgen blieb, so verbarg auch er sich nicht, daß ihn die Pfälzer nur noch als Gast und Fremdling betrachteten[4].

Vor dem unaufhaltsamen Siegeszug Gustav Adolfs zitterte der Kaiser. Schon war Bayern in seinem Besitz, und der Kurfürst, der zerrissenen Herzens sein Land unter den Greueln des Krieges leiden sah, befand sich auf der Flucht[5]. In der neuerbauten Münchener Residenz nahm der Schwede Wohnung und vor dem Bilde der

patrona Bavariae erlosch die ewige Lampe. Hier faßte er seine weiteren Pläne gegen den Katholizismus und das Kaiserthum. Seine letzten Ziele schienen enthüllt, als er mit den kaiserlichen Adlern auf der Schabracke seines Paradepferdes durch die engen Gassen Münchens ritt. Jetzt, in den Zeiten schwerster Gefahr, da es keine andere Rettung, keinen anderen Ausweg mehr zu geben schien, erinnerte sich der Kaiser des Mannes wieder, den er einst dem Haß der deutschen Fürsten geopfert hatte, und sah in Wallenstein den Einzigen, der dem Schweden ebenbürtig entgegentreten konnte. Vor seinem Feldherrn beugte sich der Stolz des Kaisers und mit Genugthuung blickte der Friedländer auf die demüthige Gestalt, die bittend vor ihm stand. Unter Bedingungen, wie sie nie ein Diener seinem Herrn gestellt hat, trat er endlich an die Spitze des Heeres und von nun an wandte sich das Glück Gustav Adolfs. Lange Wochen lagen sich die größten Truppenführer der Zeit in verschanzten Lagern bei Nürnberg gegenüber; als der Schwede endlich den Sturm unternahm, wurde er zum Rückzuge nach dem Norden Deutschlands gezwungen. Wallenstein folgte ihm; in der Ebene von Leipzig, bei Lützen, kam es zur Schlacht, in der Gustav Adolf fiel und dem Siege, den seine Truppen erfochten, den Werth raubte.

Es ist hier nicht der Ort, die Bedeutung des Todes Gustav Adolfs für Schweden und das Reich zu würdigen: für den Winterkönig war dieser Tod ein Schlag, unter dem seine Kraft zusammenbrach. In den Wandlungen seines bewegten Lebens hatte er viel gelitten und geduldet, aber die Hoffnung auf einen endlichen, glücklichen Erfolg hatte ihn auch in schweren Stunden nicht verlassen. Als nach dem Lübecker Frieden mit der Sache des Protestantismus auch seine Sache verloren schien, hatte Gustav Adolf ihn mit neuer Zuversicht erfüllt, so daß er die Demüthigungen kaum empfand, die ihm, dem kleinen, hülflosen Pfalzgrafen im Verkehr mit dem mächtigen Könige nicht erspart blieben. Nach seinen eigenen Wünschen hatte er sich die Pläne und Ideen des Schwedenkönigs gedeutet und nur selten war ein Schatten des Zweifels über seine offene Seele geflogen. Nach langen Jahren der Entbehrungen und Sorgen war neue Lebenslust und Lebenskraft in ihm emporgeflammt und nun, wo ihn der Glaube an eine bessere Zukunft emportrug, brach das Fundament zusammen, worauf dieser Glaube sich gründete. Mit ruhig prüfendem Auge hatte Friedrich die politischen Verhältnisse, die ihn umgaben, nie betrachtet; er war ein Mann der Gefühle, der den Einwirkungen des Augenblicks unterlag und aus den Verhält-

nissen, wie der Augenblick sie bot, hoffend oder zagend sich das Bild der Zukunft gestaltete.

So traf ihn die Nachricht vom Tode Gustav Adolfs vernichtend. Einer solchen seelischen Erschütterung vermochte sein schon lange kränkelnder Körper keinen Widerstand mehr zu leisten. Nicht die Sorge um die Pfalz trübte seine letzten Stunden. Ueberzeugt, daß Gott ihre Wiederherstellung nicht zulasse, hatte er sich seinem Willen gebeugt[1], nur der Gedanke, was aus den Seinen werden solle, wenn er nicht mehr sei, machte ihm das Sterben schwer. Kurz vor seinem Tode, als er sich leichter fühlte, und die Aerzte jede Gefahr für beseitigt erklärten, schrieb er mit zitternder Hand an Elisabeth, daß sie zu ihm komme: zwei Tage später hatte er nach qualvoll bewegtem Leben im Tode Frieden gefunden (6. Nov. 1632). Was er während der langen Jahre seines Kämpfens sich gewünscht: thatkräftige Unterstützung von England, wurde ihm erfüllt, als es zu spät war. Der Bote, den Karl I. mit reichen Mitteln zu ihm sandte, um ihn in den Stand zu setzen, ein Heer zu werben, und den Posten Gustav Adolfs einzunehmen, trat an seine Leiche[2]. Und wie sein umstürmtes Leben heimathlos gewesen war, so blieb ihm auch ein Grab in heimischer Erde versagt. Bei den ruhigen Zeiten, die der Pfalz zu Beginn der dreißiger Jahre beschieden waren, konnte der Administrator Ludwig Philipp den Gedanken hegen, ihn, wenn auch ohne jegliches Gepränge, so doch mit königlichen Ehren in der Heidelberger Heiliggeistkirche beizusetzen[3] — da zwang die Schlacht bei Nördlingen und der bald darauf folgende Prager Frieden, die wieder kaiserliche Truppen ins Land führten, den Administrator zur Flucht. In Frankenthal hatte der Sarg Friedrichs bisher gestanden, obwohl Elisabeth ihn bei der wachsenden Erbitterung der Bewohner längst hatte wegbringen lassen wollen und die kurpfälzischen Räthe dieses Gesuch bei dem Administrator unterstützt und jede Verantwortung für eine etwaige Beschimpfung der Leiche abgelehnt hatten; als er jetzt aus der Kirche herausgetragen und auf den Wagen gehoben wurde, drängten dichte Volksmassen schimpfend und schmähend heran. Eilig, so daß auf den schlechten Wegen der Wagen häufig umschlug und der Sarg herabstürzte, wurde die Leiche nach Sedan gebracht; dort ist sie beigesetzt oder verschollen.

Der Schmerz Elisabeths um den Tod ihres Gatten wurde noch durch schwere Sorgen gesteigert[4]. Mit zehn Kindern*), die ihr von

---

*) Das zehnte und jüngste Kind Gustav Adolf, geboren am 14. Januar 1632, starb bereits am 9. Januar 1641.

dreizehn am Leben geblieben waren, sah sie sich vor eine ungewisse Zukunft gestellt und ihre und ihrer Kinder Existenz auf fremde Unterstützung angewiesen. Man weiß, daß es keine Freunde waren, die ihr die Mittel zum Leben boten, sondern interessirte Leute, die emsig den Verlust ihrer Zinsen berechneten und, ohne sonderliche Achtung vor einer Königsfamilie, die von fremden Gelde leben mußte, mitleidig den würdigen Stolz belächelten, den Elisabeth auch im Unglück bewahrte. Die Einladung ihres Bruders, wenigstens für die nächste Zeit ihren Wohnsitz in England zu nehmen, lehnte sie nach kurzem Schwanken mit dem Hinweis auf die deutsche Sitte, nach dem Tode des Gatten vorerst das Haus nicht zu verlassen, dankend ab[1]. In warmen, freundschaftlichen Worten hatte Karl an seine Schwester geschrieben, und unter dem Eindrucke schmerzlicher Erregung war ihre Antwort inniger gehalten, als es ihren Gefühlen entsprach. Aber zur Reise nach England konnte sie sich nicht entschließen. Sie vermochte es nicht, Gast am Hofe eines Mannes zu sein, dem sie Schuld gab, daß ihre Lage verzweifelter war, als je, dessen Versprechungen Worte waren, die der Wind verwehte, der in Glanz und Ueppigkeit schwelgte, während die Familie seiner Schwester in enger Dürftigkeit darbte; sie wußte, daß er durch ihre, der in England noch immer verehrten Prinzessin Anwesenheit sein schwer erschüttertes Ansehen stärken wollte, daß es nicht Neigung oder Theilnahme war, was ihn zu der Einladung bewogen hatte. Seit dem Tode ihres ältesten Bruders Heinrich, der noch in den letzten Phantasien nach der fernen Schwester verlangt hatte[2], hegte sie keine Neigung mehr zu Heimath und Vaterhaus, ihre Jugend war trüb und freudlos gewesen und sie verdient keinen Tadel, weil sie nicht Gefühle heuchelte, die ihr fremd waren. Erst als alte, müde Frau, der ihr Sohn Karl Ludwig den Aufenthalt in der Pfalz verwehrte, kehrte sie am Abende ihres Lebens nach England zurück — kaum, daß man ihr dort einen Winkel zum Sterben einräumte. Dreißig Jahre überlebte sie den Tod ihres Gatten, aber das Glück betrat nicht mehr ihre Schwelle. Und der Unsegen, der auf dem Leben der Eltern ruhte, theilte sich auch den Kindern mit. Dem Einen gings besser, dem Anderen schlechter — gut ist es keinem gegangen. Ein herber Zug, wie ihn harte Lebensschicksale im Charakter zurücklassen, ist ihnen allen eigen. Die Nothjahre der gemeinsam verlebten Jugend hatten sie einander nicht näher gebracht, nur einzelne von ihnen unterhielten engere Beziehungen, als sie durch die Verwandtschaft gegeben waren. Hinausgestoßen in die Welt, auf sich selbst gestellt im harten Kampfe um ein bescheidenes

Dasein, minderte sich bald die Theilnahme am Schicksal der Geschwister. Und fast allen blieb versagt, für ein kommendes Geschlecht zu wirken, es zu behüten und zu schirmen, daß sein Leben nicht werde, wie das eigene gewesen. Ihre Häuser verödeten, nur Karl Ludwig und seine jüngste Schwester Sophie wurden die Gründer von Geschlechtern, die hineinwuchsen in die Jahrhunderte. Und wie das Schicksal sie ins Leben warf, hierhin und dorthin, so liegen auch ihre Gräber, die für die meisten zu Pforten der Vergessenheit geworden sind, in der weiten Welt zerstreut. Aber eine Fülle des Leides nahmen alle gleichmäßig mit sich hinab, und wenn die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte im hohen Alter äußerte: wir Kinder des sel. Kurfürsten haben uns wenig vom zeitlichen Glück zu berühmen, Gott gebe, daß wir das ewige finden mögen — so mag dieses Wort auch von den Kindern des Winterkönigs gelten.

In das Erbe und die Ansprüche Friedrichs trat, nach dem Tode des Vaters, sein ältester Sohn Karl Ludwig ein, der indeß, am 22. Dezember 1617 geboren, das zur Regierungsmündigkeit erforderliche Alter noch nicht besaß. So übernahm denn sein Oheim, Pfalzgraf Ludwig Philipp, die Verwaltung der Pfalz, deren Wiederherstellung gerade jetzt die dem Kaiser feindlichen Mächte beschäftigte. Die Generalstaaten schreckten freilich vor jedem entschiedenen Schritte zurück, der sie in einen noch stärkeren Gegensatz zu Ferdinand hätte bringen können, und wenn Elisabeth ihre Bitte um Fortdauer der bisherigen Gesinnung mit dem Bemerken begleitete, daß das Bewußtsein, die Seinen im Schutze der Generalstaaten zu wissen, das Sterben ihres Gatten erleichtert habe[1], so waren dies Worte, deren berechnete Wirkung bei den nüchtern denkenden Holländern nicht eintraf; in Schweden hatte Kurpfalz einen zwar hochmüthigen und selbstsüchtigen Freund, der aber an ihrer Restitution, wenn auch in engen Grenzen, festhielt — es kam jetzt auf die Stellungnahme Frankreichs an, das einst (auf dem Ulmer Tage 1620) das böhmische Unternehmen Friedrichs scharf verurtheilt und auf dem Regensburger Deputationstage die Uebertragung der Kur an Maximilian mit Nachdruck befürwortet hatte. Trotz aller Freundschaftsversicherungen, wie sie auch in dem Beileidschreiben Ludwig XIII. ausgesprochen waren, wollte Elisabeth doch nicht an die Lauterkeit solcher Gesinnungen

glauben. Die Absichten der französischen Regierung, die Kardinal Richelieu in feierlicher Staatsrathsitzung verkündete: durch Gründung einer deutschen Fürstenklientel in das Erbe Gustav Adolfs einzutreten, und wie durch Pignerol gegen Italien, so durch die Besetzung einer Reihe fester Plätze an der französischen Westgrenze auch gegen Deutschland geschützt zu sein, machten Elisabeth um so mehr besorgt, als sich das Augenmerk des Kardinals zunächst auf Philippsburg richtete, dessen Besitz seit Jahren von Richelieu erstrebt wurde[1]. Vergebens suchte der Kardinal die Besorgnisse Elisabeths zu zerstreuen; trotz seinen Betheuerungen, daß die Besetzung dieser Stadt nur eine Sicherung der Pfalz durch die Macht Frankreichs bedeute und trotzdem er verlauten ließ, Bayern zum Verzicht auf die Oberpfalz und Kurwürde zu veranlassen, so kehrte ihr der Glaube an die Ehrlichkeit des Kardinals, den sie längst eingebüßt hatte, doch nicht wieder, so lange er sich beharrlich weigerte, ihrem Sohne den kurfürstlichen Titel zu geben und den Pfalzgrafen Ludwig Philipp als Administrator anzuerkennen. Rathlos sah sie sich in ihrer bedrohten Lage nach Hülfe um. Schweden würde der Pfalz wegen sich nie ernstlich mit Frankreich überworfen haben und von dem Einzigen, der ihr hätte beistehen können, von Karl I. war nichts zu hoffen. Vergeblich ließ Elisabeth ihn an die Geschichte ihres Hauses erinnern, an die großen Könige Englands, die mit dem Schwerte, und nicht mit der Feder ihre Ziele erreicht hätten; wie einst Jakob, so hoffte jetzt Karl durch Verträge und auf friedlichem Wege die Pfalz seinem Neffen zurückzugewinnen. Und so unterhandelte er heute mit Frankreich und morgen mit Spanien, dem erbitterten Gegner des Kardinals, das eben jetzt durch den Zug Ferias in das Elsaß offene Feindseligkeiten gegen Frankreich begann. Wohl waren es persönliche Neigungen, die ihn an das sonnige Land des Südens fesselten, Erinnerungen an die fernen Tage einer romantischen Brautfahrt, aber auch die Politik und Handelsinteressen hatten ihren Antheil an seinen, den Spaniern so freundlichen Gesinnungen. Stets nährte Philipp IV. in ihm die Hoffnung auf eine gütliche Wiederherstellung der Pfalz und mit wenigen Ausnahmen standen alle englischen Minister im Solde Philipps, und bestärkten ihren König in dem Wunsche, durch Vermittlung Spaniens seinen jugendlichen Neffen auch dem Kaiser näher zu bringen[2]. Elisabeth aber hatte die rauhe Wirklichkeit des Lebens zu sehr erfahren, als daß sie von einer Politik Gutes erwartet hätte, die durch Gefühle beeinflußt war. Sie begriff nicht, wie ihr Bruder auch nur vorschlagen konnte, jetzt, wo

die Pfalz durch die Absichten Frankreichs aufs Höchste bedroht schien, ihren Sohn, den Erben, den Kurfürsten von der Pfalz in das Lager des französischen Gegners zu senden und schrieb ihm erregt, daß es nur seine Schuld sei, wenn die Pfalz ihrem Kinde verloren gehe, wie sie ihrem Gatten verloren gegangen sei. Je mehr der König diesen Vorwurf für berechtigt erkannte, um so heftiger flammte sein Zorn auf. Der Bote, der den Brief überbracht und unter dem Eindrucke der Nachricht, daß Philippsburg gefallen, höchst ungeschickt, jedenfalls recht überflüssig seine Privatmeinung beigefügt hatte, wurde in den Tower gesetzt und nur gegen das Versprechen Elisabeths befreit, ihn sofort seines Dienstes zu entlassen.

Eine solche Erwiderung ihres Briefes hatte Elisabeth nicht erwartet. Leidenschaftlich, wie sie immer war (und die Zeiten des Ringens und Kämpfens konnten ihre Leidenschaft nur noch steigern), erklärte sie nunmehr, dem Urtheil der Welt zu trotzen und ihren Tadel zu verachten, der ihr nicht erspart bleibe, wenn sie mit dem französischen Könige, gegen dessen Anschläge ihr keine Hülfe werde, ein enges Bündniß eingehe. Nur die Furcht, England und Schweden, sowie die deutschen protestantischen Reichsstände zu verletzen, ließ sie von diesem Gedanken doch wieder zurücktreten, aber die Räthe des Pfälzer Hauses haben in der schweren Zeit, die der Nördlinger Schlacht folgte, den Verzicht auf einen engeren Anschluß an Frankreich als schweren Fehler empfunden und dies Elisabeth gegenüber nicht verhehlt[1]. Sie aber erzog nach wie vor in dem jugendlichen Karl Ludwig anhängliche Gesinnung an England und ihren Bruder, der seinem Neffen ein Jahrgeld ausgesetzt und von ihm das freudige Versprechen erhalten hatte, zu jeder Stunde seinem Willen sich fügen zu wollen[2].

Unterdessen hatte sich die schwedische Diplomatie mit dem Pfalzgrafen Ludwig Philipp auf dem Heilbronner Tage, auf dem ein Bündniß zwischen den vier oberen Reichskreisen und den Schweden verabredet werden sollte, über die Wiederherstellung der Pfalz geeinigt. Freilich die Bedingungen waren hart und drückend; die Einquartirung der Franzosen und Schweden, deren Zuchtlosigkeit Oxenstierna nicht abstellen zu können erklärte, lasteten schwer auf dem Lande und vergebens bemühte sich Karl I., die Schweden zur Abtretung der von ihnen besetzten festen Plätze zu veranlassen. Eines war wenigstens erreicht: die Pfalz war wieder in den Händen ihres alten Fürstenhauses und für manche Erleichterung mochte die Zukunft sorgen. Seltsame Gedanken sind damals aufgetaucht, um der Pfalz die

Segnungen des Friedens und religiöser Duldsamkeit zuzuwenden, bald wollte man sie England oder Dänemark in Sequester geben, bald ein englisches Protektorat bis zum endgiltigen Frieden annehmen und dergl. mehr. Alle diese Gedanken und Pläne aber schlug die Nördlinger Schlacht in Scherben und der Administrator mußte nach kaum anderthalbjähriger Regierung sich wieder zur Flucht wenden. In dem verwüsteten Lande hatte er reiche Arbeit gefunden, aber nur unwillig, auf Oxenstiernas Forderung hin, die Verwaltung übernommen und sich oft aus der umbrandeten und umwogten Pfalz in sein eigenes, kleines Gebiet, Lautern und Simmern, zurückgesehnt. Zu schwach für diese wilde Zeit, unsicher und schwankend in seinen Entschlüssen, als Soldat und Politiker nur von sehr bescheidener Begabung, sah er die Riesengestalten Oxenstiernas und Richelieus neben sich, die ihm ihre Geringschätzung nicht verhehlten. Die Verachtung des schwedischen Kanzlers steigerte sich zum Haß, als es ihm nicht gelang, was schon Gustav Adolf beabsichtigt hatte, die auf sein Verlangen hergestellte lutherische Religion in der Pfalz zur herrschenden zu machen und in gereizten Briefen äußerte sich die gegenseitige Verbitterung, die Ludwig Philipp um so tiefer empfand, als er im Verkehr mit dem hochfahrenden Manne seine persönlichen Wünsche und Gefühle unterdrücken mußte[1]. Allmählich aber erlahmte dadurch sein Interesse an den Schicksalen der Pfalz und es minderte sich das Verantwortlichkeitsgefühl der Aufgabe gegenüber, die ihm zugefallen war. Häufiger begannen allmählich seine privaten Neigungen und Wünsche in der Regierung sich geltend zu machen und immer schwieriger wurde es für die Pfälzer Regierungsbeamten, die Maßnahmen ihres Fürsten zu vertreten, zumal die Kosten seiner Hofhaltung, die etwa soviel betrugen, wie der Unterhalt der gesammten Heidelberger Garnison (der ebenso wie in Mannheim und Frankenthal nur mit englischer Hülfe bestritten wurde), von dem kleinen Lande auf die Dauer nicht ertragen werden konnten. Die Pflichtversäumniß des Fürsten übertrug sich auf seine Diener und vergebens suchten die Mitglieder des Regierungskollegiums den Staat in bessere Bahnen zu leiten[2]. In ihrer Stellung aber lag nach dem Urtheil des Volkes die Verantwortung für das Geschehene, und als nach der Schlacht bei Nördlingen der Pfalz „die letzte Oelung" ertheilt wurde und der Administrator sich auf der Flucht befand, wandte sich gegen sie der volle Haß des erbitterten Volkes; nicht nur ihre Handlungen wurden getadelt, man beschuldigte sie unehrenhafter Motive zu ihrem Vortheil und zum Schaden der Pfalz, aber nur einer von ihnen, Peblis, sagte sich an-

gesichts solcher Beschuldigungen, daß er seine Dienste, nicht aber seine Ehre dem Fürsten schuldig sei und warf sein Amt hin, um in der Schweiz für die Sache des Protestantismus zu wirken und bessere Tage für die Pfalz abzuwarten.

Die Zeiten verhältnißmäßiger Ruhe nach dem Heilbronner Tage schienen geeignet, den jungen Karl Ludwig in die Staatsgeschäfte der Pfalz einzuführen; seine Anwesenheit wurde von vielen ersehnt, um die Diener wieder an ihre vergessenen Pflichten zu mahnen und das tief gesunkene Ansehen des Fürstenhauses zu heben. Ein warmer herzlicher Empfang war ihm sicher, Bürgerstand und Adel hätten gewetteifert, den Sohn des unglücklichen Winterkönigs freudig zu empfangen, denn die schwere Verschuldung des Vaters hatte ihnen den kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling nicht entfremdet. Unter den Rittern und Kleinadeligen der benachbarten Kreise wollten sie ihm Freunde werben, um ihm zu zeigen, daß er nicht hülflos und verlassen sei, wenn auch die Großen sich von ihm abgewandt hätten. Bernhard von Weimar und Oxenstierna unterstützten dies Verlangen; der schwedische Kanzler stellte ihm das Bild seines Königs vor die Seele, der nur durch frühzeitige Beschäftigung mit den Staatsgeschäften unsterbliche Thaten habe vollbringen können und er tadelte ihn, daß er müßig im Haag sitze und die Last der Arbeit dem Administrator allein überlasse. Dringender wurden die Gesuche, als die Schlacht bei Nördlingen geschlagen war, und die in Heidelberg zurückgelassene Regierung sich vor eine Aufgabe gestellt sah, angesichts deren selbst ein Herkules den Muth verlieren könne. Ihre Briefe blieben unerwidert, und der jugendliche Karl Ludwig, dem sie nicht verhehlt hatten, daß es kein Land des Genusses und der Freude sei, wohin ihn die Pflicht führe, sondern ernster Arbeit und schwerer Kämpfe, dünkte ihnen des ihm zugefallenen Erbes unwerth; vielleicht auch, daß die Erinnerung an diese Zeit später das Urtheil Rusdorfs, der dem Heidelberger Regierungskollegium angehörte, über den jungen Kurfürsten in London ungünstig beeinflußt hat.

Es war nicht seine Schuld, daß er nicht kam. Seit seiner Kindheit lebte er in der schwülen Luft von ergebnißlosen Besprechungen und Verhandlungen und stets stärker regte sich in ihm der Drang, durch eine That den Druck zu sprengen, der seit Jahren auf ihm und dem Hause des Winterkönigs lastete; er stand, um an ein Wort Lessings anzuknüpfen, gleichsam am Markte und schaute nach Arbeit aus. Nach dem Tode des Vaters hatte er auf den Wunsch Elisabeths seine Studien in Leyden unterbrochen, um im Heere des Prinzen von

Oranien gegen die Spanier Kriegsdienste zu nehmen, und sein erster Waffengang ließ Gutes von ihm für die Zukunft erwarten[1]. Gerne wäre er bereit gewesen an der Spitze eines Heeres, welches Karl für ihn ausrüsten sollte (man rechnete dabei auf 6000 Fußtruppen und 1000 Reiter, die monatlich 10000 £ erforderten), dem Rufe zu folgen, der aus der Heimath an ihn gelangte, aber der englische König verweigerte seine Zustimmung. Der Glaube, daß ein sechszehnjähriger Jüngling erreichen könne, was zwei englische Könige seit einem halben Menschenalter vergebens versucht hatten, erschien ihm als Knabenträumerei, und Elisabeth wie Karl Ludwig mußten sich seinem Willen fügen, wenn auch unwillig und zögernd. In einem besonderen Schreiben aber forderte Elisabeth, daß er ihren Sohn gegen die Angriffe schütze, denen er wegen seiner Theilnahmslosigkeit an den Schicksalen der Pfalz ausgesetzt sei.

Der Wunsch, daß Karl Ludwig mit einer starken englischen Truppenmacht auf dem deutschen Kriegsschauplatze erscheine, wurde auch von schwedischer Seite getheilt, doch wollte man nicht, daß er selbständig als Truppenführer auftrete. Es war auf dem im März 1634 eröffneten Frankfurter Tage, der einen engeren Zusammenschluß aller in Heilbronn alliirten Stände herbeiführen sollte, als dieser Punkt zwischen den Schweden und den Abgesandten Ludwig Philipps verhandelt wurde. Persönlich hatte der Administrator an diesem Tage nicht theilgenommen; er weigerte sich, als Vertreter des ältesten deutschen Kurfürstenthums bei einer Zusammenkunft zu erscheinen, wo er hinter dem Vertreter der schnell emporgeschossenen nordischen Macht hätte zurücktreten müssen, der den Pfälzer Gesandten recht fühlbar machte, daß die Pfalz in Schweden ihren Beschützer zu erblicken hatte[2]. Mit allen Mitteln, so betonte besonders Oxenstierna und Bernhard von Weimar, wolle man den jungen Kurfürsten unterstützen, könne aber nicht dulden, daß er, wie Ludwig Philipp wollte, an der Spitze eines ihm von England gestellten Heeres selbständig befehlige. Dringender als je schien angesichts der erstarkten und geschlossenen Macht des Kaisers auch ein Zusammenfassen aller protestantischen Reichsstände und der flüssigen Geldmittel erforderlich, und man war überzeugt, daß, wenn erst Karl Ludwig ein eigenes Kommando zugetheilt sei, andere Stände, insbesondere Württemberg, denselben Anspruch erheben würden, dessen Erfüllung wie Verweigerung in gleicher Weise die Kräfte des Protestantismus zersplittere[3].

Noch waren die Deputirten in Frankfurt versammelt, als durch die Schlacht bei Nördlingen am 5. September 1634 die schwedische

Vorherrschaft in Deutschland für immer zertrümmert wurde. Wenige Monate später folgte der Prager Friede zwischen dem Kaiser und Sachsen, dem dann auch die meisten der übrigen Reichsstände beitraten, und dessen sich Johann Georg noch auf dem Sterbebette freute[1]. Die Kinder des Winterkönigs blieben von ihm ausgeschlossen; nur aus kaiserlicher Gnade — nicht aber aus Rechtsgründen sollte ihnen bei gebührender Demüthigung ein fürstlicher Unterhalt gewährt werden.

Dieser Friede, der das weitere Schicksal der Pfalz vom Willen des Kaisers abhängig machte, berührte den englischen König tief, tiefer noch Elisabeth, die ihm erbittert schrieb, daß nun wohl auch in England die Augen über die wahren Absichten des Kaisers geöffnet seien[2]. Durch einen besonderen Gesandten ließ sie ihn auffordern, dem Bündniß zwischen Frankreich und den Generalstaaten, zu dem er eingeladen war, beizutreten, denn Frankreich machte glänzende Versprechungen hinsichtlich der Pfalz, wohl wissend, daß Karl von England, solange diese Aussicht bestand, dem Könige von Spanien, mit dem Richelieu eben Krieg begann, keinerlei Unterstützung leisten werde[3]. Aus merkantilen Gründen vermied Karl I. eine entschiedene Stellungnahme gegen Spanien. Von dem regen spanischen Schiffsverkehr zwischen dem Mutterlande und Flandern zog England reichen Nutzen und es fürchtete ein Uebergewicht des französischen Handels, wenn es dazu beitrug, die Macht Frankreichs auf spanische Kosten zu steigern. So war Karl keineswegs geneigt, mit Frankreich, wie Rusdorf wünschte, „altum et bassum" zu singen[4] und von diesem Gesichtspunkte aus wirkte er auch auf seinen Neffen ein. Er tadelte aufs Höchste die schroff feindliche Art Elisabeths, die aus dem Vertragsentwurf sogar die Bezugnahme auf die Rechte Bayerns ausgemerzt wissen wollte, und wie er sich selbst darauf beschränkte, in Wien und Madrid über den Abschluß des Prager Friedens Erklärungen zu fordern[5], so war er auch bemüht, den jungen Kurfürsten vor der schädlichen mütterlichen Beeinflussung zu bewahren. Ihm schien es weit rathsamer, den Kaiser zu versöhnen, statt zu erbittern, er ging so weit, daß er schon jetzt zeitweilig an eine Verheirathung Karl Ludwigs mit einer Tochter Ferdinands II. dachte, deren Reize nach einer Schilderung Elisabeths ziemlich spärlich gewesen sein müssen. Vor allem aber drängte der englische König darauf, daß Karl Ludwig sich streng auf dem Boden der Reichsverfassung halte, soweit in jenen Zeiten noch von einer Verfassung geredet werden konnte. Verletzte Karl Ludwig erst die alten Reichssatzungen, wodurch die Beziehungen der Reichsfürsten mit dem Kaiser geregelt wurden, so konnte Ferdinand jedes Vergehen gegen

ihn mit dem Schein des Rechts umkleiden, und ihn, der jetzt die Schuld des Vaters büßte, für seine eigenen Vergehungen zur Strafe ziehen und als außerhalb eines Gesetzes stehend betrachten, durch das er sich selbst nicht für gebunden erachtet hatte[1]. Und deßhalb empfahl er seinem Neffen, der sich der Vollendung des 18. Lebensjahres näherte, um Belehnung nachzusuchen und schrieb in diesem Sinne auch an Elisabeth, der er vorstellte, wie sehr ein solcher Schritt Karl Ludwigs seine Wiederherstellung erleichtern und zum Frieden führen werde. Der rechte Zeitpunkt zu einem solchen Gesuch war ohnehin verfehlt worden. Jetzt, nach dem Prager Frieden erschien als einem Zwange entsprungen, was nach dem Tode des Winterkönigs, als die Pfalz durch Schweden wiederhergestellt war, eine freie Willensäußerung gewesen wäre, und am kaiserlichen Hofe fanden sich Stimmen genug, die in diesem Sinne Ferdinand beeinflußten[2]. Mit Unrecht. Denn die Pfälzer Regierung hatte damals ein solches Gesuch wohl erwogen und wenn es unterblieb, so geschah es nur mit Rücksicht auf Schweden, das häufig schon über einen zu engen Anschluß der Theilnehmer des Heilbronner Tages an den Kaiser Klage geführt hatte und wodurch die ohnehin gereizte Stimmung des Kanzlers gegen die Pfalz nur noch hätte gesteigert werden können[3].

Wenn nun auch Elisabeth einem solchen Vorschlage ihres Bruders aufs Heftigste widerstrebte, da die Pfalz ob mit oder ohne Zustimmung des Kaisers ihrem Sohn gebühre und es thöricht sei, zu erwarten, daß Ferdinand die einmal vollzogene Belehnung Bayerns rückgängig machen werde[4], so fürchtete Karl Ludwig, der sich übrigens jeder Regierungshandlung enthalten zu wollen erklärte, bis er auch thatsächlich zur Herrschaft komme, durch eine Weigerung den englischen König zu verletzen, der sich zur Verzweiflung der Böhmenkönigin bereit erklärt hatte, nicht nur beim Kaiser durch einen Unterhändler, der einer feierlichen Gesandtschaft vorausgehen sollte, gegen den Prager Frieden protestiren und die Pfälzer Restitutionsfrage betreiben zu lassen, sondern auch durch den nach Madrid gesandten Lord Aston beim spanischen Könige im gleichen Sinne thätig zu sein. Nehmen wir hier gleich voraus, daß Elisabeth Recht behielt mit ihrer zornigen Frage, ob er denn aus der Art, wie ihr Vater und er selbst seit Jahren von Ferdinand behandelt werde, nichts gelernt habe, und daß der Unterhändler, der Earl of Taylor, dieser Erzschurke (arrant knave[5]), wie Karl Ludwig ihn gelegentlich nannte, den Karl nach Wien gesandt hatte, im Februar 1636 eine Erwiderung nach London brachte, die, ohne den Kaiser irgendwie zu verpflichten, dem jungen Karl Ludwig nur dann Aussichten

auf Wiedererwerb der Unterpfalz eröffnete, wofern er um Aussöhnung mit dem Kaiser nachsuche und allen gegen das Haus Habsburg gerichteten Bündnissen entsage. Mit Ruhe nahm Karl diesen Nichterfolg auf, gleich Taylor überzeugt, daß der Kaiser dem Pfälzer gegenüber ehrliche Gesinnungen hege und daß ein nunmehr nach Wien abgeschickter Gesandter das Werk leicht vollenden könne, das Taylor glücklich begonnen habe. Diese Ansicht des englischen Königs wurde bestärkt durch die Sendung des Grafen Werdenberg nach London, dessen verbindliches Wesen in Karl die Ueberzeugung weckte, daß dem Kaiser viel daran gelegen sein müsse, ihn von dem Eintritt in das holländisch-französische Bündniß zurückzuhalten. Weniger hoffnungsfroh und zuversichtlich betrachtete die Familie des Winterkönigs die Verhandlungen mit Wien. Um ihren Bruder zu entschiedenerem Vorgehen anzuregen, begann Elisabeth (was dem König besonders zuwider war) ein rastloses Korrespondiren mit ihren englischen Vertrauten. Mit männlicher Energie, die freilich stets von weiblicher Leidenschaft und weiblichen Gefühlen durchkreuzt wurde, verfolgte sie das eine Ziel: Wiederherstellung der Pfalz; ob auf friedlichem Wege oder mit den Waffen, galt ihr gleich. Sie wußte, daß durch ihr rastloses politisches Thun ihre Frauenwürde geschädigt wurde und erkannte, ehrlicher als der Winterkönig, daß christliche Gesinnung und kriegerische Unternehmungen Gegensätze sind, die sich durch tönende Worte nicht überbrücken lassen. Willig aber brachte sie den Interessen ihres Hauses ihre Gefühle als Frau und Christin zum Opfer[1]. Doch war ihr Einfluß auf ihren jugendlichen Sohn wenig segensreich und es hat dem Kurfürsten Karl Ludwig später viel geschadet, daß er sich von Elisabeth hatte bestimmen lassen, alles oder nichts zu fordern. Wie sehr ihn auch das Leben verstörte und umherwarf, und wie sehr er auch allmählich die Träume seiner Knabenjahre der harten Wirklichkeit des Lebens anzupassen lernte: hieran hielt er mit starrer Zähigkeit fest und mit bitterm Unmuth fügte er sich in den Frieden des Jahres 1648, der ihm trotz all seiner Bemühungen und Kämpfe nur ein verkleinertes Land zurückgab. Und wenn ihm ein halbes Menschenalter hindurch aus dem Beharren bei einer Forderung, von deren Unerfüllbarkeit auch die treuesten Freunde des Pfälzer Hauses ihn vergeblich zu überzeugen suchten, zahllose Bitterkeiten und Demüthigungen erwuchsen, so mußte er die Schuld daran seinem eigenen Willen zumessen. Denn an dem Tage, da er sich hoffnungsfreudigen Herzens in Holland einschiffte, um nach England zu fahren, beginnt er selbst einzugreifen in sein Geschick; bisher hatten andere für ihn gesorgt

und gedacht, jetzt nimmt er die Last einer sich dunkel emporthürmenden Zukunft auf die eigenen Schultern, seine Lehr- und Wanderjahre beginnen.

An einem stürmischen Herbsttage des Jahres 1635 ging Karl Ludwig an Bord; Rusdorf, der eine weitläufige Denkschrift über die dem Kurfürsten vorenthaltenen Rechte bei sich führte, begleitete ihn. Nur ungern war er diesem Wunsche seines jungen Herrn gefolgt, denn wenn er auch im Einverständniß mit dem Prinzen von Oranien der Reise zugestimmt hatte, so vermuthete er bei dem Eifer, mit dem Karl Ludwig auf die Abfahrt drängte, doch verschwiegene Nebenabsichten, die sich mehr auf des Kurfürsten „particulier plaisir“, als auf politische Dinge bezogen und bei denen er zum wenigsten recht überflüssig war. Schon während der Ueberfahrt wußte Karl Ludwig im Genuß der ersten Freiheit dem durch widrige Winde verursachten Aufenthalt in holländischen und englischen Hafenstädten sympathische Seiten abzugewinnen, so daß Rusdorf in düsterer Ahnung dessen, was ihm bei längerem Aufenthalt in England erst zu erleben bevorstand, händeringend ausrief: Was werden meine Ohren noch hören und meine Augen noch sehen müssen![1]

Der Gedanke, den englischen König aufzusuchen, war ohne fremdes Zuthun in Karl Ludwig entstanden. Nicht Elisabeth hatte ihn dazu bewogen, Frankreich, wie man in Spanien glaubte, noch viel weniger — Karl Ludwig betrachtete es, abgesehen von der schon erwähnten Hoffnung, durch seine persönliche Anwesenheit die englische Politik zu entschiedenerem Handeln zu veranlassen, als seine Pflicht, seinem Oheim für den Schutz zu danken, den er und das Pfälzer Haus während seiner Minderjährigkeit bei ihm gefunden hatte. Mehr als je setzte er auf ihn allein seine Hoffnung, da die hochmögenden Herren im Haag jede Unterstützung unter Hinweis auf den Prager Frieden ablehnten, in dem die Reichsstände die Pfälzer Frage endgültig entschieden hätten. Auch Dänemark war zurückhaltender geworden und hielt es angesichts der großen Macht, die dem Kurfürsten jetzt gegenüberstand, für das Beste, auf gütlichem Wege die Gunst des Kaisers und damit den verlorenen Besitz wieder zu gewinnen[2].

Den englischen Freunden hatte Elisabeth die Sorge für den jungen Kurfürsten ans Herz gelegt; ihn selbst mahnte sie vor seiner

Abreise, den König nicht durch ungeduldiges Hasten und Drängen zu ermüden und zu verstimmen, sondern als einzige Aufgabe zu betrachten, sein Wohlgefallen zu erregen, damit auf dem Boden persönlicher Zuneigung sein Interesse für die Pfalz neue und tiefere Wurzeln ziehe. Bei dem Eintritt ihres Sohnes in das Leben traten ihr die Bilder ferner Tage wieder vor die Seele; sie erinnerte sich, mit welcher Freude der englische König schon vor Jahren die Briefchen seiner kleinen Neffen gelesen hatte, wie er sich dann die Knaben von Honthorst malen ließ und durch gern gewährte, wenn auch nicht gerade große Summen ihre Erziehung und Ausbildung unterstützte. Mit mütterlichem Stolze hatte sie oft die Schönheit ihrer Söhne rühmen hören und sie zweifelte nicht, daß das Bild des blühenden Jünglings, der jetzt nach England fuhr, auf den König einen tiefen Eindruck machen würde, und daß aus der Liebe des gereiften Mannes ihrem Kinde und der Pfalz eine bessere Zukunft erblühe[1]. Es waren Hoffnungen, die sich nicht erfüllten. Der König trennte seine Gefühle von der Politik. Trotz der innigen Zuneigung, die er zu Karl Ludwig empfand, ließ er sein politisches Handeln dadurch nicht beeinflussen, und Elisabeth übertrug allmählich die Erwartungen, die sie auf ihren Bruder gesetzt hatte, auf das englische Volk, das dem jungen Pfälzer einen Empfang bereitet hatte, dessen Schilderung Rusdorf einer geschickteren Feder als der seinen überlassen zu müssen erklärte.

Wenige Wochen später folgte ihm Rupprecht und nun begannen für beide unruhige Jahre, in denen sie nach manchen Irrungen zu ernsten, verbitterten Männern reiften und in die Sturmschichten ihres Lebens hineinwuchsen. Größer noch als um Karl Ludwig war die Sorge der Mutter um Rupprecht. Nur ungern hatte sie sich dem Wunsche ihres Bruders gefügt und ihm den Knaben gesandt, denn sie bangte vor den Gefahren, denen der noch nicht Sechzehnjährige in dem üppigen Leben des Londoner Hofes ausgesetzt war und las mit getheilten Empfindungen, wie die schlanke Gestalt mit den feinen Zügen und den dunklen Locken beim ersten Anblick einen Sturm von Liebe und Begeisterung erregt hatte. Zum erstenmale öffnete sich beiden der Glanz der großen Welt, für deren Reize sie nicht unempfänglich blieben, und im Genuß der Gegenwart, gefeiert von der englischen Gesellschaft, zeitweilig die Pflichten und Aufgaben vergaßen, um derentwillen sie nach England gekommen waren. In solchen Stunden, wenn die Knaben inmitten der Huldigungen und Schmeicheleien oft wie berauscht waren, fielen die Mahnworte des treuen, aber stets verstimmten und vergrämten Rusdorf bei ihnen auf

steinichten Boden und in bitterm Unmuth schalt er sich, daß er durch seinen Rath die Fahrt der Prinzen nach England, wenn auch nicht veranlaßt, so doch unterstützt habe. Da hat er denn in der leicht begreiflichen Stimmung eines Mentors, der die Gewalt über die ihm anvertrauten Zöglinge schwinden fühlt, gekränkt auch durch die Zurücksetzung, die sie ihm angesichts neu gewonnener englischer Freunde angedeihen ließen, jene verärgerten Briefe geschrieben, die das Urtheil über die Brüder in dieser Zeit zu ihren Ungunsten und irrig beeinflußt haben. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß der Tadel Rusdorfs nicht immer unberechtigt war, daß der gährende Most etwas gar zu leicht überschäumte, aber ihr jugendliches Auge vermochte die Größe und Wichtigkeit der Aufgabe noch nicht zu ermessen, an deren Lösung sie mitarbeiten sollten. Und sie wären keine Pfälzer gewesen, wenn sie nicht mit dem Verlangen der Jugend Herz und Seele willig zwangloser Lebensfreude geöffnet hätten, nachdem kein Sonnenstrahl ihre Kinder- und Knabenjahre erhellt hatte. Es war ein hartes Leben, das Beide erwartete, und Beide haben den Pflichten, zu denen sie das Leben berief, als ganze Männer genügt; nicht in einer billigen Flucht vor jeder Versuchung und Gefahr zeigte sich die Festigkeit ihres Charakters, sondern darin, daß sie aus dem Sturm und Drang ihrer Jugend als Männer hervorgingen, die das Leben in seinem wahren Werthe zu nehmen und gerecht zu beurtheilen lernten. Es gab freilich Tage, an denen auch der englische König die Lebensführung seiner Neffen mißbilligte, und da mag er dann die eifrig verbreitete und auch der Böhmenkönigin hinterbrachte Bemerkung hingeworfen haben, daß er nur von dem Verhalten und der Mitwirkung Karl Ludwigs sein Interesse für Kurpfalz abhängig mache[1]. Schnell verwehender Unmuth enthüllt keine wahre Gesinnung. Denn so lange Karl in dem Wahne lebte, daß die Pfälzer Frage durch die Sendung Taylors und Arundels ohne Schwierigkeiten und Verwicklungen gelöst werden könne, mochte er die beiden Pfälzer, besonders Karl Ludwig, in seiner Umgebung nicht missen; immer wieder wallte die zärtliche Liebe zu dem schönen Jünglinge, der „delight and jewel“ seines Lebens war, in ihm auf, und als im Herbste 1636 die Schilderungen Rusdorfs über das Leben der beiden Pfälzer düsterer gefärbt wurden und Elisabeth dringend die Rückkehr ihrer Söhne wünschte, ließ er ihr durch Roe schreiben, daß er sie nicht entbehren könne und ihre Anwesenheit in England als Wolke über den Häuptern ihrer Feinde und als Hoffnungsstrahl den Freunden dringend wünschen müsse[2]. Kein Wort des Tadels oder Vorwurfs

findet sich in dem Briefe, der trotzdem die Sorgen der Mutter nicht zu zerstreuen vermochte. Auch Karl wird wohl gewußt haben, was man sich in englischen Hofkreisen erzählte, daß die Gegner des Pfälzer Hauses mit berechneter Absicht die erwachende Sinnlichkeit beider Brüder, vor allem Karl Ludwigs, zu erregen bemüht waren, um dann mit sittlicher Entrüstung der Welt zu zeigen, daß ein Mensch, der sich selbst nicht beherrschen könne, zur Herrschaft über andere doch gewiß unfähig sei[1].

Daß Karl die Verkoppelung seiner Politik mit dem deutschen Kriege, der sein eigenes Land doch nur wenig berührte, oft sehr lästig empfand, und das Andenken seines Schwagers nicht gerade segnete, ist um so begreiflicher, als die zunehmenden Wirren in England seine volle ungetheilte Aufmerksamkeit erforderten. So konnte er, selbst wenn er gewollt hätte, an den deutschen Ereignissen nicht den Antheil nehmen, den er, wenn er überhaupt eingriff, hätte nehmen müssen. Aber er hatte auch nicht den Willen dazu und verschloß sich der Einsicht, daß in der Sache seiner Neffen die des europäischen Protestantismus zu verfechten sei; der noch aus dem Jahrhundert der Reformation stammenden Anschauung, daß Völkerunterschiede vor der Glaubensgemeinschaft verschwinden, vermochte er sich nicht anzuschließen. Sein Vorbild war die charakterlose Politik seines Vaters, dem er auch in der überschwänglichen Auffassung seines, wie er glaubte, gottgewollten königlichen Berufes und der Werthschätzung seiner eigenen Person glich, die um so höher stieg, je mehr man ihn und seine Würde ernsthaft und satirisch zu bekämpfen und der mystischen Bedeutung zu entkleiden begann, die er so gerne um sich und um sein Amt verbreitete. Die Wege, die er betrat, schienen ihm allein die rechten und diensteifrig wußten gefällige Theologen diese Anschauungen im Könige zu nähren und aus den Worten der Schrift zu begründen, bis ihn ein düsterer Januartag belehrte, daß er die Krone, die er von Gott auf sein Haupt gesetzt glaubte, nur so lange trage, als es seinem Volke gefiel. So konnte auch Karl Ludwig trotz der so innigen persönlichen Beziehungen auf die Maßnahmen seines Oheims keinerlei Einfluß gewinnen, der in ängstlichem Bemühen, sein vorsichtiges Diplomatisiren durch ein selbständiges Vorgehen Karl Ludwigs nicht gestört zu sehen, ihm sogar den Einblick in die Korrespondenzen und Papiere des Winterkönigs verweigerte[2]. Dem stürmisch hervorbrechenden Drange Karl Ludwigs nach schnellen und energischen Maßregeln vermochte der König zwar die politische Erfahrung einer langen Regierung mäßigend und klärend gegenüber

zu stellen, aber er verschloß sich doch auch den ruhigen und sachlichen Rathschlägen, durch die seine Umgebung ihn zum Eingreifen in die deutschen Verhältnisse zu bestimmen suchte. Dem Gedanken, durch eine thätige Theilnahme am Kriege auf deutschem Boden Fuß zu fassen, und dadurch die Wiederherstellung der Pfalz, „den Hauptzweck der englischen kontinentalen Politik" zu befördern, wie Ranke sagt, konnte er nicht folgen[1]; den Abschluß eines Vertrages mit Frankreich verweigerte er, solange der spanische Gesandte sich noch auf der Reise befand, denn Vorschläge im Interesse seines Neffen mußten nach seiner Ansicht von den Generalstaaten und Spanien ausgehen[2]. Gerüchte von Verhandlungen zwischen Bayern und Spanien über eine Theilung der Unterpfalz drangen auch nach London, aber gerade in dieser Zeit kehrte Taylor zurück und trotz des so geringen Erfolges seiner Sendung hatten seine hoffnungsvollen und zuversichtlichen Schilderungen den englischen König von der freundschaftlichen Gesinnung des Kaisers derart überzeugt, daß er zur laut geäußerten Empörung seiner Neffen gleich nach der Rückkehr Taylors dem Earl of Arundel, den er gelegentlich als den vornehmsten seiner Unterthanen bezeichnete, den Auftrag gab, zur Fortsetzung und zum Abschluß der von Taylor unterbrochenen Verhandlungen sich nach Deutschland zu begeben. Nur ungern hatte sich Arundel dem Befehle seines Königs gefügt und den Auftrag übernommen. Einer der ersten Kunstkenner und Kunstsammler seiner Zeit, auf dessen Veranlassung van Dyck nach London gekommen war, tauschte er nur ungern den Aufenthalt in seinem Privatmuseum, wo er sich stundenlang mit dem päpstlichen Nuntius Panzani aufhielt, gegen die undankbare Aufgabe ein, die seiner mit dieser Gesandtschaft harrte[3]. Er wußte, daß seine Mission erfolglos sein würde, wie es die ganze politische Welt jener Tage wußte, und wie Oxenstierna nur mit dem Schwert in der Hand an eine Besserung der Dinge glauben wollte, so meinte der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien kurzab zu dem englischen Gesandten: wenn die Ober- oder Unterpfalz auf vertragsmäßigem Wege dem Kurfürsten wieder hergestellt wird, so lege ich Ihrem Könige meinen Kopf zu Füßen[4].

Es war nicht nur die Undankbarkeit der ihm übertragenen Aufgabe, die den englischen Gesandten erregte, sie erschien durch die ihm in seiner Instruktion zur Pflicht gemachten Zurückhaltung entwürdigend für ihn, wie für das Land, das er vertrat. Und das mochte auch wohl Karl empfinden, denn während er seinem Gesandten im Geheimen aufgetragen hatte, von einer Unterstützung der Pfälzer Sache nur dann zu reden, wenn es ohne Verwicklung ge-

schehen könne, schrieb er stolz und kriegsmuthig an den treuen Freund des Pfälzer Hauses, den Landgrafen Wilhelm VII. von Hessen-Kassel, daß dies der letzte Versuch sei, zu gütlichem Austrage zu gelangen, ehe er zu anderen Maßregeln greife, um neben der Unterstützung, die er seiner Familie schulde, auch den ihm angethanen Schimpf zu rächen. Eine gleiche Erklärung mußte Roe an Oxenstierna, und Arundel vor den Generalstaaten abgeben, die er auf seiner Reise nach Deutschland aufsuchte, um bei ihnen vor allem zur Beilegung langjähriger Streitigkeiten zwischen England und Holland in der Fischereifrage hinzuwirken. Arundel fand die Lage der Dinge schlimmer, als sie zu Taylors Zeit gewesen war, wenn man nicht sagen will, daß er sie ruhiger und richtiger in ihrer Hoffnungslosigkeit erkannte, als jener. Die Gestaltung der innerdeutschen Verhältnisse machte den Kaiser den englischen Restitutionsansprüchen gegenüber zurückhaltender und weniger zugänglich, als es vielleicht im Frühjahr noch der Fall war. Seit langem kränkelnd, glaubte er sein nahes Ende vorauszusehen und mehr als je lag ihm daran, die Thronfolge im Reiche noch vor seinem Ende zu regeln. Wenn auch der Prager Friede die meisten der deutschen Stände um den Kaiser einte, so wußte Ferdinand doch, daß der Unwille gegen das Haus Habsburg nur künstlich zurückgedämmt war, und er fürchtete, daß er mächtig hervorbrechen und den Fortbestand seiner Dynastie gefährden werde, wenn er nicht noch zu Lebzeiten die Wahl seines Sohnes gesichert habe. Und dieses Wahlgeschäft sollte auf dem jetzt in Regensburg zu eröffnenden Kurfürstentage erledigt werden. Nimmer aber hätte er dieses Ziel erreicht, wenn er durch ein Entgegenkommen in der Pfälzer Sache, durch Restitution der gesammten Pfalz und Wiederherstellung der Kurwürde, wie Arundel wollte, sich den mächtigsten der Kurfürsten, Maximilian von Bayern, entfremdet hätte. So lange dieser kinderlos geblieben, war eine Wiederherstellung der alten Verhältnisse möglich, und vor Jahren schon hatte Kurfürst Ferdinand von Köln, der Bruder Maximilians, der diesem wegen seiner Hinneigung zu Kurpfalz nie ganz unverdächtig erschienen ist[1], den Winterkönig wissen lassen, daß eine Restitution wenigstens seiner Söhne gesichert sei, da der dritte der Brüder, Albrecht, sich mit der herzoglichen Würde begnüge und keine ehrgeizigen Ansprüche hege[2] — nun aber war dem bayerischen Kurfürsten an der Schwelle des Greisenalters noch ein Sohn geboren worden, und auf ihn die Kurwürde zu vererben und durch ihn bei dem bayerischen Zweige der Wittelsbacher zu erhalten, war das Streben Maximilians, an dem er mit eiserner Willensstärke festhielt.

Die Rücksichtnahme Ferdinands auf Bayern war indeß nicht das einzige Hinderniß, welches die Wirksamkeit Arundels erschwerte. Die Unterpfalz, deren Restitution der Kaiser weniger Schwierigkeiten entgegensetzte, befand sich noch in spanischen Händen, und Philipp IV. knüpfte die Räumung derselben an die Bedingung einer Hülfe Englands gegen die Vereinigten Niederlande, mit denen das auf thönernen Füßen ruhende, sich so mächtig dünkende spanische Weltreich seit fast einem Jahrhundert erfolglos kämpfte. Aber um den Preis eines Waffenbündnisses mit Spanien gegen die glaubensverwandte Niederlande wollte man in England die Restitution der Pfalz nicht. Trotz des Friedens von 1630 war der Gegensatz beider Staaten geblieben, den ein Fürstenwunsch nicht zu überbrücken vermochte. Die Freundschaft, die die Könige mit einander trieben, führte die Völker einander nicht näher. Es ging damals ein Zug freudigen Kampfesmuthes durch das englische Volk, aber es war nicht nur seine Abneigung gegen Spanien, die solche Gesinnung hervorrief, auch nicht allein das Interesse an der Wiederherstellung der Pfalz: es mischte sich in sein von Liebe und Haß bewegtes Empfinden die kühle Erwägung, daß ein auswärtiger Krieg, dessen Kosten vom Parlament bewilligt werden mußten, die Rechte der von Karl mißachteten Volksvertretung wieder herstellen und damit zum inneren Frieden führen werde. Und gerade dieser Umstand war für Karl maßgebend, wenigstens in Europa den Frieden mit Spanien nicht zu brechen, und wenn Maximilian von Bayern ihn in seinem Widerstand gegen das Parlament und in seinem verfassungswidrigen Absolutismus zu bestärken suchte, so mochte die Abneigung gegen seine Pfälzer Vettern dabei ihr Genüge finden, daß er aber Karl I. keinen Dienst erwies, hat die Folgezeit blutig bewiesen[1].

Es schien Karl nicht gegeben zu sein, eine klare Politik zu führen. Während er mit allen Mitteln in Europa den Kampf gegen Spanien vermied, setzte er kolonialen Unternehmungen, die ihre Spitze gegen Philipp IV. richteten, keinen Widerstand entgegen. Mit seiner Genehmigung hatten englische Unterthanen schon seit Jahren im Dienste der holländisch-westindischen Kompagnie gegen Spanien gekämpft, in seinem eigenen Lande hatte sich zur Eroberung der spanischen Kolonien eine solche Kompagnie gebildet und die Erfolge der Holländer reizten die Engländer umsomehr zur Wiederaufnahme des schon unter Elisabeth geführten Krieges, als durch die Zerstörung englischer Ansiedelungen in Westindien gerade jetzt ein willkommener äußerer Vorwand gegeben war[2]. Die Aussicht auf reichen Besitz, leicht zu

erringen, mühelos zu erwerben, erfüllte damals die weitesten Kreise in England mit thatkräftigem, thatbereitem Unternehmungsgeist und auch der König verweigerte seine Zustimmung nicht, als der Gedanke eines Kriegszuges gegen die spanischen Kolonien, an dessen Spitze Karl Ludwig treten sollte, greifbare Gestalt anzunehmen begann. Die Sympathien, die seine Neffen, besonders Karl Ludwig, in den Kreisen der Puritaner genossen, wie sich erst letzthin bei einem Besuche Oxfords gezeigt hatte, fingen an, ihn besorgt zu machen und eifrig suchte er nach einem Vorwande, sie mit allen Zeichen königlicher Gunst aus England zu entfernen[1]. Es war dabei zunächst sein Wunsch, durch ihre Rückkehr nach Holland den Generalstaaten die größte Last der mit den pfälzischen Restitutionsverhandlungen zusammenhängenden Verwicklungen aufzuladen, aber als jetzt die westindische Kompagnie, dem Verlangen Karl Ludwigs nachgebend, mit der Bitte an den König herantrat, dem jungen Kurfürsten die Theilnahme an dem Zuge gegen die spanischen Kolonien zu gestatten, da sah er sich auf Jahre hinaus, vielleicht für immer von den pfälzer Sorgen befreit, und wenn ihm auch die Trennung von dem Jüngling das Herz schwer machen wollte, so überwogen doch politische Erwägungen und bereitwillig erfüllte er den Wunsch seines Neffen. Kurz vorher erst hatte Karl Ludwig den Plan Rupprechts, nach Madagaskar zu ziehen, bekämpft, und nun war er selbst von dem Drang zur Ferne ergriffen. Die Erzählungen weitgereister Seeleute von den sagenhaften Gegenden des Westens hatten seinen Sinn umnebelt und nicht ohne Absicht sprach der König jetzt häufiger als sonst von seinen spanischen Jugenderinnerungen, von den dort verschwärmten und verträumten Nächten und wie er sich nur schwer von einem Lande losgerissen habe, dem noch jetzt seine Sehnsucht gehöre. Und wie ihm selbst das Bild der Heimath im Glanze südlicher Sonne verblaßt war, so mochte auch Kurpfalz unter den Palmen des Südens und angesichts der neuen, meerumrauschten Welt seine Neckarberge und die das Heidelberger Schloß umgrünenden Wälder vergessen.

Es fiel den Freunden des Pfälzer Hauses nicht leicht, den jungen Kurfürsten aus der Idealwelt, die er sich gebildet hatte, wieder zurückzuführen auf den festen Weg der Pflicht. Und gleich ihnen mahnte und warnte auch Elisabeth. Ihre Träume von Glanz und Glück, die sie einst an den Erwerb einer fremden Krone geknüpft hatte, waren längst dahin; sie wollte nicht, daß das Leben ihrer Kinder unstät werde, wie das ihre und das ihres Gatten gewesen, daß ihre Söhne, auf denen die Hoffnungen der Pfalz beruhten, zu fahrenden

Leuten herabsänken. Der treue Freund des Pfälzer Hauses, Thomas Roe, mußte ihnen auf ihre Bitten hin die großen Ziele vorstellen, die ihre Kräfte mehr erforderten, als Seeräuberfahrten in fremde Länder, und gerade jetzt war die Gestaltung der deutschen Verhältnisse derart, daß eine öffentliche Stellungnahme Karl Ludwigs dazu dringend geboten erschien. Auf dem Regensburger Kurfürstentage hatte sich ungeachtet seiner Bitten keiner der Kurfürsten des Pfälzers angenommen, da erschien es denn angezeigt, daß Karl Ludwig selbst seine ihm vorenthaltenen Rechte öffentlich zurückfordere, und gegen die Wahl Ferdinands III. und gegen die übrigen Beschlüsse dieses Tages Protest erhebe, — würde sich für diese deploratio pacis Germanicae auch in England kein Drucker finden, so würden ihrem Erscheinen in Paris jedenfalls keinerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden[1].

Ideen und Pläne solcher Art, die den jungen Kurfürsten in ein engeres abhängigeres Verhältniß zu Frankreich bringen konnten, verstimmten den König umsomehr, als dadurch seine Absicht zwischen Karl Ludwig und Spanien ein gutes Einvernehmen herzustellen, sehr erschwert wurde. Hier glaubte Karl seine Ehre verpfändet, während Elisabeth nicht mit Unrecht meinte, daß seit Vaters Zeiten die englische Ehre mit dem Schicksal der Pfalz unlösbar verbunden sei[2]. Ihr wie ihrem Sohne schien das gesuchte Entgegenkommen des spanischen Gesandten unaufrichtig und unehrlich, nur beabsichtigt, um bei der französischen Regierung gegen Kurpfalz Mißtrauen zu erregen und den von Frankreich seit Jahren erstrebten Anschluß an England zu gefährden. In der wegwerfendsten Weise äußerte sich Karl Ludwig über den Spanier, dessen großen und stets wachsenden Einfluß auf den König er mit steigender Erbitterung wahrnahm[3]. Als freilich Arundel ergebnißlos von Regensburg zurückkehrte und das Scheitern seiner Mission mit den entgegengesetzten Interessen der spanischen und österreichischen Linie des Hauses Habsburg und mit seiner Weigerung begründete, die Beziehungen der englischen Politik zu Frankreich und Holland abzubrechen, als die völlige Restitution der Pfälzer Kurwürde mit Zustimmung Spaniens an die Bedingung des Aussterbens der in Bayern regierenden Wilhelminischen Linie des Hauses Wittelsbach geknüpft wurde und die Kurfürsten die endgültige Lösung der Pfälzer Frage auf einen demnächst in Köln zu eröffnenden allgemeinen Friedenskongreß verschoben[4], da endlich sah auch der englische König ein, daß man in Spanien vom eigenen Vortheil, nicht aber von freundschaftlichen Gefühlen den Gang der Politik bestimmen ließ. Zu sehr hatte er auf Unterstützung seiner Pläne durch Spanien ge-

rechnet, als daß ihn jetzt nicht die offene Parteinahme für Bayern entrüstet und empört hätte. Von dieser Sinnesänderung hoffte Kardinal Richelieu einen Fortschritt der lange schwebenden Bündnißverhandlungen und griff, um den Boden dafür beim englischen Könige noch mehr zu bereiten und den Haß gegen Spanien zu vertiefen, ihn an seiner empfindlichsten Stelle, an seinem fürstlichen Stolze an. Das Blut des stolzen Stuart wallte auf, als ihm der Kardinal in scheinbarer Entrüstung mittheilte, daß er in Wien der Mittelpunkt übermüthiger Scherzreden sei und daß seine trotz aller kühlen Ablehnung unverdrossen fortgesetzten Annäherungsversuche weder seine Person noch seine Politik besonders begehrenswerth erscheinen ließen[1].

Arundel hatte sich in Regensburg in dem Gedanken befestigt, daß, wenn etwas zu Gunsten Karl Ludwigs geschehen solle, es möglichst bald sein müsse, und Karl schloß sich nunmehr dieser Meinung an. In Frankreich war sein Unterhändler Leicester bereits thätig, und seine Arbeit auf ein Bündniß mit England schien Erfolg zu versprechen, wenn auch die Idee Karls, das von den Franzosen besetzt gehaltene Lothringen gegen Wiederherstellung der Pfalz zu restituiren, sofort zurückgewiesen wurde. Aber auch mit den Seemächten sollten engere Beziehungen angeknüpft werden, und aufs Neue tauchte der Gedanke einer Vereinigung mit Holland und Schweden auf, den Roe schon 1632 befürwortet hatte. Zum schwedischen Kanzler, an den Karl Ludwig sich auch persönlich wandte, gingen Gesandte, die zwar Oxenstiernas dringenden Wunsch nach einer thätigeren Theilnahme Englands, aber doch gute Antwort zurückbrachten; Holland war schon schwieriger, es unterschätzte die Gefahren nicht, die ihm, dem kleinen Lande, aus einem solchen Bündniß erwachsen konnten[2], und auch die persönliche Verwendung Karl Ludwigs bei Friedrich Heinrich von Oranien wie bei den Generalstaaten nach seiner Rückkehr 1637 vermochte nichts, doch hoffte Elisabeth, daß für die in England geplante Seeexpedition Karl Ludwigs von den Generalstaaten wenigstens ein Schiff ausgerüstet werden würde.

Die Absicht des englischen Königs, seinem Neffen zu gestatten, Schiffe und Truppen in England zu sammeln, um sich in einem Seekriege die Pfalz zurückzuerobern — sei es nun, daß er die Beziehungen zwischen Spanien und Flandern beunruhige, oder sich den Weisungen füge, die der Bund zwischen Frankreich, Schweden und den Niederlanden für nöthig erachte, wurde von den deutschen Freunden der Pfälzer Sache mit Kopfschütteln betrachtet. Elisabeth schwieg — Bettler haben zu gehorchen, schrieb sie bitter[3], aber sie verhehlte ihren

englischen Vertrauten nicht, wie abfällig die dem Kaiser feindlichen Stände Deutschlands diesen Plan beurtheilten, der auf den geheimen Antrieb der Generalstaaten, die den größten Nutzen davon zögen, zurückgeführt werde. Vor allem war es der Landgraf von Hessen-Kassel, gleich Kurpfalz vom Prager Frieden ausgeschlossen, der es entwürdigend fand, wenn der erste Reichsfürst mit einer geliehenen Flotte auf Abenteuer ausziehe, und der den Wunsch äußerte, daß Karl Ludwig mit starker Macht zu ihm stoßen und offen in die Reihen der kaiserlichen Gegner treten solle. Wenn der König ihm 6000 Mann gebe, so vereinige er, der Landgraf, seine Truppen damit — das Seeunternehmen könne dann immerhin und zu gleicher Zeit von Rupprecht geleitet werden. Er hoffte, daß sich einer solchen Macht auch die Generalstaaten anschließen würden, daß auch Frankreich entschiedener und nachhaltiger als bisher in den Kampf eingreife, wenn an Stelle des Landgrafen von Hessen oder eines namenlosen weimarischen Prinzen der Kurfürst von der Pfalz die verbündeten Truppen befehlige.

In England war der Gedanke einer Seeexpedition mit größter Begeisterung aufgenommen worden. Mit Unbehagen verfolgte der spanische Gesandte die Bewegung; umsonst bemühte er sich, die Schiffe zum Kampf gegen die Niederlande zu verwenden, und selbst als die Gefahr eines direkten englisch-spanischen Krieges zurückgetreten war, schien ihm dennoch die Stimmung des Volkes so bedrohlich, daß er dem englischen Könige erklärte, sein Herr werde nie zulassen, daß England unter Vorschieben des Kurfürsten von der Pfalz Spanien bekriege. Zugleich befahl Philipp IV. ein Geschwader in der Bucht von Biscaya zusammenzuziehen, in der Annahme, daß die Unternehmung Karl Ludwigs sich in erster Linie gegen die aus Madagaskar heimkehrende Silberflotte richte[1].

Er sorgte unnöthig. Nur langsam kamen die wenigen Schiffe zusammen (es sollten vierzehn sein) und die unzufriedene Stimmung unter den Offizieren wie bei der Mannschaft ließ keine günstigen Erfolge hoffen. Als dann endlich, nach langem Zögern alles bereit war, fand Karl in dem Stocken der Verhandlungen mit Frankreich, das vor jedem engeren Abschluß die Zustimmung seiner Verbündeten Holland und Schweden einholen zu müssen erklärte, und zu diesem Zwecke einen Tag nach Hamburg einberufen wollte, einen guten Vorwand, die Schiffe vorerst nicht auslaufen zu lassen und damit jeder Verwicklung mit Spanien vorzubeugen. Denn an einem wirklich bindenden Vertrage, der die Pfälzer Frage weit gegen die Absicht des

Kardinals in den Vordergrund gedrängt hatte, lag dem Kardinal vorerst wenig, es kam ihm vor allem darauf an, den König in dem Glauben zu erhalten, daß Frankreich ein Bündniß mit England wünsche, um während der schwebenden Verhandlungen den Verkehr zwischen Spanien und England einzudämmen; es sollte dadurch zugleich ein engerer Anschluß zwischen dem Kaiser und Karl verhindert werden. Auf dem Hamburger Tage sah er Verwicklungen und Verzögerungen voraus, zumal man dort mit den Bündnißverhandlungen auch die Bedingungen festsetzen wollte, die dem Kaiser, dem Könige von Spanien und dem Kurfürsten von Bayern unter Androhung gewaltsamer Durchführung vorzulegen seien.

Zum größten Unwillen Karl Ludwigs, den Elisabeth redlich theilte, da sich ihre Söhne lange Monate bereits in England befanden, ohne daß sie auch nur das Geringste erreicht hatten[1], ging Karl auf den Vorschlag des Hamburger Tages ein. Unaufhörlich sah sich der jugendliche Kurfürst wegen seiner Unthätigkeit herben Vorwürfen ausgesetzt[2]; freudig hatte er daher den Gedanken der Seeexpedition ergriffen, die er als Beginn einer seiner würdigen Thätigkeit betrachtete. Nun aber trat der König von diesem Gedanken wieder zurück und Karl Ludwig wußte, daß die Vorwürfe über sein nutzloses Leben sich erneuern würden, daß er sie, so ungerecht und unbillig sie auch sein mochten, dennoch hinnehmen müsse, weil man in jedem Versuche, selbständig zu handeln, eine Schädigung der Pfälzer Interessen erblickte. Und alles war dazu angethan, seine Unsicherheit zu steigern. Während Karl vor allem wollte, daß durch die Einwirkung seiner Neffen auf die Herren im Haag angesichts des neuen, abzuschließenden Bündnisses der Austrag eines alten Zwistes mit England in der Fischereifrage vorerst vertagt werde, meinte Roe, der stets auf eine „noble action“ drängte, man dürfe die Gegner des Pfälzer Hauses nicht zu ruhigem Genuß ihres widerrechtlichen Besitzes kommen lassen. Fürstenehre sei es, so stellte er dem Kurfürsten mit beredten Worten vor, kein Unrecht schweigend zu dulden; nie sei ein Zeitpunkt günstiger zum Handeln gewesen, als der gegenwärtige, wo die Schiffe nur des Auslaufens harrten, wo er selbst durch den Tod des Kaisers Vikar des Reiches sei. Er solle, seiner Rechte und seiner Stellung bewußt, an der Spitze der Flotte in Hamburg landen, und inmitten der dort sich versammelnden Stände zur Durchführung seiner Ansprüche erscheinen[3].

Wohl lockten solche Ziele den Zwanzigjährigen, aber nicht nur die nüchternen Holländer widersprachen, auch der pfälzischen Umgebung

erschien es hochbedenklich, den jungen Fürsten, dem bei seinen bescheidenen Mitteln ein standesgemäßes Auftreten unmöglich war, zu einem Gesandtschaftstage zu entsenden, wo er, der denn doch immer als Bittender erschien, eine demüthigende und seines Namens unwürdige Rolle spielen mußte. Sofort hätten sich Zwistigkeiten über seine Stellung unter den Gesandten erhoben, zumal Frankreich ihm den kurfürstlichen Titel beharrlich verweigerte. Aengstliche Gemüther fürchteten sogar für seine persönliche Sicherheit, da sein Oheim, der König von Dänemark, zu einem Zuge gegen die Kongreßstadt rüstete.

So verzichtete denn Karl Ludwig auf diese Reise, und begab sich, dem Wunsche des Königs folgend, nach Holland. Aeußerlich verbarg er seinen tiefen Unmuth und bat auch Elisabeth, ihre Erregung zu bemeistern. Aber nach so vielen Enttäuschungen, die das Gefühl der Anhänglichkeit an seinen Oheim tief erschüttert und ihn unempfänglich gemacht hatten für die Bezeugungen seiner Neigung und Liebe, forderte er vor seiner Abreise in des Königs eigener Handschrift die Zusicherung dessen, was er für ihn thun wolle[1]. In froher Abschiedsstimmung kargte Karl mit weitgehenden Versprechungen nicht, deren Erfüllung niemals erfolgt ist. So begaben sich denn am 26. Juni 1637 beide Prinzen an Bord, um nach stürmischer Ueberfahrt, die durch das schlechte Schiff, das man ihnen zur Verfügung gestellt hatte, nicht ohne Gefahr war, in Holland wieder zu landen[2]. Arm, wie sie einst ausgezogen, kehrten sie heim und als sie enttäuscht und muthlos den englischen Boden verließen, den sie in stolzer Zuversicht und voll großer Hoffnungen betreten hatten, standen Spott und Hohn am Wege und erwarteten sie.

Die Enttäuschung Elisabeths über die erfolglose Politik ihres Bruders milderte sich durch die Hoffnungen, die sie für ihr persönliches Leben an die Rückkehr Karl Ludwigs knüpfte. Denn reiche Geldmittel hatten die Freunde des Pfälzer Hauses in England gesammelt und dem Kurfürsten übergeben, von dem die Mutter nunmehr die Tilgung ihrer Schulden erwartete, die von ihren Gläubigern mit steigender Dringlichkeit gefordert wurde. Karl Ludwig lehnte die Erfüllung dieser Bitte ab. Mit Worten tiefster Entrüstung berichtet Miß Benger in ihren Erinnerungen über dies „unkindliche" Benehmen, und Warburton, der Biograph Rupprechts, wiederholt diese Vorwürfe, die

mehr von Gefühl, als von kühlem, ruhigem Denken zeugen. Um der Pfalz zu helfen, nicht aber um die Schulden einer auch im Unglück genußsüchtigen und verschwenderischen Frau zu zahlen, waren die Gelder dem Kurfürsten übergeben worden, als deren Verwalter und nicht Eigenthümer er sich betrachtete. Der Vorwurf, als habe er sich gegen die Pflichten kindlicher Dankbarkeit versündigt, mag weiblich sein; gerecht ist er nicht. Durch Elisabeth war ein Hang zum Luxus und Wohlleben in die Pfalz gebracht worden, wie ihn die alten Kurfürsten nicht gekannt hatten, und der verhängnißvolle Trieb, die Schranken der gegebenen Verhältnisse zu überschreiten, hatte die Familie des Winterkönigs zu heimathlosen Leuten gemacht und die Pfalz verwüstet. Erfüllt von der Vergangenheit und ihrer Schuld blickte Karl Ludwig in die Zukunft und schon der Jüngling hatte sich die Ziele gestellt, die später der Mann zu erreichen strebte: durch hingebende und selbstlose Arbeit das Unglück zu sühnen, das durch die Verfehlung seiner Eltern über die Pfalz gekommen war.

Elisabeth verwand diese Weigerung nur schwer; mehr noch bekümmerte sie die Zukunft ihrer Kinder, die sie einst alle auf den ernsten, in sich gekehrten Karl Ludwig angewiesen wußte. Zwischen ihm und seinen Geschwistern bestand kein engerer Zusammenhalt; seine Beziehungen zu Rupprecht waren kalt und förmlich und nur selten erscheint sein Name in der regen Korrespondenz, die er von London aus mit Elisabeth führte. Um so enger wurde das Verhältniß zwischen Rupprecht und seinem jüngeren Bruder Moritz; unzertrennlich schlugen beide sich von jetzt an ein halbes Menschenalter in der Welt herum. Sie waren mehr als Brüder, sie waren Freunde, die redlich Leid und Freud des Lebens mit einander theilten, und daß sie mehr Leid als Freude zu theilen hatten, fesselte beide nur noch inniger an einander. Im Heere des Prinzen von Oranien machten sie ihren ersten Waffengang. Es war der Wille Elisabeths, daß ihre Söhne hier den Krieg kennen lernten; darum hatte sie Moritz in das Lager des Oraniers gesandt und bei der Rückkehr Karl Ludwigs auch Rupprecht zurückgerufen, um ihn auf diese Weise dem müßigen englischen Leben zu entziehen, wenn sie auch die Ehre nicht verkannte, die für ihren Sohn in dem täglichen Verkehr mit dem englischen Könige lag.

Karl Ludwig ging seine eigenen Wege. Er wollte sich hervorthun und an die Spitze eines Heeres treten, wie ihm der Landgraf von Hessen gerathen hatte. Mit ihm knüpfte er jetzt Unterhandlungen an, aber kaum hatten sie begonnen, als der schon lange kränkelnde

Landgraf im September 1637 starb und sich für Karl Ludwig eine Gelegenheit zu bieten schien, in den Besitz seiner Truppen zu gelangen. Es war nicht leicht; denn nach dem Tode Wilhelms war in Hessen das Bedürfniß nach einem Ausgleich mit dem Kaiser übermächtig geworden, und der hessische Feldherr Melander, den bereits der Winterkönig in Pfälzer Dienste hatte ziehen wollen[1], erklärte dem Kurfürsten, daß man dort wenig geneigt sei, den Krieg ohne eine Unterstützung, die wirklich Erfolg verspreche, weiterzuführen; die wenigen tausend Mann, die sich mit dem englischen Gelde anwerben ließen, von denen ein Theil zudem durch die höheren Gebote der westindischen Kompagnie verleitet, die Sache Karl Ludwigs verließ, schienen ihm dazu völlig unzulänglich.

Es beginnt jetzt eine Zeit im Leben Karl Ludwigs, die ihm vielen Tadel zugezogen hat. Die gescheiterten Unternehmungen im Norden Deutschlands, der Verlust Meppens, die Niederlage bei Vlotho — all dies hat man nur auf sein stolzes, herrisches Wesen zurückgeführt, da er im Vollgefühl seiner fürstlichen Würde Niemanden neben sich dulden, auch keinen Rath annehmen wolle, in dem Glauben, daß eine Stellung auch die dazu nöthige Befähigung verleihe. Dieses Urtheil ist nicht ungerecht. Denn von Selbstüberhebung und von gar zu weitreichendem Vertrauen auf sich und seine Feldherrngaben ist Karl Ludwig nicht freizusprechen, so daß ihm schon während seiner englischen Zeit Oxenstierna einmal ärgerlich sagen ließ, er solle, wenn er sich denn nicht rathen und leiten lasse, getrost das Glück des Krieges mit dem, was er an Truppen habe, versuchen[2]. Es lebte in Karl Ludwig ein Verlangen, (das auch bei den westfälischen Friedensverhandlungen späterhin hervortrat), ängstlich die Würde seines Hauses zu wahren und wenigstens nach außen den Anschein zu erwecken, als sei Kurpfalz im Stande, auch ohne fremde Hülfe, aus eigener Kraft seine Rechte zu vertreten und zu vertheidigen. Und gerade jetzt schienen geheime Verhandlungen mit Schweden Gutes zu versprechen, so daß er mit gleichgültigem Achselzucken an den bedächtigen Erwägungen des von Freund und Feind gleichmäßig umworbenen Melander vorbeischritt und der Welt mit stolzem Selbstgefühl zeigte, daß Kurpfalz denn doch noch nicht so herabgekommen sei, um die Hülfe eines Melander betteln zu müssen. Er hatte zudem in dem Prinzen von Oranien einen erfahrenen Rathgeber zur Seite, auf dessen Veranlassung er von der Wittwe des schwedischen Oberst Kniphausen den friesischen Ort Meppen kaufte und dort seine gesammten Kriegsvorräthe unterbrachte. An einen ausreichenden Schutz Meppens hatte

er dabei freilich nicht gedacht und so gelang es wenige Wochen später einer kleinen Schaar kaiserlicher Truppen, sich dieses Ortes mit dem sämmtlichen Kriegsmaterial zu bemächtigen.

Es war ein unheilvoller Beginn des öffentlichen Lebens von Karl Ludwig. Neben dem empfindlichen Verlust aller Vorräthe mußte auch der Eindruck dieses Schlages tief niederdrückend auf ihn wirken, den die Zeitgenossen allmählich als Erben des väterlichen Unglücks betrachten lernten. Und zu alledem begannen jetzt auch die Stützen zu wanken, von denen er sich bisher gehalten und getragen glaubte. Die Generalstaaten wurden schwieriger, da sich unter der geworbenen Mannschaft des Kurfürsten auch Holländer befanden, und sie jetzt nach dem Verlust Meppens die kaiserliche Strafe befürchteten, die sie durch möglichste Zurückhaltung zu vermeiden trachteten[1]; die enger werdenden Beziehungen zwischen Frankreich und dem Papst veranlaßten den Kardinal, so ungern er auch die Spanier in der Unterpfalz sah, zu einer Weisung an seinen Gesandten, durch Rücksichtslosigkeiten im persönlichen Verkehr dem jungen Kurfürst zu zeigen, daß sich die französische Politik fürderhin noch weniger als bisher durch Pfälzer Wünsche beeinflussen lasse[2] und in England erforderten die zunehmenden Wirren zu sehr die volle Hingabe Karls I., als daß er sich durch rege Antheilnahme an den Fragen der äußern Politik die Last seiner Regierungssorgen noch hätte vergrößern mögen, die ihm aus den inneren Zuständen seines Landes erwuchsen — so sah sich Karl Ludwig mehr denn je auf Schweden angewiesen, mit dem zwar seine Bevollmächtigten im Haag schon in Unterhandlung standen, mit dem er aber auch in direkten Briefwechsel trat, weil er durch Verhandlungen, die ausschließlich von Gesandten geführt wurden, seine kurfürstliche Würde angetastet und verletzt meinte. Zum Schrecken Maximilians von Bayern, der sich schon im Besitz der Pfalz gefährdet sah, schienen diese Unterhandlungen, die eine nachdrückliche Unterstützung durch schwedische Truppen und die Wiederherstellung Karl Ludwigs in den einstigen Besitz und die einstigen Würden bezweckte, von Erfolg begleitet, und auch Karl Ludwig war voll großer Zuversicht, so daß er ein neues Mißgeschick, welches ihn jetzt traf, mit ruhiger Seele hinnahm. Nicht zur Freude der Holländer, deren Besorgnisse er in einem verbindlichen Schreiben zu zerstreuen suchte, hatte er Arnheim zum Sammelpunkt und Waffenplatz seines Heeres gemacht[3], aber seine dorthin entsandten, noch ungeübten Truppen wurden von einer Schaar kaiserlicher Reiter auf dem Marsche überrascht und nach kurzem Widerstand überwunden. Doch schien die Zeit, wo er diese kleinen

Unglücksfälle, an denen er persönlich nicht betheiligt war, durch einen entscheidenden Sieg über die Kaiserlichen ausgleichen konnte, nicht mehr ferne. Denn die Schweden hatten seinen sehnlichen Wunsch nach einem eigenen Kommando, wenn auch zögernd, erfüllt und ihm sogar eine Abtheilung ihres Heeres unter General King unterstellt; bei dem herben Urtheil aber, das sie über die Pfälzer Truppen fällten, liegt die Annahme nahe, daß sie durch Ertheilung des Oberbefehls dem jungen Kurfürsten Gelegenheit geben wollten, sich auch persönlich von seiner Unfähigkeit zu überzeugen, von der sie selbst längst überzeugt waren[1]. Auch Rupprecht trat unter die Fahnen seines Bruders, um an Kampf und Sieg theilzunehmen. Am Ziel seiner Wünsche angelangt, begierig, der Welt zu zeigen, was die Pfälzer und ihre Verbündeten leisten könnten, wenn der Blick eines geborenen Führers sie leite, rückte Karl Ludwig von der Belagerung Lemgos, wo er nicht ohne Erfolg geblieben, dem zum Entsatze der Stadt entsandten kaiserlichen Feldherrn Hatzfeld entgegen. Der Ausgang ist bekannt. Bei Vlotho kam es zum Kampf, in dem Karl Ludwig geschlagen und Rupprecht, der „wie ein Löwe" gekämpft hatte, gefangen genommen wurde. Nur mit Mühe rettete sich der Kurfürst unter Verlust seines gesammten Gepäcks, seiner Geldmittel und Briefschaften über die Weser nach Minden. Zwei Monate verbarg ihn dort der Rathsherr Schwechhausen in einer Kammer seines Hauses und hielt es im Interesse der Sicherheit seines Gastes für angezeigt, den weiblichen Mitgliedern seines Hausstandes, besonders seiner Gattin trotz ihrer Fragen und Versprechungen den Namen des geheimnißvollen jungen Mannes zu verschweigen[2].

Karl Ludwig war durch den Zusammenbruch aller seiner Hoffnungen gebeugt, nicht gebrochen. Er verbarg sich nicht, daß die Niederlage ihn heimathlos und flüchtig gemacht hatte, wie seinen Vater, daß das Schwert, welches er gegen den Kaiser gezogen, in seiner Hand zerbrochen war — wie wollte er den Krieg weiterführen! Aber Kraft und Muth der Jugend trugen ihn empor, und in der Einsamkeit seines Mindener Aufenthaltes entwarf er neue Pläne für die Zukunft — nicht mehr so hochfliegend, wie einst, denn die eigene Kraft hatte versagt, und sein Selbstvertrauen war (wenigstens vorübergehend) erschüttert, so daß er sich williger als bisher fremder Führung unterordnete. Während er selbst die feste Haltung im Unglück nicht verlor, war über die Freunde des Pfälzer Hauses eine dumpfe Hoffnungslosigkeit gekommen, ein niederdrückendes und beklemmendes Gefühl, daß das Haus des Winterkönigs dem Untergange geweiht sei und

das Schicksal mit ihm enden wolle. Was der Böhmenkönigin die Niederlage besonders schwer machte, war die Wegführung des gefangenen Rupprecht nach Wien, und die Unterbrechung jeglichen brieflichen Verkehrs, den Hatzfeldt nicht zulassen wollte. Mehr noch als einst, da sie ihn in der katholisirenden Luft des englischen Hofes wußte und für seine Glaubensfestigkeit bangte, zweifelte sie jetzt, ob er den glänzenden Versprechungen, die man ihm am Kaiserhofe für den Fall eines Glaubenswechsels machte, widerstehen werde; erst als der Neunzehnjährige trotz des Zuredens Karls I. fest erklärte, daß keine Macht der Welt ihn seinem protestantischen Bekenntnisse abwendig machen könne, ward Elisabeth ruhiger, und an Stelle der Sorge trat die Trauer um den fernen Lieblingssohn, von dessen Schicksal widersprechende Gerüchte bald Gutes und bald Schlimmes meldeten[1].

Um die Jahreswende 1638 begab sich Karl Ludwig von Minden zunächst nach Hamburg, wo seit Monaten ebenso ergebnißlos zwischen Frankreich, Schweden und England über die Wiederherstellung der Pfalz geredet und verhandelt wurde, wie zu gleicher Zeit in Köln und vor allem in Brüssel. Mit besonders großen Erwartungen hatte man dem Brüsseler Konvente entgegengesehen, dessen Thätigkeit indeß ebenfalls nur in Vorbesprechungen bestand, da der englische König den Kongreß zwar angeregt hatte, aber den Fortgang der Verhandlungen mit wenig Theilnahme begleitete[2]. Karl Ludwig hielt sich nicht lange in Hamburg auf. Von Rusdorf und dem schwedischen Gesandten mit Weisungen versehen, reiste er, nachdem Banér seinen Besuch abgelehnt hatte, nach Glückstadt zum Könige von Dänemark weiter, der zur großen Enttäuschung des Kurfürsten seine Theilnahme an den Schicksalen der Pfalz auf gute Wünsche und briefliche Verwendung beim Kaiser beschränkte, mit dem er damals in engen Verhandlungen stand[3]. So mußte er den schweren Bittgang nach England antreten, den er so gerne vermieden hätte. Denn es begannen jetzt die Zeiten, die Dahlmann den Wendepunkt der Regierung König Karls nennt, die Zeiten der Revolution, die sich an die Einführung einer neuen, unter päpstlicher Mitwirkung verfaßten Liturgie und eines neuen kirchlichen Gesetzbuches knüpften. Mehr noch als die Engländer waren die Schotten von der Gährung ergriffen worden und die Neigung der Puritaner zu Karl Ludwig gewann hier zuerst greifbare Gestalt in der Forderung, statt des von der Königin mißleiteten Königs den Pfälzer zum Herrn zu wählen[4].

Trotz der bedrohlichen Lage fand Karl Ludwig den Glanz des englischen Hoflebens nicht gemindert, und seine Empfindlichkeit über den nicht gerade freudigen Willkommen mußte er schweigend unter-

drücken, da der englische König der einzige war, der durch eine schnelle Hülfe die schlimmsten Folgen der Niederlage abzuwenden vermochte[1]. Mit Mäßigung, um seinen Oheim nicht zu erregen, hörte er die Vorwürfe an, die ihm reichlich zu Theil wurden, denn auch das geringe Interesse, welches Frankreich noch an Kurpfalz nahm, war von dem Verhalten des englischen Königs abhängig gemacht worden. Schon vor der Schlacht bei Vlotho hatte Ludwig XIII. einem Pfälzer Gesandten ausdrücklich erklärt, daß seine Unterstützung sich nur nach der Unterstützung richte, die der englische König der Pfälzer Sache angedeihen lasse, und daß er zu diesem Zwecke bindende Zusagen nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft fordern müsse. Dazu aber war Karl aus Gründen der inneren Politik nicht geneigt. Und der Ansicht, die der schwedische Gesandte in Paris, der berühmte Rechtslehrer Hugo Grotius ihm eröffnen ließ, daß ein Krieg, für die Sache des Protestantismus geführt, die Häupter der königfeindlichen Partei aus dem Lande entfernen werde, vermochte er nicht zu folgen; er begnügte sich damit, seinem Neffen den Rath zu ertheilen, bevor er wieder als Führer auftrete, unter den Augen des bedeutendsten Feldherrn jener Tage, des Herzogs Bernhard von Weimar, zunächst die Schule des Feldherrn durchzumachen. Kaum aber war Karl Ludwig nach Holland zurückgekehrt, um sich in das Lager Bernhards zu begeben, was er vor Jahresfrist selbstbewußt und hochmüthig abgelehnt hatte, als er dessen Tod erfuhr. Die führerlose Armee, die in den Händen des großen Fürsten die Augen der Welt auf sich gelenkt hatte, um deretwillen Richelieu ihn in französische Dienste zu ziehen bemüht gewesen, wurde sofort umworben; nicht nur von den Brüdern des Herzogs, denen Bernhard seine Truppen testamentarisch vermacht und von Frankreich, dem er bei einem Verzicht seiner Brüder das Heer zugesprochen hatte: auch vom Kaiser und von den Schweden. Und mit den Großmächten Europas wagte Karl Ludwig in Wettbewerb zu treten; er, der länderlose Fürst, dessen militärische Laufbahn bisher nur durch Niederlagen bezeichnet war! Nicht immer verschloß er sich solchen Erwägungen, dann aber riß Elisabeth ihn durch ihre fast fatalistische Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang der Pfälzer Sache aus seinem gedankenvollen Zaudern und begeisterte ihn durch die Vorstellung, wieder an die Spitze eines Heeres zu treten, zu schnellem Handeln[2]. Eilig reiste er mit nur zwei Begleitern nach England, um die nöthigen Geldmittel flüssig zu machen und den König auf Betreiben der Holländer zu veranlassen, sich der in den englischen Häfen befindlichen spanischen Flotte zu bemächtigen, die mit reichen Geldmitteln

nach Flandern unterwegs war; die Beute sollte dem Kurfürst zur Werbung der weimarischen Truppen dienen[1]. Zugleich hatte er, unterstützt vom Markgrafen von Baden und geheimen holländischen Agenten, seine Räthe Peblis und Pawel ins Elsaß gesandt, um dort dem General Erlach, den Peblis bereits von seinem Schweizer Aufenthalt her kannte, und den übrigen „Direktoren" die Nothwendigkeit des Zusammenhalts der weimarischen Armee angesichts der gefährdeten Lage des Protestantismus vorzustellen und mit ihnen die Maßnahmen zu besprechen, die zur Uebernahme der Truppen und des Oberbefehls erforderlich waren[2]. Doch erhielten sie vorerst nur eine ausweichende Antwort, weil Erlach seine Truppen, die er freilich lieber in der Hand eines protestantischen Fürsten statt eines katholischen Königs sah, ohne die Zustimmung Frankreichs und Schwedens an Karl Ludwig nicht auszuliefern wagte. Da die Antwort nicht direkt ablehnend war, bedeutete sie für den stets sanguinischen Karl Ludwig Gewährung. Zufrieden und beruhigt ließ er Anfang Oktober 1639 den Direktoren melden, daß er in den nächsten Tagen seine Reise nach Breisach antreten werde, um den Truppen, deren Führung er übernehmen wolle, auch persönlich nahe zu sein. Gar zu lange hatte er schon gesäumt, statt seiner Gesandten hatte man ihn persönlich zur Besprechung gewünscht, wie ihm der Prinz von Oranien auch gerathen hatte, und mit tiefer Verstimmung erfuhren die weimarischen Führer, daß er trotz der reichen Geldmittel, die der englische König ihm besorgt hatte, seine Abreise verzögerte[3].

Als er dann endlich im Oktober aufbrach, trug die Ungeschicklichkeit, mit der er seine Reise ins Werk setzte, nicht wenig zum Scheitern der ganzen Unternehmung bei. Ihn selbst traf dabei wenig Schuld. Er wollte geheim reisen, wenigstens französischen Boden vermeiden, da ihm die Absichten des Kardinals auf die Truppen Bernhards von Weimar ebenso bekannt waren, wie seine skrupellose Art, das einmal Vorgenommene zu erreichen, die sich kurz vorher erst in der Verhaftung des polnischen Prinzen Johann Casimir gezeigt hatte, aber Karl von England, der vor der Abfahrt des Kurfürsten acht Tage lang sämmtliche Häfen zur Ein- und Ausfahrt sperrte, wünschte zwar, daß er seinen Weg durch Frankreich nehme, verbot ihm indessen, offen als Kurfürst aufzutreten, was doch, um jeden Argwohn zu vermeiden, hätte geschehen müssen[4]. Daß die bald darauf erfolgte Verhaftung Karl Ludwigs auf seinen Rath zurückzuführen war, daß er sich selbst den Vorwurf der Unbesonnenheit und Ungeschicklichkeit machen mußte, konnte seinen Unwillen späterhin nur noch steigern,

zumal wenn er sich sagte, daß seine schwankende Haltung dem verbündeten Frankreich, Schweden und Holland gegenüber in dem Kardinal den Argwohn erregt hatte, daß mit den Truppen auch die Eroberungen Bernhards in den Besitz Karl Ludwigs übergehen sollten, die dann, gegen Kurpfalz eingetauscht, dem Kaiser eine feste Stütze am Oberrhein geboten hätten[1]. Diese Vermuthung erschien um so mehr gerechtfertigt, als Karl mit Spanien über die Restitution der Unterpfalz in Verhandlungen stand, auf Grund deren dem Kurfürsten wenigstens ein Drittel ihrer Einkünfte gewährt werden sollte[2]; es kam hinzu, daß die spanische Flotte vor den verfolgenden französisch-holländischen Schiffen in den Downs bei Dover Schutz gefunden hatte. Durch die zweideutige Haltung des Königs war auch Karl Ludwig verdächtig geworden[3]. Um daher jeder gegen Frankreich gerichteten Maßregel die Spitze abzubrechen, griff Richelieu zu gewaltsamen Mitteln, die Ludwig XIII. nicht gebilligt hatte, von denen er vorher vielleicht auch nichts wußte. Dem Winke des französischen Gesandten in London, sich für die Durchreise durch Frankreich mit einem Passe zu versehen, hatte Karl Ludwig nicht Folge geleistet; mit königlichen Ehren, salutirt von den Flaggen der befreundeten Mächte, war er von England abgefahren und in Frankreich gelandet; unerkannt, wie er glaubte, reiste er weiter, um sich in Paris noch einige Tage aufzuhalten, und er merkte nicht, wie er umstellt wurde, wie sich dicht vor den Thoren der Hauptstadt das Netz spannte, in dessen Maschen er sich verfing. In Moulins wurde er verhaftet und zunächst nach Vincennes gebracht, deren Gouverneur ihn freundlich zu einer kleinen Geduldsprobe in den Thürmen der Festung einlud[4]; von dort wurde er heimlich nach Auxerre in strenge Haft überführt. Zugleich versicherte man sich seiner Brüder Moritz und Eduard, die damals in Frankreich lebten, und behielt sie unter Aufsicht, ohne sie gerade gefangen zu nehmen.

Unterdessen wurden die weimarischen Truppen an Frankreich verkauft — was half aller Protest gegen den Willen ihrer Führer?! Mit kochendem Ingrimm empfanden sie schon jetzt, mehr noch später, mit welcher Verachtung die Franzosen auf Soldaten herabschauten, die doch einst die Augen der kämpfenden Welt auf sich gelenkt hatten, und gleich ihnen empfanden auch die zerschlagenen Trümmer des deutschen Volkes, mit denen sie ihre Kriegszüge in Berührung brachten, soweit in ihnen noch ein Gefühl für deutsche Ehre und deutsches Selbstbewußtsein vorhanden war.

Sobald die Nachricht von der Verhaftung Karl Ludwigs nach London kam, gab der aufs höchste empörte König seinem Gesandten Befehl, seine sofortige Freilassung zu fordern, und erklärte, von Elisabeth beeinflußt, alle weiteren Verhandlungen mit Frankreich abzubrechen, solange Karl Ludwig noch in Haft sei[1] — eine nicht sonderlich geschickte Maßregel, da doch gerade der ernste Wille Karls, die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen, dem Kardinal die Furcht eines Zusammengehens von England mit dem Kaiser hätte benehmen und die Haftentlassung, oder doch zunächst wenigstens die Hafterleichterung Karl Ludwigs herbeiführen können. Wenn nun auch ängstliche Erwägungen von Recht oder Unrecht die Seelen der Staatsmänner nicht anzukränkeln pflegen, wenn es sich um Fragen der Macht oder politischer Interessen handelt, so empörte sich doch das Gefühl der europäischen Mächte, als sie diesen Gewaltstreich erfuhren und der großen Dienste gedachten, die Kurpfalz dem Vater des französischen Königs erwiesen hatte. Der Ruf nach Freilassung Karl Ludwigs, von Dänemark besonders laut und zudem in einer Form erhoben, daß seine Briefe am französischen Hofe Anstoß erregten[2], drang doch auch zu den Ohren des Kardinals. Schon dachten die Protestanten, die in dieser Handlungsweise einen dem Kaiser und besonders dem Kurfürsten von Bayern erwiesenen Dienst erblickten, mit dem Richelieu in geheimen Verhandlungen stand, an eine Koalition gegen Frankreich, aber der welt- und menschenkundige Kardinal wußte, daß die lauteste Entrüstung auch die thatenloseste ist, und hielt den Prinzen in Haft, bis die Verhandlungen zur Uebernahme der weimarischen Armee völlig zum Abschluß gelangt waren. Nicht der Verwendung Karls von England hatte der Pfälzer dann seine Freiheit zu verdanken, denn die Revolution lähmte in gleicher Weise sein Handeln wie die diplomatischen Verhandlungen mit den einander widerstrebendsten Parteien, und bereitwillig überließ der englische König den Schweden die nachdrückliche Forderung an Frankreich, den jungen Kurfürsten aus der Haft zu entlassen.

Durch Grotius ließ die schwedische Regierung, wenn auch nach der Ansicht Elisabeths lange nicht entschieden genug, dieses Verlangen an Ludwig XIII. stellen und mit Nachdruck wies der bedeutende Rechtslehrer darauf hin, daß die Gegnerschaft der österreichischen wie spanischen Habsburger sich nicht zum wenigsten an die Dienste knüpfe, die das Pfälzer Haus von je den französischen Königen erwiesen, und daß man in Wien wie in Madrid mit Behagen dem Untergang der Pfalz zuschaue, den die einstigen Freunde derselben noch beschleunigten.

Und wenn Karl Ludwig wirklich gefehlt habe, führte Grotius in einer späteren Audienz bei dem Könige aus, so solle man nicht vergessen, daß in seiner Jugend auch die Entschuldigung für begangene Fehler liege, und daß durch seine Freilassung das schwedisch-französische Interesse nur befördert werden könne[1].

Die Persönlichkeit Karl Ludwigs war indeß zu enge mit den politischen Verhältnissen der Zeit verknüpft, als daß der Kardinal den schwedischen Wünschen ohne Weiteres hätte nachkommen können. Zuvor mußte er die Gewißheit haben, daß der Ergeiz und die Unruhe des jungen Pfälzers seine Zirkel fürderhin nicht mehr stören werde, und so forderte er von ihm das ehrenwörtliche Versprechen, jeder Absicht auf die Truppen Bernhards von Weimar zu entsagen, Frankreich ohne Erlaubniß des Königs nicht zu verlassen und für die Dauer des Krieges nicht gegen den französischen König zu kämpfen.

Karl Ludwig, den die lange Haft ermüdet hatte, und der eine thatkräftigere Unterstützung vom französischen Könige erwartete, wenn er sich seinen Wünschen füge, statt ihnen sich zu widersetzen, nahm nach kurzem Schwanken die Bedingungen an, in der Hoffnung, daß sich doch noch einmal gute Freunde finden würden, mit deren Hülfe er erreichen könne, worauf er jetzt verzichten mußte[2]. Mitte März 1640 ward er seiner Haft entlassen und in das Haus des englischen Gesandten gebracht, wo er einige Tage blieb, bis ihm Wohnung und Unterhalt im königlichen Palaste bereitet war. Beim französischen Könige fand Karl Ludwig gute Aufnahme; alle Ehren, die seiner Geburt zustanden, wurden ihm bei Hofe erwiesen, und wenn ihm auch nach wie vor der kurfürstliche Titel beharrlich verweigert wurde, so versicherte Ludwig ihm dennoch öffentlich so sehr seiner Freundschaft, daß sich das Gerücht verbreiten und Glauben finden konnte, Karl Ludwig sei zum Gouverneur von Breisach ausersehen. Wenig zufrieden aber war Karl von England mit dem Vertrage, den sein Neffe unterzeichnet hatte, und indem er seinen Gesandten verbot, dem Könige zu danken und ihm jeden Verkehr mit den französischen Ministern untersagte, gab er durch diplomatische Unhöflichkeiten seinem Unwillen Ausdruck[3]. Karl Ludwig ließ sich dadurch in seinem Verhalten nicht beeinflussen. Er versäumte die Höflichkeitspflichten nicht, er besuchte die leitenden und einflußreichen Männer des Hofes und der Regierung und wenn er dabei von Richelieu herablassend behandelt wurde, so nahm er, der Demüthigungen gewohnt, auch diese schweigend hin, denn es war gefährlich, den Zorn des Gewaltigen zu reizen, der allein seine an Frankreichs König gerichteten Bitten erfüllen konnte. Das schroffe

Verhalten seines Vetters von England hatte den französischen König tief verstimmt. Auf alles Drängen Karl Ludwigs, ihm zur Wiederherstellung der Pfalz seine Hülfe zu gewähren, erwiderte er, durch die Berichte des französischen Gesandtschaftssekretärs Montereuil in der Annahme bestärkt, daß Karl nur zum Schein die Sache seines Neffen vertrete, daß er zunächst wissen müsse, was denn England zu thun gesonnen sei, und ob die lange schwebenden Bündnißverhandlungen endlich Aussicht auf Erfolg haben könnten[1]. Daß der englische Gesandte stets neue Gründe für das Stocken der Verhandlungen vorbrachte, daß er sie bald in den schottischen Unruhen suchte, dann wieder als ausdrücklichen Wunsch seines Königs bezeichnete, schon im Interesse der Pfalz mit dem Kaiser in Frieden zu leben, erschien so wenig überzeugend, daß der Kardinal ernstlich daran dachte, den jungen Kurfürsten unter der ehrenwörtlichen Verpflichtung der Rückkehr nach England zu senden, um durch persönlichen Einfluß auf Karl zu erreichen, was den diplomatischen Verhandlungen bisher nicht gelungen war. Die Form, in der man diese Absicht dem englischen Könige mittheilte, war wenig verbindlich, und Karl Ludwig, der nur ungern dem peinlichen Auftrag beigestimmt hatte, war im Grunde recht erfreut, als Karl ihm schreiben ließ, daß er auf eine Reise, die doch erfolglos sein werde, am besten verzichte. Er hatte von Karl Ludwig eine sofortige Zurückweisung des französischen Antrages erwartet und fügte gereizt die für seinen Neffen wenig erfreuliche Erklärung hinzu, daß er sich auch hinsichtlich seiner Unterstützung fürderhin an Frankreich wenden solle, da er, der augenblicklich selbst eine Anleihe von vier Millionen dort mache, nicht mehr im Stande sei, ihm Geld oder Truppen zur Verfügung zu stellen; für die Zukunft müsse die Zukunft sorgen. Die Hoffnung, Frankreich je befriedigen zu können, gebe er auf, mit jedem Angebot steigere es seine Forderungen; so breche er denn die ergebnißlosen Versuche ab und trete von jedem Abkommen mit dieser Macht zurück[2].

Karl Ludwig war über diese Antwort des Königs aufs höchste bestürzt. Worauf sollte er sich noch verlassen, wenn jetzt auch England seine Sache aufgab? Gewiß werde er, so versicherte er dem englischen Gesandten, in dieser für seinen Oheim so schweren Zeit nicht mit Bitten oder Klagen an ihn herantreten, wenn er auch hoffe, daß Karl sich in besseren Tagen seiner armen Neffen wieder erinnern werde[3]; er wollte sich sogar um Entbindung von dem einmal gegebenen Worte bemühen, um dem Wunsche Karls gemäß in die Niederlande zum Heere des Prinzen von Oranien zu gehen und ihm so einen unzweifel-

haften Beweis seiner Hingebung und Anhänglichkeit zu liefern. Bei Gelegenheit sprach er dann auch mit dem Kardinal über die von Karl erhobenen Vorwürfe französischer Unersättlichkeit, denen Richelieu mit der ruhigen Erklärung begegnete, seine Forderungen dem Kurfürsten wie der Böhmenkönigin vorzulegen, die über die Rechtmäßigkeit derselben entscheiden sollten; übrigens möge er seine Ansprüche aufstellen und die französische Antwort darauf abwarten[1].

Die Lage Karl Ludwigs wurde auf die Dauer unerträglich. Auf der einen Seite stand Frankreich, welches helfen zu wollen erklärte, wenn England dazu bereit sei, auf der anderen England, das seine Hülfsmittel an Geld und Mannschaft im eigenen Dienste verwenden mußte. Gerade jetzt aber hatten die deutschen Verhältnisse eine Gestalt angenommen, die es Karl Ludwig dringend wünschenswerth erscheinen ließen, mit allem Nachdruck seine Sache vertreten zu können und vertreten zu sehen.

Angesichts der fragwürdigen Haltung des englischen Königs hatte Karl Ludwig schon 1639 den König von Dänemark um seine Vermittlung bei Kaiser und Reich gebeten, aber es war diesem nicht gelungen, die Pfälzerfrage auf dem Nürnberger Kurfürstentage 1640 zu eingehender Besprechung zu bringen. Mit kaiserlicher Genehmigung hatte man sie auf besondere Traktaten verschoben und von den Universalfriedensverhandlungen abgelöst, die den im Anschluß an den Kurfürstentag nach Regensburg berufenen Reichstag beschäftigen sollten. Elisabeth theilte das Vertrauen ihres Sohnes zu Dänemark nicht, da Christian zum Kaiser wie Spanien in zu freundschaftlichen Beziehungen stand, als daß er mit Ernst und Nachdruck eine diesen beiden Mächten so unangenehme Frage hätte vertreten können. Es war nicht ihre einzige Sorge beim Zusammentritt des Reichstages. Nicht um Geld, und nicht um Mannschaft, nur um Absendung eines besonderen Gesandten nach Regensburg hatte Karl Ludwig seinen Oheim gebeten. Er hatte nicht vergessen, daß man einst über seine Proteste gegen den Prager Frieden mit der Bemerkung hinweggeschritten war, daß sich ja noch nicht einmal Jemand gefunden, der während der Verhandlungen für Kurpfalz das Wort ergriffen habe, und er wünschte nicht, daß solches sich wiederhole. Aber eben diese Gesandtschaft beunruhigte Elisabeth. Mußte sie nicht, um überhaupt zu den Verhandlungen zugelassen zu werden, den „König von Ungarn" als deutschen Kaiser anerkennen? Mußte dabei Karl I. nicht die Einsprache, die er einst so pathetisch erhoben hatte, stillschweigend fallen lassen?

Unterdessen verzehrte sich Karl Ludwig vor Ungeduld in Paris. Er sah, wie sich für ihn und sein Haus weitschichtige Dinge vorbereiteten, und ihn beklemmte das unthätige Leben in der französischen Hauptstadt bei nichtigem Zeitvertreib. Vergebens ließ er an Ludwig XIII. das Verlangen stellen, ihn wenigstens von dem Zwange zu entbinden, in Paris leben zu müssen: der König wagte es nicht aus Furcht vor dem Kardinal. Da erbat er denn von diesem die Erlaubniß Paris verlassen und den König um seine Freilassung ersuchen zu dürfen. Und der Kardinal, der mit Unbehagen die spanischen Versuche bemerkte, den englischen König in den Krieg gegen Frankreich zu verflechten und wohl wußte, wie mißbilligend Karl I. die Nachricht von dem holländisch-französischen Seesiege unter Tromp aufgenommen hatte, wollte ihn sich durch einen Freundschaftsdienst verpflichten und gewährte dem Pfälzer die Bitte. Gegen das Versprechen, die einst eingegangenen Verpflichtungen streng innezuhalten, wurde ihm die langersehnte Freiheit zurückgegeben, und so sah er sich zugleich von der ständigen Furcht entlastet, bei irgend einer dem Kardinal bedrohlich erscheinenden Wendung der politischen Verhältnisse aufs Neue verhaftet zu werden. Von Amiens, wo er dem Könige seinen Dank abgestattet hatte, begab er sich nach Holland zu seiner Mutter, die nun mit allen Mitteln auch die Freilassung Rupprechts erstrebte.

So trat denn wieder einmal ein Reichstag in der Stadt St. Emmerans zusammen. Auf den 26. Juli hatte der Kaiser die Ausschreiben in das Reich erlassen, aber der Termin war längst verstrichen, ohne daß die Gesandten erschienen gewesen wären[1]. Ferdinand war bereits am 21. Mai nach Regensburg aufgebrochen. Er hielt einen stillen Einzug in die alte Stadt, die so verarmt war, daß sie ihm und den Ständen den Ehrentrunk nicht mehr reichen konnte, den sie 1630 noch gespendet hatte. Einen glänzenden Empfang hatte er sich verbeten, denn in einer Zeit, wo selbst bedeutende Reichsstände ihr Fernbleiben durch den Mangel an Reisegeld entschuldigten, verlangte er auch für die Person des Kaisers keinen prunkvollen Aufwand. Von dem Glanze früherer Reichsversammlungen war diesmal kaum etwas zu bemerken, man suchte den Ernst der Zeit auch im Leben zum Ausdruck zu bringen, und hatte schon in Nürnberg scharf getadelt, wenn ein Reichsstand größere Festlichkeiten veranstaltete[2].

Auf diesem Reichstage sollte die größte Frage entschieden werden, die je einen Reichstag beschäftigt hatte: wie nach 22 Jahren kriegerischen Elends dem Reich der Friede wiedergegeben werden könne. Braunschweig hatte den Friedensgedanken zuerst angeregt; ihm hatten sich andere Stände angeschlossen, aber bei dem Widerstreben der größeren Mächte, die mehr von ihren Waffen, als von Besprechungen für sich erwarteten, konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein, und man begann allmählich den Reichstag als Komödie und die sich so selbständig dünkenden Reichsstände nur als Werkzeuge des Kaisers zu betrachten.

Im Uebrigen kam jetzt doch manches zusammen, was die diesmaligen Verhandlungen wenigstens für die Pfalz aussichtsreicher erscheinen ließ, und was auch zweifelnde Beobachter mit guten Hoffnungen erfüllte. Der dänische Gesandte sah zwar richtig voraus, daß für eine Einigung der streitenden Parteien, Bayern und Pfalz, der Zeitpunkt noch nicht gekommen und ein günstiges Ergebniß für Karl Ludwig auch von diesem Tage nicht zu erwarten sei, aber die Stände des Reiches hatten sich im Laufe der Verhandlungen davon doch überzeugt, daß ohne gütliche Lösung der Pfälzer Frage der Friede nicht zu Stande kommen könne. Das Manifest an alle christlichen Fürsten, welches Karl Ludwig 1637 hatte verbreiten lassen, worin er seine Ansprüche auf Kurpfalz nachdrücklich betonte und Unterstützung bei den Kämpfen um seine Wiederherstellung verlangte, war nicht ohne Wirkung geblieben, die durch die verspätete, erst 1640 erschienene Entgegnung Bayerns nicht mehr erschüttert zu werden vermochte.

Auch in England schien sich für die Sache des Kurfürsten eine bessere Wendung vorzubereiten[1]. In den Tagen, da in Regensburg der Reichstag zusammentrat, eröffnete König Karl das sogenannte lange Parlament, das seine Thätigkeit mit dem Prozeß Strafford begann und, ehe es in dem Parlament von England aufging, mit dem des Königs endete. Begeistert, wie seit zwanzig Jahren nicht mehr, ergriff das englische Volk und besonders Schottland die Pfälzer Sache. In allen Londoner Kaffeehäusern wurde die Frage eifrig besprochen und auf der Straße wurden diese Besprechungen mit jener Ueberzeugungstreue fortgesetzt, die mehr von der Behandlung ihrer Gegner, als ihrer Gründe erwartet. Entfesselnd wirkte auf diese gährende Volksmasse die Nachricht von einer Niederlage Piccolominis und tagelang war der begeisterte Londoner Pöbel der geduldete Herr der Straße. Aber auch ruhigere Naturen schlossen sich dem allgemeinen

Verlangen an. Man sprach im Parlament offen aus, daß Karl Ludwig nie sein Ziel erreiche, solange der Kaiser an die Parlamentsunterstützung des Kurfürsten nicht glaube, und daß dieser Glaube dem Kaiser erst durch die Bildung eines eigenen Heeres kommen könne[1]. Vom französischen Gesandten, der in den katholischen Rathgebern am englischen Hofe spanische Parteigänger sah, wurde diese Stimmung eifrig geschürt und er versprach einem Parlamentsheer, an dessen Spitze Karl Ludwig stehe, freien Durchzug durch französisches Gebiet an die Pfälzer Grenzen; dann mochte der offene Kampf gegen den Kaiser beginnen, von dem der Kardinal reiche Vortheile für Frankreich erwartete. Die Theilnahme des Parlaments an den Schicksalen Karl Ludwigs war echt, aber sie machte nicht blind. Wohl erklärte es seine Sache für identisch mit der allgemeinen Sache des Protestantismus, und der stets wachsende Haß gegen die Katholiken steigerte die Neigung zu Karl Ludwig und die Bereitwilligkeit, dem Könige die Mittel zur Wiederherstellung der Pfalz an die Hand zu geben, aber zunächst wollte das Parlament seine eigene Sache, den Bürgerkrieg, zu Ende führen, ehe es sich in auswärtige Verwicklungen einließ, so sehr es deren Schlichtung auch als in seinem Interesse liegend betrachtete.

Für den König kamen diese Sympathien recht ungelegen, und er schwankte, ob er den jungen Kurfürsten auf einer Reise in den Norden seines Königreiches unter sein Gefolge aufnehmen solle. Denn der Gedanke, Karl Ludwig zum Könige zu machen, gewann unter dem schottischen Bergvolk an Boden; hier und da regten sich auch Sympathien für die halbvergessene Böhmenkönigin und man sprach davon, die alternde Frau zur Regentin der vereinigten Reiche zu ernennen[2]. Es kam dabei für den Augenblick wenig in Betracht, ob die Begeisterung für Kurpfalz selbstlos war oder ob sie sich aus persönlichen Momenten herleitete, ob sie weniger von der Liebe, als von dem sich täglich steigernden Haß gegen Spanien genährt wurde. Nicht nur, daß man durch einen Landkrieg den verhaßten Spaniern ebenso Abbruch thun wollte, wie durch eine geplante Korsarenfahrt zur See — man wollte auch dem schädlichen, aus fürstlichem Familieninteresse befürchteten Einfluß dieser Nation auf englische Angelegenheiten vorbeugen, und vermeiden, daß König Karl (wie Kaiser Ferdinand) im bewußten Gegensatz zu seinem Volke aus Familienrücksichten schädliche Beziehungen zu Philipp IV. unterhielt.

Die Theilnahme seines Volkes an den Schicksalen der Pfälzer Familie hatte in dem englischen Könige ein Gefühl der Abneigung

zunächst gegen Karl Ludwig hervorgerufen, das in diesem ähnlichen Empfindungen begegnete. Es beginnt jetzt die Zeit, wo beide sich in ihrem Handeln nicht mehr verstehn, wo der junge Kurfürst in dem englischen Könige nur mehr den Verwandten sieht und dieser in dem Wesen und den Zügen seines Neffen vergeblich sucht, was ihm den Jüngling einst so lieb gemacht hatte. An dieser Verbitterung der Gemüther trug der König, dessen Interesse für die Pfalz stets geringer wurde, die größte Schuld. Wohl hatte Karl Ludwig einst, unter dem Eindrucke eines eben erhaltenen Briefes, auf jede materielle Unterstützung des Königs verzichtet, aber er verbarg doch seine tiefe Verstimmung nicht, als es erst dänischen Drängens bedurfte, um den König zu bewegen, einen Gesandten zum Regensburger Reichstag zu schicken, der dem jungen Kurfürsten zugleich von der brieflichen Verwendung seines Oheims bei der Krone Schweden berichten sollte; in ruhigeren Tagen, so ließ er ihm mittheilen, werde er mehr für ihn thun. Persönliche Gründe steigerten diese Verstimmung. Nicht aus Liebe, nur aus Politik hatte Karl Ludwig die älteste Tochter des Königs zur Dame seines Herzens erhoben, obwohl die königliche Familie nicht im entferntesten an den heimathlosen Pfälzer als Schwiegersohn dachte. Zwischen ihm und der Königin hatte eigentlich nie ein engeres Verhältniß bestanden, und die letzten Jahre hatten ihr den Kurfürsten ziemlich zuwider gemacht. Nach Frauenart war es ihr unmöglich, sich ein Handeln aus andern als persönlichen Beweggründen zu denken, und die Bemühungen Karl Ludwigs, zwischen dem Könige und dem Parlament einen Ausgleich herbeizuführen, erläuterte sie ihrem Gemahl aus unehrlichen Absichten ihres Neffen, die hier zum erstenmale auftauchen. Karl Ludwig trug den Haß seiner Tante mit Gleichmuth, wie ihn überhaupt in seinem Leben (von seiner Ehe abgesehen) weibliche Neigung nicht glücklich und weibliche Abneigung nicht unglücklich gemacht hat. Er verzichtete allmählich auf jeden Briefwechsel mit ihr, weil er seine Correspondenzen weder uneröffnet zurückerhalten, noch auch ihren Inhalt zu seinem Nachtheil verwandt sehen wollte und überließ es der Königin, ihren Gefühlen keinerlei Zwang mehr anzuthun. Waren es somit bei Marie Henriette persönliche Gründe, die ihr den Pfälzer als Schwiegersohn unmöglich machten, so lebte der König wieder einmal in dem Gedanken einer Versöhnungsheirath mit einer kaiserlichen Prinzessin, deren segensreiche Folgen ihm ein in London befindlicher Gesandter Ferdinands, der Baron Lisola, mit glänzenden Farben vor die Seele gestellt hatte.

Während sich Karl Ludwig bereits in politischen Zukunftsgedanken an der Seite der englischen Prinzessin erging, erfuhr er zu seiner nicht schmerzlichen, aber doch unangenehmen Ueberraschung, daß die Braut, auf die er hoffte, vom englischen Könige dem Sohne des Prinzen von Oranien zugesagt war. Freilich, auch diese Heirath war dem Könige nicht nach Wunsch; viel lieber hätte er sein Kind in Erinnerung an die Zeiten der eigenen Jugendliebe nach Spanien vermählt, aber er mußte Rücksicht nehmen auf seine Unterthanen, denen ein Bündniß mit den Generalstaaten und eine protestantische Heirath ihrer Königstochter erwünschter war, als eine katholische Vermählung, und er tröstete seinen enttäuschten Neffen mit der Versicherung, daß er seine Zustimmung zu der niederländischen Verbindung nur aus Rücksicht auf die pfälzische Sache gebe, da die Holländer dem Familienvertrag einen ihr günstigen Staatsvertrag folgen zu lassen versprochen hätten.

Verfehlte Brautwerbungen entbehren nicht eines gewissen Humors. So gab auch die Enttäuschung, die Karl Ludwig jetzt erlebte, zu Spötteleien und Scherzreden reichlich Anlaß. Der englische König hätte ihn gern vor die vollendete Thatsache gestellt und die bevorstehende Vermählung ihm gegenüber als Geheimniß betrachtet und behandelt, aber Karl Ludwig erfuhr doch davon und kam kurz vor dem verzögerten Abschluß des Heirathsvertrages nach London gestürmt, was den englischen König um so unangenehmer überraschte und erschreckte, als auch Gerüchte von der bevorstehenden Ankunft seiner Schwester in London verbreitet waren und eifrig besprochen wurden[1]. Durch einen besonderen Gesandten hatte er ihn auf die Kunde von seiner bevorstehenden Reise zum Bleiben in Holland aufgefordert und ihm versprochen, wenn auch nicht als Schwiegervater, so doch als Oheim seine Sache nach Möglichkeit zu betreiben, aber Kurpfalz hatte für das englisch-oranische Eheglück wenig Verständniß und hielt, im Gegensatz zur königlichen Familie, seine Anwesenheit in London für dringend wünschenswerth. Was ihm aus der Ferne nicht gelungen war, erreichte seine persönliche Verwendung noch viel weniger. Obwohl der Entschluß des Königs wie die Zustimmung des Prinzen unwiderruflich feststand, ließ Karl Ludwig doch kein Mittel unversucht, die geplante Heirath rückgängig zu machen; mit der holländischen Vermählungsgesandtschaft, die er, wo er sie traf, geflissentlich schlecht behandelte, vermied er über den Zweck ihres Londoner Aufenthalts überhaupt zu reden, zumal auch auf ihre Verwendung hin der König erklärt hatte, daß es ihm vorerst unmöglich sei, sein Interesse für die Pfalz anders als durch Abordnung eines Gesandten zu bethätigen. Das

Einzige nur, was er in London erreichte, war die Erklärung eines Theils des Oberhauses, daß es für England schimpflich sei, wenn nicht zugleich mit dem Ehevertrage auch ein Staatsvertrag abgeschlossen werde. Es blieb auch das Einzige. Die folgenschwere Ehe (aus ihr ging Wilhelm III. hervor) wurde vollzogen — in sturmbewegter Zeit, denn kurz darauf fiel das Haupt Straffords, das Karl seinem Volke opferte und der Pfälzer mußte in Ruhe abwarten, ob die Verbindung mit England und den Generalstaaten auch für die Pfalz von Nutzen sein werde.

Als Karl Ludwig nach England fuhr, hatte er einen Vertragsentwurf bei sich, den er den Gesandten der Generalstaaten zur Unterzeichnung vorlegte. Bei den maßlosen Forderungen war aber an eine Annahme unmöglich zu denken. Nicht nur, daß er die Generalstaaten verpflichten wollte, sich im weitesten Umfange für die Restitution der Pfalz zu verwenden, sie sollten sich auch verbindlich machen, falls zwischen England und Spanien ein Krieg ausbreche, sofort die Neutralität mit dem Kaiser, dem Kurfürsten von Bayern, kurz mit allen Parteigängern Ferdinands zu brechen. Denn die Beziehungen zwischen Karl und Spanien waren damals sehr gespannt, weil England zuerst das eben von Spanien losgerissene Portugal als selbständiges Königreich anerkannt hatte, und es sei hier bemerkt, daß Spanien sich später durch sofortige Anerkennung der englischen Republik für diese kränkende Eile rächte. Die holländischen Gesandten, denen Karl Ludwig den Vertragsentwurf vorlegte, lehnten ab, sich durch irgend eine Erklärung zu binden, da sie einen Heiraths-, nicht aber einen Staatsvertrag abzuschließen beauftragt seien. Wohl sandten sie den Entwurf Karl Ludwigs an den Generalstatthalter nach dem Haag, aber die Zeiten waren nicht geeignet, einen Vertrag mit so weitgehenden Verpflichtungen zu ratificiren, da kurz vorher Banér durch Piccolomini besiegt worden war, und es nicht rathsam erschien, durch eine schroff feindselige Stellungnahme, wie der Entwurf Karl Ludwigs sie bedingte, kaiserliche Reiter ins Land zu ziehen. Und in diesem Entschluß wurden die Niederländer auch durch die persönliche Verwendung der beiden zum Regensburger Tage abgeordneten pfälzischen Gesandten, Peblis und Spina, sowie des englischen Gesandten Roe nicht irre gemacht; ihre guten Dienste konnten sie wohl versprechen, aber zu einer wirklichen Hülfe war man dort um so weniger geneigt, als zwischen dem Prinzen von Oranien und Karl Ludwig infolge der Heirath eine tiefe Verstimmung bestand.

Roe, den Karl zum Reichstage entsandte, war eine jener in der englischen Geschichte so häufig erscheinenden Gestalten, die durch Anmaßung ihr Land am würdigsten vertreten zu können glauben, und

deren Sprache dann am rücksichtslosesten ist, wenn die Verhältnisse, unter denen sie stehen, ihnen den geringsten Grund zu hochfahrendem Wesen geben. Die ziellos umherschweifende englische Politik hatte Achtung und Ansehen längst eingebüßt und die großen Worte, deren sie sich zu bedienen pflegte, erregten bei den anderen Mächten Heiterkeit oder Unwillen. Wir werden noch von den Kriegsdrohungen zu reden haben, mit denen Roe die Forderung einer völligen Restitution des Pfälzers begleitete — aber wie konnte angesichts der ernsten Verwicklungen, in denen England sich befand, eine Kriegsdrohung wirken! Gewiß, das Parlament wollte nach Beendigung der inneren Unruhen und wenn Roes Sendung ergebnißlos verlaufen war, dem Kurfürsten die Waffen in die Hand geben, um sein Recht zu vertheidigen, und hatte nicht nur bereits Truppen zu diesem Zwecke gesammelt, sondern auch an Karl die Forderung gerichtet, zur Wiederherstellung der Pfalz sich mit Frankreich und den Generalstaaten zu vereinigen[1] — Roe aber war nicht vom Parlament gesandt, und die fünfzehn Jahre der Regierung König Karls hatten zur Genüge gezeigt, daß er selbst sich nimmer zu entschiedenem Handeln aufraffen werde.

Das herausfordernde Wesen des Engländers war nicht nach dem Sinne des Kurfürsten, der ihn im Einverständniß mit Karl I. mahnte, zurückhaltend aufzutreten, um weder den König von Dänemark, noch auch die übrigen Freunde des Pfälzer Hauses zu verletzen. Auch Brandenburg hatte ihm vernünftig und nüchtern gerathen, aus der Erfahrung zu lernen und sein Heil und seine Hoffnung nicht auf englische Waffen, sondern auf Verhandlungen zu setzen, die am wirksamsten von Frankreich und Schweden mit dem Kaiser geführt würden; jeder durch fremde Waffen errungene Erfolg sporne den Gegner zu neuer Kraftentfaltung an und könne nur von vorübergehender Dauer sein. Dieser Ansicht trat auch Melander bei, dem sich Karl Ludwig nach den Verlusten des Jahres 1638 wieder genähert hatte, und rieth ihm, außerdem Truppen zu sammeln, die etwa vorerst der Herzog von Neuburg in seinem Gebiet unterbringen könne. Er glaubte dabei sonderbarerweise, daß Karl Ludwig an der Spitze einer Truppenmacht ein für den Kaiser begehrenswerther Bundesgenosse sei, dessen Beistand dieser gern mit den gewünschten Zugeständnissen erkaufen werde[2].

Wenn der Erfolg von Verhandlungen auf dem Vertrauen beruht, das die einzelnen Theilnehmer sich entgegenbringen, dann konnte man schon bei Beginn der Regensburger Traktaten ein Scheitern derselben

voraussehen. Niemand löste sich von dem Verdachte, daß der Gegner es unehrlich meine, und den immer wieder verzögerten Beginn schrieb jeder Theilnehmer den Sonderinteressen des andern zu.

Nächst dem Kurfürsten und seinen englischen Freunden empfand niemand das Hinausschieben des auf den 6. Mai festgesetzten Beginnes der Verhandlungen unangenehmer als Maximilian von Bayern. Er wußte, daß viel Haß auf ihm ruhte, und daß ihm in seinem langen Leben wenig Freundschaft erblüht war. Ihn selbst mochte das wenig kümmern; er hatte sich von je in seiner Politik nicht von Gefühlen leiten lassen und hatte Empfindungen, die er andern nicht entgegengebracht, von andern auch nie beansprucht. Jetzt aber war er den Siebzigern nahe, mit unverminderter Erbitterung wurde wie seit dreiundzwanzig Jahren gekämpft und kein Ende des Krieges war abzusehen. Und wer konnte ihm sagen, wie lange sein Leben noch währte, und ob er noch die Friedensglocken hören werde. Da erfaßte ihn denn oft Sorge, was aus dem Besitz, den er sich in dem Kriege erworben, werden solle, wenn er nicht mehr war, wenn die Regierung des von allen Seiten umbrandeten Bayern in den Händen eines Knaben liege?! Milde und versöhnlicher war er gegen den Pfälzer gestimmt, nicht nur, weil dieser nachgiebiger geworden war und solche Gesinnung ein gutes Ende erwarten ließ, sondern auch, weil die englischen Rüstungen ihn besorgt machten; Furcht oder Unbehagen vor diesen Rüstungen sollten freilich seine Gesandten in Regensburg nicht durchblicken lassen. Er war mit der Restitution der Unterpfalz einverstanden und hörte mit Unwillen, daß die Spanier nicht eher in Verhandlungen über die dortigen in ihrem Besitz befindlichen Gebietstheile eintreten wollten, ehe sie wüßten, was ihnen als Entschädigung dafür zufallen solle. Bei dem Mißtrauen, das er seit langen Jahren gegen die Ränke Spaniens im Reiche hegte, und bei dem Haß der Spanier gegen seine Person fürchtete er, daß diese Entschädigung aus seinem Besitz genommen würde[1], und er schrieb erregt seinen Gesandten, daß sie auf den Beginn der Verhandlungen dringen sollten — ob mit, ob ohne Spanien. Zugleich ließ er auf den Kaiser einwirken, dem Pfälzer nicht zu weit entgegenzukommen, während dieser (so seltsam verwoben sich die Ansichten) aus dem langen Ausbleiben der Geleitbriefe an dem Willen Ferdinands zweifelte, die pfälzische Sache überhaupt zu erledigen. Und doch wollte der Kaiser, daß hier ein Ende gemacht werde, und konnte vom Kurfürsten von Bayern nur mit Mühe bewogen werden, besondere Gesandte zu den Traktaten abzuordnen. Das Wort des Kaisers sollte keinen beeinflussen; die Ent-

scheidung dieser Frage sollte völlig den vermittelnden Ständen, dem Könige von Dänemark und den Kurfürsten (von denen Köln und Brandenburg wegen ihrer nahen Verwandtschaft wegfielen) allein überlassen werden. Nicht nur die Spanier verursachten die Verzögerung; der dänische König trug nicht minder Schuld. Um sich für verschiedene vom Kaiser erlittene Kränkungen zu rächen, hatte er ihn in dem Beglaubigungsschreiben seines Gesandten durch die Form der Anrede verletzt, so daß Ferdinand im Einverständniß mit den Reichsständen die Annahme der dänischen Creditive verweigerte; ein gesuchter Vorwand, wie der mißtrauische Kurfürst von Bayern und Elisabeth nicht mit Unrecht meinten, durch den Christian IV. den Beginn und die Erledigung der Traktaten zu verhindern suche[1].

Schon vor Beginn der Verhandlungen hatte Roe dem Kaiser die kurpfälzischen Forderungen vorgetragen, die nicht nur in der völligen Restitution der Pfalz, sondern auch in einem Ersatz für alle während des Krieges erlittenen Schädigungen bestehen sollten; Forderungen, angesichts deren freilich Brandenburg alle weiteren Besprechungen für unnütz hielt, da auf einen gutwilligen Verzicht Bayerns doch nicht zu hoffen sei und durch ergebnißlose Verhandlungen nur neue Verbitterung geschaffen werde[2].

Nicht alle Stände nahmen die Eröffnungen des Engländers so ruhig hin, wie der Brandenburger. Aber seine Stellung war doch so bedeutend, daß sie Zurückhaltung auferlegte. So mußten denn die Pfälzer, deren Interessen der Engländer vertrat und die sich ohnehin neben ihm recht bescheiden erschienen, unter der gereizten Stimmung der Reichsstände leiden. Und gerade sie hatten doch bei Eröffnung der Verhandlungen von Bieten und Gegenbieten gesprochen und dadurch ihre versöhnliche und entgegenkommende Haltung dargethan. Der Kaiser wußte dies und auch den Kurfürsten war diese Gesinnung Karl Ludwigs nicht unbekannt, so daß selbst von denen, die Kurpfalz nicht geneigt waren, offen ausgesprochen wurde, daß ein so angesehenes Haus nicht länger im Elend herumziehen dürfe und schon das Ansehn des Reiches eine würdigere Stellung desselben erfordere. Aber auch sie blieben durch den anspruchsvoll auftretenden englischen Gesandten nicht unbeeinflußt, der bei seinem Eintreffen in Regensburg bereits wegwerfend geäußert hatte, daß er nur vierzehn Tage bleibe, weil seine Mission doch vergeblich sei und, wie Taylor und Arundel, auch er nichts erreichen werde; das sei aber auch nicht die Absicht seiner Entsendung gewesen, sondern sein König

habe nur, zum letztenmale, vor aller Welt seinen guten Willen zeigen wollen, ehe er nothgedrungen zu offenen Feindseligkeiten übergehen müsse[1]. Nur der Kaiser und seine Diplomatie verloren dem englischen Gesandten gegenüber ihre Ruhe nicht. Sie wußten aus Erfahrung, daß der englische Eifer bald verlodert war, und daß man mit guten Worten und verheißungsvollen Versprechungen die englischen Staatsmänner und nicht zuletzt den König selbst noch immer gelockt und geblendet hatte. Sie warteten ihre Zeit ab.

Karl Ludwig stand in diesem Gewirre schwankender Interessen zweifelnd und unsicher. Nicht nur Elisabeth, auch die Kurfürstin Mutter Luise Juliane bat er um Verhaltungsmaßregeln, und sie riethen ihm, zunächst die Frage der Kurwürde zur Entscheidung zu bringen. Er solle aber nur zugeben, daß Maximilian den kurfürstlichen Titel auf Lebensdauer führe, während die Kur nach bayrischer Forderung (und Ferdinand III. hatte dieser Forderung zugestimmt), erst beim Erlöschen der wilhelminischen Linie an Pfalz zurückfallen solle. An dieser Forderung scheiterten die Verhandlungen gleich zu Beginn und alle Bemühungen der Pfälzer, an den deutschen Reichsständen eine Unterstützung zu finden, waren erfolglos, da keiner in einer so heiklen Frage „Offension gebären" wollte[2].

So ging der Reichstag zu Ende, ohne daß die Pfälzer Frage zur Entscheidung gebracht war, und Ferdinand, der bei auch nur geringer Aussicht auf einen erfolgreichen Ausgang Regensburg nicht verlassen haben würde, ließ zu Beginn September den anwesenden Gesandten seine bevorstehende Abreise ankündigen. Mit leichtem Herzen schloß er den Reichstag, von der Furcht befreit, daß die pfälzische Frage mit diesen Verhandlungen verflochten werden könne, und daß der englische Gesandte, dem er häufig die Einmischung in die innerdeutschen Verhältnisse verweisen lassen mußte, den festen Kern bilden werde, um den sich die gesammte Opposition schaare[3]. Und an seinem Entschluß abzureisen, konnte auch die leidenschaftliche Einrede Bayerns nichts ändern. Maximilian sah eine Spaltung des Kurfürstenkollegiums voraus, da nicht alle den Vorschlag des Kaisers, die pfälzischen Traktaten in Wien fortzusetzen, wenn sie in Regensburg zu keinem Ende gelangten, anzunehmen geneigt waren, und er bei den immer enger werdenden Beziehungen des Kaisers zu England schließlich doch noch eine Schädigung seiner Interessen besorgte; die Bemerkung des braunschweigischen Gesandten, daß demnächst einige tausend Schotten und Engländer zur schnelleren Erledigung der Pfälzer Frage in Deutschland einquartirt würden, hatte ihn ernstlich beunruhigt. Der Kaiser, der in seinen Erb-

landen dringend verlangt wurde, wies diese Einwände zurück. Er betonte, daß nicht ihn die Schuld an der Verzögerung der Traktaten treffe, da er den Termin auf den 6. Mai festgesetzt habe, die Gesandten indeß nicht gekommen seien, und daß er auf einer Fortsetzung der Verhandlungen in Wien, wo er die Bevollmächtigten der vermittelnden Mächte am 1. November erwarte, beharren müsse.

Zu Gunsten Karl Ludwigs war bisher also nichts geschehen, wohl aber bedeutete die Lösung der Amnestiefrage, die im wesentlichen die Aufhebung des Prager Friedens bezweckte, eine Wendung zu seinen Ungunsten. Denn von der Amnestie war das Pfälzer Haus unter dem Vorgeben ausgeschlossen worden, daß seine Sache besonderen Verhandlungen vorbehalten sei. Den heftig aufbegehrenden englischen Gesandten beruhigte der Kaiser durch die Versicherung, daß die Amnestie dem Pfälzer Hause nicht schaden werde, mochten auch die Traktaten ausfallen, wie sie wollten. Politische Gründe machten den Kaiser, der überhaupt die heftige Gegnerschaft seines Vaters gegen das Pfälzer Haus nicht theilte, wie sich dies auch durch seine unveränderte Haltung nach dem mißglückten Feldzuge Karl Ludwigs gezeigt hatte, dem jungen Kurfürsten gegenüber nachgiebig. Denn Frankreich hatte den Krieg gegen den Kaiser wieder aufgenommen; auf einer Anhöhe in der Nähe Regensburg stand der französische Führer, ihm zur Seite der eng verbündete schwedische, und schaute zu, wie die Stadt, in der unter dem Vorsitz des Kaisers der Reichstag versammelt war, von schwedischen und französischen Stückkugeln beschossen wurde. Da mußte sich auch der Kaiser zu einem entschiedeneren Widerstand rüsten als bisher, und sein Gesandter Lisola befand sich seit den Herbsttagen 1641 in London, um den König, der in Richelieu den Haupturheber seines Unglücks sah, dessen Späher im Parlament saßen, zur Theilnahme an dem Kampfe gegen Frankreich zu bewegen[1].

Hiermit hing auch die Freilassung Rupprechts zusammen. Es war keine strenge Haft, in der er gehalten wurde, und er ist dem Kaiser zeitlebens dankbar geblieben für die Annehmlichkeiten und Erleichterungen, die er ihm gewährte. Man wußte dies im Hause der Böhmenkönigin und erzählte sich, wie schnell Ferdinand an dem frischen Wesen des Pfälzers Gefallen gefunden hatte, aber Elisabeth kannte die Gegenströmungen am Hofe und im Reiche und zweifelte, ob der Kaiser sie zu überwinden vermöge. Vor allem widersetzte sich der Kurfürst von Bayern einer Freilassung Rupprechts. Mit einer Beredsamkeit, wie sie nur die Sorge um bedrohte Interessen einzugeben

vermag, stellte er dem Kaiser vor, daß die Gefangenhaltung Rupprechts den Fortgang der Traktaten nur fördern und vortrefflich dazu benutzt werden könne, die Pfälzer Gesandten am Zügel zu führen und ärgerlich sagte er ihm voraus, daß er die Nachgiebigkeit gegen die königlichen Wünsche von England dereinst noch schwer bereuen werde[1]. Er erinnerte ihn daran, wie einst nur auf seinen Rath hin der gefangene schwedische General Horn in Haft gehalten worden sei und wie trefflich ihn der Kaiser später, bei einem Umschlage der Politik, gegen die Schweden habe verwenden können. Wohl wurde der Kaiser auf diese Vorstellungen hin zeitweilig schwankend, der kaiserliche Minister Trautmannsdorff versicherte sogar dem bayrischen Gesandten, „daß Rupertus vor endlicher und völliger Accommodation des pfälzischen Wesens seiner Gefangenschaft nit werde ledig gelassen werden", aber umzustimmen vermochte der Kurfürst ihn nicht[2]. Ferdinand sah ganz richtig, daß eine längere Gefangenhaltung zwecklos sei und eine in diesem Moment höchst unerwünschte Animosität bei Karl I. hervorrufen könne. Und da alle Söhne des Winterkönigs zur Vertretung ihrer Sache freies Geleit erhalten hätten — welcher Nachtheil könne dann wohl dem Reiche daraus erwachsen, wenn auch Rupprecht gleich ihnen sich um die Wiederherstellung seines Hauses bemühe! So entließ ihn denn Ferdinand der Haft, zunächst mit der Verpflichtung, sich nur in Unter- oder Oberösterreich, in Steiermark, Kärnten oder Krain aufzuhalten. Rupprecht ging nach Wien, wo er mit dem Kaiser in engen freundschaftlichen Verkehr trat. Allmählich aber wurde ihm der Aufenthalt am Kaiserhofe, inmitten der Hauptgegner seiner Familie, unmöglich, und der Kaiser, der den ehrenhaften Charakter Rupprechts nun auch persönlich kennen gelernt hatte, zögerte nicht, seinen Wunsch nach völliger Freiheit unter der einzigen mäßigen Bedingung zu erfüllen: wie auch die Wiener Verhandlungen ausgehen würden, das Schwert nicht mehr gegen Kaiser und Reich zu führen[3]. Und nun kam eine Zeit, wo der Name des Kaisers im Hause des Winterkönigs wieder einen guten Klang hatte. Offen und mit Absicht rühmte Elisabeth den Franzosen, die mit ihr zusammentrafen, das Verhalten Ferdinands und die Bedingungen, unter denen Rupprecht der Haft entlassen sei, und sie verglich die Behandlung, die ihrem Sohne von einem Gegner des Pfälzer Hauses zu theil geworden, mit der Behandlung, die Karl Ludwig von den französischen Freunden erfahren hatte. Sie hegte ein tiefes Dankgefühl gegen Ferdinand, der ihr den Lieblingssohn zurückgegeben hatte, und beklagte, daß die Verhältnisse zwischen ihr und dem

kaiserlichen Hofe jeden anderen Ausdruck des Dankes als nur in Worten verhinderten.

Und doch mischte sich in ihre Freude sofort eine ernste Sorge. Es war ihr nicht unbekannt geblieben, daß Ferdinand gegen den Willen Bayerns Rupprecht in Freiheit gesetzt hatte; würde der Kaiser bei den Traktaten, die jetzt zur Verhandlung standen, noch einmal gegen den Wunsch und die Meinung Maximilians zu handeln wagen? Ein Leben voller Enttäuschungen hatte sie mißtrauisch gemacht, und dieser Charaktereigenschaft entspricht es, wenn sie jetzt, nachdem sie flüchtig der guten Gesinnung des Wiener Hofes Vertrauen geschenkt hatte, Schlimmes von ihm erwartete, und in der so freundschaftlich erscheinenden Haftentlassung Rupprechts nur die berechnete Absicht erblickte, sie mit Hoffnungen auf Wiederherstellung der Pfalz zu erfüllen, deren Scheitern ihr dann um so empfindlicher sein werde[1].

Am 10. Dezember traf Rupprecht, der mit nur geringen Schulden seine Haft verlassen hatte, wieder im Haag ein, freudig begrüßt von Elisabeth, die sich bei dem dichten Schneewetter der letzten Tage sehr um ihn gesorgt hatte; an der Freude über seine Rückkehr nahm die ganze Stadt ehrlichen und innigen Antheil.

Der Thatendrang Rupprechts duldete ihn nicht lange im Haag. In England, wo der Bürgerkrieg auszubrechen begann, wollte er sein Schwert der bedrohten Sache des Königs widmen, und er ließ sich durch die Bitten und Sorgen Elisabeths nicht abhalten, die von dem Verkehr mit der Königin und ihrem Bekehrungseifer für seinen Glauben fürchtete. Widrige Winde allein verschuldeten, daß er erst Mitte Februar den Boden Englands betrat, mit dessen Geschichte er nunmehr seinen Namen untrennbar verknüpft hat. Und hier war es, wo sich die Wege beider Brüder für immer schieden; zwischen dem nüchternen, auf den Wiedergewinn der verlorenen Heimath gerichteten Sinne Karl Ludwigs und dem feurigen, idealen Geiste Rupprechts, der Züge des mittelalterlichen Ritterthums in sich trug, gab es keine Berührungspunkte. Nicht immer hatte Karl Ludwig ohne Neid gesehen, wie leicht sich der schöne Jüngling durch sein ungebunden heiteres Wesen, über dem nicht die Wolke einer sorgenvollen Zukunft lag, Neigung und Liebe erwarb, während er selbst, ernster angelegt und den Blick auf die großen Fragen gerichtet, in deren Lösung seine und seines Hauses Existenz ruhte, vor dem jüngeren Bruder zurücktreten mußte, — jetzt aber, als bei dem beginnenden Bürgerkriege Rupprecht offen die Partei des Königs ergriff, erwuchs aus der stillen Abneigung Haß. Dem

politischen Blicke Karl Ludwigs entging nicht, daß die Zeiten des königlichen Absolutismus zu Ende, daß ohne oder gar gegen das Parlament auch für die Pfälzer Sache nichts zu hoffen sei, und darum fürchtete er, daß sie durch die ausgesprochene Stellungnahme Rupprechts schwer geschädigt werden könne. Da hielt er es denn für erforderlich, unbekümmert um gefühlvollen Tadel, auch öffentlich seine Wege von denen des Bruders zu trennen und ließ dem Parlament durch Roe mittheilen, daß bei der Natur Rupprechts und der Entfernung zwischen dem Haag und dem stets wechselnden königlichen Lager ein Einwirken auf ihn unmöglich sei, daß man aber seine und seiner Familie Gesinnung hinlänglich kenne, um sie für das Thun Rupprechts nicht verantwortlich zu machen[1].

Die Furcht Bayerns, daß der Kaiser bei den Wiener Verhandlungen die Pfälzer Sache zu seinem Nachtheile vertreten werde, nachdem er das letzte Mittel, einen Druck auf die Pfälzer auszuüben, aus der Hand gegeben hatte, sollte sich nicht erfüllen. Es sei hier schon bemerkt, daß auch der Wiener Tag, in dessen diplomatische Kleinarbeit, Intriguen und Besprechungen ich den Leser nicht einführen will, ebenso ergebnißlos verlief, wie die bisherigen Bemühungen, die Pfälzer Sache einem gedeihlichen Ende entgegenzuführen. Wieder, wie in Regensburg, hatte Karl Ludwig seine Räthe Peblis und Spina, denen Roe zur Seite stand, mit dem festen Entschluß hingesandt, endlich ein Ende zu finden, und ihnen standen die Gesandten der Kurfürsten von Mainz, Köln, Sachsen und Brandenburg (Trier hatte wegen Nichtzulassung protestirt) und des Königs von Dänemark als mehr oder weniger ehrliche Makler zur Seite; wegen der nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den streitenden Parteien war die Zulassung von Köln und Brandenburg nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gegangen.

Die Ueberzeugung, daß ohne die Lösung der Pfälzer Frage ein Friede nicht möglich sei, und daß die Fortdauer des Krieges nur den auswärtigen Mächten zum Vortheil gereiche, hatte sich zwar noch weiter vertieft, aber um Karl Ludwigs willen wollte Niemand den Zwist mit größeren und einflußreicheren Ständen herausfordern. Wer sich ehrlich bemüht, verwickelte Verhältnisse zu lösen, dabei aber stets auf neue Schwierigkeiten stößt, die ihn selbst zu schädigen im Stande sind, den ergreift mit der Unlust an der Arbeit, die er übernommen oder überkommen, leicht ein Gefühl tiefer Verbitterung gegen den Urheber und Anstifter. Und dieses Empfinden hegten die Reichsstände seit Jahren, und es wuchs, je mehr sich in

ihnen die Ueberzeugung stärkte, daß der Krieg nur den fremden, längst auf deutsche Grenzlande begierigen Mächten zum Vortheile gereiche. Die Erinnerung an das Verschulden des Winterkönigs wurde wieder lebendig und es fielen harte Worte gegen ihn, so daß Karl Ludwig seinen Gesandten den erregten Befehl gab, darauf hinzuwirken, daß der Name seines Vaters mit Achtung oder überhaupt nicht genannt werde[1]. Die Vermittler arbeiteten auf unfruchtbarem Boden. Die Forderung Karl Ludwigs nach einer Rückkehr in den ungeschmälerten Besitz seiner Väter und die zornige Aeußerung Maximilians von Bayern, an der Oberpfalz festhalten zu wollen wie am Worte Gottes, bildeten unvereinbare Gegensätze und die Kurfürsten mochten sich verzweifelnd sagen, was sich ihre Nachkommen 200 Jahre später bei den Wiener Kongreßverhandlungen sagten, daß es hier keinen Klumpen Wachs, sondern sprödes Eisen zu bearbeiten gelte.

Um einen Ausgleich zwischen Beiden bemühte sich auch von London aus der kaiserliche Gesandte Lisola, den Ferdinand zum Abschlusse eines Bündnisses dorthin gesandt hatte und dessen vermittelnde Thätigkeit bereits berührt worden ist[2]. Der junge Diplomat, der den ehrgeizigen Wunsch hegte, die lange brennende Pfälzer Frage zu Ende zu bringen und in kühnen Träumen bereits seine Verdienste um den allgemeinen Reichsfrieden gefeiert sah, wußte, daß das erstrebte Bündniß mit England nur auf der Grundlage dieses Ausgleiches geschlossen werden könne. Vergeblich wartete er auf einen Ruf an das königliche Hoflager in Schottland und sah mit Ungeduld der Rückkehr Karls entgegen, um vor allen Dingen die dichte Wolke von Mißtrauen zu zerstreuen, die sich um den König und den Prinzen Rupprecht gegen die kaiserliche Gesinnung gebildet hatte.

In dieser Zeit bewegte die Sache Karl Ludwigs nachhaltiger als sonst die Kabinette Europas. Mit den Häuptern der französischen Unzufriedenen, die vor dem Gewaltregiment des Kardinals Frankreich verließen, um in gezwungener oder selbstgewählter Verbannung im Auslande, zumeist in England, zu leben, stand Karl Ludwig in engen Beziehungen und der Kardinal fürchtete ihren Einfluß auf den Gang der englischen Politik. Der Pfälzer sollte daher das Gegengewicht beim Könige bilden und Richelieu, dessen bisherige Haltung lediglich darin bestand, durch Fortsetzung des Krieges gegen den Kaiser die Pfälzer Sache zu unterstützen, ließ dem Kurfürsten jetzt mittheilen, daß er einen großen Bund der dem Kaiser feindlichen Mächte zur Wiederherstellung der Pfalz beabsichtige. Der junge Kurfürst, der sich und seine Interessen plötzlich in den Vordergrund gerückt und sich mit den größten protestantischen Mächten

Europas als Vertragstheilnehmer gesucht sah, fühlte begreiflicherweise sein Selbstgefühl steigen und wenn auch Richelieu nach wie vor und trotz häufigen Ersuchens die von den Franzosen besetzt gehaltenen kurpfälzischen Gebiete nicht zurückgab, so stand Karl Ludwig doch zu sehr unter dem Eindruck der so unverhofften günstigen Wendung seines Geschickes, als daß er als wahren Endzweck der französischen Politik nur die Fortdauer des Krieges in Deutschland und sich selbst nur als einen Faktor, und zwar einen wenig bedeutenden Faktor in den Berechnungen des Kardinals hätte erkennen können.

Hier setzte Lisola ein. Persönlich wollte er vorerst mit dem Pfälzer noch nicht in Berührung treten. Durch alte Freunde des Hauses ließ er zunächst den Boden bereiten. Unter Hinweis auf die großen Schädigungen, die das Pfälzer Haus und der junge Kurfürst durch die gewaltthätige Politik des Kardinals seit Jahren erfahren hatte, sollte Karl Ludwig gegen ihn erbittert werden, um leichter den festen Anschluß an den Kaiser zu finden, durch den allein er wiedererhalten könne, was er mit Hülfe der Fremden, besonders der im Reiche so gehaßten Franzosen erlangen zu können hoffe.

Der erstrebte Zweck wurde doch nicht völlig erreicht. Wenn auch in Karl Ludwig das Vertrauen zu Richelieu schwer erschüttert war, so wollte er doch eine völlige Trennung von Frankreich und allen denen, mit denen er eben erst einen Vertrag zu seiner Sicherung zu schließen in Begriff war, und deren Maßnahmen zu seinen Gunsten und gegen das Reich er wohl verlangsamen, nicht aber ändern zu können erklärte, nicht eher vornehmen, bis er die Zusicherung seiner völligen Restitution vom Kaiser erhalten habe. Aber auch ohne eine solche Erklärung, die Ferdinand angesichts der politischen Verhältnisse nicht abzugeben vermochte, mußte die neue Wendung der französischen Politik und damit die drohende Einigung gegen den Kaiser vereitelt werden. Es war die Zeit, wo Rupprecht in Freiheit gesetzt wurde, und so war es für Lisola nicht schwer, in Karl Ludwig die Ueberzeugung von der guten Gesinnung des Kaisers zu erwecken und zu erreichen, daß er für den Fall seiner völligen Restitution enge Hingabe und Freundschaft dem Kaiser versprach, vorerst aber (und das war für den Augenblick werthvoller) mit Lisola einen Vertrag schloß, sich innerhalb zweier Monate jeglichen Bündnisses mit den Feinden Ferdinands zu enthalten. Gerüchte über diese Beziehungen drangen auch nach Frankreich und besorgt schrieb Karl Ludwig dem französischen Gesandten Chavigny, der ihm aber die beruhigende Versicherung gab, daß der Kardinal an seiner ehrlichen Gesinnung nicht zweifle[1].

Die vorsichtige Zurückhaltung, mit der Karl Ludwig dem kaiserlichen Gesandten entgegentrat, und einen Bruch mit Frankreich vermied, war wohl begründet. Denn in dem Begleitschreiben, mit dem Lisola den Vertrag dem Kaiser übersandte, mahnte er, falls eine Wiederherstellung der Pfalz nicht möglich sei, den jungen Kurfürsten durch Versprechungen in eine falsche Sicherheit zu wiegen, vor allem aber auf Fortdauer der englischen Unruhen hinzuwirken, um jede englische Unterstützung des Pfälzers, komme sie nun vom König oder vom Parlament, zu verhindern. Den Plänen Lisolas nach einer gütlichen Erledigung der Pfälzer Frage standen die Dinge in Wien schroff gegenüber. Es war für den Kaiser unmöglich, aus diesem Drange einen Ausweg zu finden. Immer neue Verzögerungen und Ausflüchte wußte Spanien zu ersinnen, so daß der Kurfürst von Bayern den Kaiser wiederum erregt zum Handeln ohne oder gegen Spanien aufforderte, wozu sich auch der Kaiser entschloß, als Roe direkte Bündnißvorschläge seines Königs machte. Trotzdem Ferdinand auf die Geldhülfe Spaniens angewiesen war, so würde er doch, wenn sich ein Weg zur Einigung gezeigt hätte, im Interesse des Friedens darauf keine Rücksicht genommen haben, aber die bayerische Frage war schwerer zu erledigen, als es den Anschein gewann, zumal Ferdinand nun auch im Anschluß an die Forderungen Roes Besprechungen über die Oberpfalz zulassen mußte. Konfessionelle und damit verknüpfte politische Bedenken erschwerten die Stellung des Kaisers[1]. „Andere sind seine Meister" klagten die Pfälzer oft, und sie fügten hinzu, daß Ferdinand sich dem Willen Bayerns und der Jesuiten beugen müsse, ohne freilich zu wissen, wenn sie es auch ahnten, daß der Papst selbst in Wien gegen sie agitire, um eine Wiederherstellung der Pfälzer Kur zu verhindern, „daran das meiste und der katholischen Religion am vornembsten gelegen"[2]. Das starre Festhalten Bayerns an der Oberpfalz war dem Kaiser nicht unwillkommen; die bei den kaiserlichen Finanzen unerfüllbare Bedingung, diesen Besitz nur gegen Zahlung von den dreizehn Millionen aufzugeben, die Bayern einst für den Krieg in der Unterpfalz aufgewandt hatte, wurde gern von ihm angenommen, da er seine Böhmen mit den Kalvinisten jener Gegenden nicht in Berührung kommen lassen wollte, und die Vergangenheit Maximilians sowie des bayerischen Hauses ihm den beruhigenden Beweis lieferte, daß die oberpfälzischen Protestanten in einer solchen Hand keine glücklichen Tage haben würden. Mit dem Beharren des Alters verband sich in Maximilian die Angst um den bedrohten Besitz. Immer zäher und hartnäckiger wurde der alte Mann; die Oberpfalz, die der

Wittelsbacher Löwe in seinen Klauen hielt, sollte ihm verbleiben. Auf Privatbesprechungen, die Roe dem Gesandten Maximilians vorschlug, ließ dieser sich nicht ein[1]. Eine Rückkehr zu dem Vertrage von Pavia dergestalt, daß nach dem Tode Maximilians die Kur bei den Pfälzern wieder beginne und nach dem Aussterben der Pfälzer Linie zu den Bayern übergehe, wies er weit von sich. Was seine Vorfahren so lange erstrebt, hielt er jetzt mit fester Hand, nicht gewillt, davon zu lassen, und wenn er auch nicht, wie sein Ahnherr Wilhelm IV., die goldene Bulle, die die Uebertragung der Kur an die Pfalz als Reichsgesetz festlegte, unter dem Vorwand verwarf, der Papst habe sie nicht genehmigt, so handelte er doch vollständig im Geiste und, erregt durch die schwerfällig sich hinziehenden Verhandlungen, auch im Hasse seines Vorgängers. Und wenn die Momente des Schwankens kamen, ob er seinen Besitz werde behalten können, da selbst katholischen Ständen die Forderung von dreizehn Millionen schon deshalb zu hoch erschien, weil, wie auch Elisabeth treffend bemerkte, er seit 20 Jahren bereits die Einkünfte des Landes beziehe[2], wenn er fürchtete, daß der Kaiser, durch die Vorstellungen eben dieser Reichsstände beirrt, seine Bedenken fallen ließ und um des Friedens willen sich ihnen anschließe, dann ließ er ihn wissen, daß die Summen, die Bayern vor 150 Jahren an Maximilian I. für die Landshuter Fehde zahlen mußte, weder dem Kaiser noch seinem Hause geschenkt seien, und daß er die Zeit zu ihrer Rückzahlung für gekommen erachte[3].

Es wurde dunkler um Kurpfalz. Seine Gesandten waren machtlos, da Roe sie von den Geschäften fernhielt und es nicht für nöthig erachtete, sie von seinen Besprechungen und Verhandlungen in Kenntniß zu setzen, die er in ihrem Namen, aber über ihren Kopf hinweg vornahm, ohne sie zu fragen und ohne ihnen Mittheilung davon zu machen. Immer neue Fragen tauchten auf und erschwerten die Lage. Einzelne, wie die der Germersheimer Pfandschaft, worauf die Erzherzogin Claudia wegen der Theilnahme ihres Gemahls an dem Kriege in der Unterpfalz Ansprüche erhob, Gebietsdifferenzen mit Darmstadt und Baden waren schneller erledigt, andere, wie die Frage der Bergstraße, die Mainz in Besitz genommen, machten schwere Sorgen. Es war den Gesandten in solchen Zeiten, wo dem Kurfürsten alle Hoffnungen wie trügerische Schemen zu zerfließen schienen, nicht leicht, ihren tief niedergedrückten Herrn aufzurichten — sie, die selbst der Aufrichtung bedurften. Da erinnerten sie ihn an die Festigkeit, mit der er bei Beginn der Verhandlungen seine Sache bis zum Ende vertreten zu wollen erklärte, an seine Aeußerung, daß er noch vier

Brüder besitze, gleich ihm im Vertrauen auf Gott entschlossen, zu ihrem Recht zu gelangen, und sie erreichten denn auch, daß er weiterkämpfte, freudlos und muthlos — aber er hielt aus.

Nach langem Verhandeln und nachdem einzelne Stände sich weigerten, bei der theuren Zeit ihre Gesandten länger in Wien zu lassen, kam dann endlich am 6. Mai ein Vertrag zu stande, der im Anschluß an den Prager Frieden vor allem die gebührende „Submission" des Kurfürsten forderte, und dann im Wesentlichen das bestimmte, was später durch den westfälischen Frieden Reichsgesetz wurde. Die Oberpfalz blieb im Besitz Maximilians, wofern ihm nicht dreizehn Millionen gezahlt würden, ebenso die Grafschaft Cham, obwohl Karl Ludwig zähe daran festhielt und angesichts der beiden kurfürstlichen Wittwen und seiner zahlreichen Geschwister nicht darauf verzichten zu können erklärte; dagegen sollte ihm die Unterpfalz als Reichslehen restituirt werden, mit der Bedingung freilich, die Religionsverhältnisse wie die von dem Kaiser und Bayern dort vorgenommenen Schenkungen und Uebertragungen ebenso unberührt zu lassen, wie bei einer etwaigen Restitution der Oberpfalz; die Kurwürde endlich sollte nach dem Tode Maximilians an die andern männlichen Mitglieder der Wilhelminischen Linie übergehen, und erst nach deren Tode an Kurpfalz zurückfallen, um nunmehr zwischen der Pfälzer und Bayerischen Linie zu wechseln.

Vergebens sträubte sich Karl Ludwig gegen diese Bedingungen, durch die auch Roe in seiner Eitelkeit derart verletzt wurde, daß er sich nur durch dringende Bitten des dänischen Gesandten von seiner sofortigen Abreise zurückhalten ließ. Direkte Verhandlungen mit dem Kaiser und dem bayerischen Gesandten, um eine Milderung dieser Bedingungen zu erlangen, und schließlich doch noch die Pfalz völlig und ungeschmälert zu erhalten, versuchte Karl Ludwig umsonst. Bayern bestand unerbittlich auf der Oberpfalz oder Zahlung der 13 Millionen und Ferdinand, dem bei den stets schwieriger werdenden englischen Verhältnissen ein Bündniß mit Karl doch nur von recht problematischem Werth zu sein begann, lehnte ab, auf Bayern einen Druck auszuüben, oder sich durch Anerkennung der sogenannten flandrischen Schuld[1] Bayern gegenüber für die 13 Millionen zu verpflichten.

Da erklärte sich Karl Ludwig denn schließlich damit einverstanden, die endgiltige Regelung der oberpfälzischen Frage auf gelegenere Zeit zu verschieben, um wenigstens ein Abkommen über die Unterpfalz nicht zu verhindern; vielleicht auch erinnerte er sich an den Rath, den der Kurfürst von Köln einst seinem Vater gegeben hatte,

vorerst nur die Unterpfalz zurückzufordern; habe er erst einmal einen Fuß in seinem alten Besitz, so werde die Zeit das Weitere bringen[1].

Sich mit dem Erreichbaren zu begnügen, war im Augenblick nicht nur durch die politische Klugheit, sondern auch durch den Zwang der Verhältnisse geboten. Denn der englische Gesandte, Karl Ludwigs einzige Stütze, hatte durch anmaßendes Auftreten die Stände und besonders den Kurfürsten von Bayern derart verstimmt und erbittert, daß Maximilian sich in einem erregten Schreiben an König Karl einen solchen Menschen fürderhin als Vertreter der britischen Majestät verbat. Das Gefühl, überall gemieden zu sein, blieb schließlich auch dem selbstbewußten Engländer nicht verborgen und wie es ihm auf der einen Seite den Aufenthalt in Regensburg verleidete, so erkältete es andererseits noch mehr die frostige Vertraulichkeit, in die sich die einstige gute Freundschaft mit Karl Ludwig schon längst gewandelt hatte. Der Pfälzer aber konnte ihn nicht entbehren und mußte ihm auf seinen Wunsch, wenn auch mit Widerwillen, höfliche Briefe schreiben und ihn freundlich bitten, ihm doch auch fürderhin seinen Beistand nicht zu entziehen[2].

Für das Scheitern der Gesandtschaft Arundels hatte man einst in England den unstillbaren Reisedrang des Gesandten verantwortlich gemacht, und gerade jetzt, wo Melander hoffnungsvolle Briefe über seine geheimen Besprechungen mit dem Kaiser nach London schrieb, wollte der Kurfürst vermeiden, daß auch Roe ohne eine völlige Erledigung seiner Mission Wien verließ[3]. Aber trotz der Briefe Melanders kehrte seine Zuversicht nicht wieder und die dichte Wolke des Unmuths und der Verzweiflung wollte aus seiner verzagten und doch trotzigen Seele nicht weichen. Er zweifelte nicht, daß er von dem Wenigen, was ihm angeboten wurde, noch Weiteres verlieren werde, daß es um den Fetzen Land noch zum Waffengang komme, wozu Schweden rieth; aber es schien ihm unrecht, die in Aussicht gestellte englische Truppenhülfe von 10 000 Mann anzunehmen, da ihr Unterhalt weit mehr Geld erfordern werde, als die gesammte, ihm gebliebene Unterpfalz werth war[4]. Sie war ihm angeboten, aber er erhielt sie nicht. Denn alle Vermittlungen und Besprechungen konnten nicht verhindern, daß Bayern nur dann in eine Abtretung seines unterpfälzischen Besitzes einwilligte, wenn eine dauernde Einigung über die Oberpfalz und die Kurwürde getroffen war. Hier aber stockten die Verhandlungen und Roe, der seine Aufgabe, wenn auch nicht als gelöst, so doch als erledigt betrachten konnte, reiste am 1. Juli ab, mit großen Ehren vom Kaiser entlassen, der ihm zum Abschied noch im Vertrauen die Bayern als

den allein schuldigen Theil an der Ergebnißlosigkeit der Verhandlungen bezeichnete. Auf Vertröstung- und Zureden der Mediatoren blieben die Pfälzer Gesandten noch einen Monat in Wien, um sich dann freilich zu überzeugen, daß sie von den kargen Mitteln ihres Herrn vier Wochen lang vergeblich gezehrt hatten[1].

Als die Gesandten auseinander gingen, hatte ein kaiserliches Dekret die Wiederaufnahme der Verhandlungen auf den 10. Januar 1643 in Wien festgesetzt; es trat unterdessen durch den Tod Richelieus ein Ereigniß ein, welches auch für die Pfalz bedeutungsvoll wurde. Denn die Hoffnung des kaiserlichen Gesandten Lisola, aus den französischen Flüchtlingen in England eine Friedenspartei zu bilden und den Krieg zwischen Frankreich und dem Reiche einer baldigen Beendigung entgegenzuführen, wurde am Kaiserhofe, trotz der Friedensbesprechungen, die man dort mit Mazarin angeknüpft hatte, nicht getheilt. Der Weg, den der verstorbene Kardinal der französischen Politik gewiesen hatte, war zu gangbar, als daß sein von gleichem Geiste erfüllter Nachfolger die Ideen, die jetzt fast fünfzig Jahre hindurch von den Staatslenkern Frankreichs gehegt wurden, hätte aufgeben und sich durch friedliches Beharren in die engen Grenzen wieder einschnüren lassen wollen, die Richelieu mit fester Hand gesprengt hatte. Das Einzige, wozu Frankreich sich verstand, und was es um die Jahreswende 1640/41 den kaiserlichen Gesandten auf einer Tagung in Einsiedeln bereits mitgetheilt hatte, war ein zehnjähriger Waffenstillstand; erst nach dessen Ablauf, nachdem die Franzosen sich für immer in den okkupirten Landen festgesetzt hatten, sollten die allgemeinen Friedensverhandlungen beginnen[2]. Für Mazarin galt es, das Werk, das Richelieu begonnen, zu vollenden und durch die Theilnahme, die er sich an dem Frankfurter Deputationstage sicherte, sicherte er sich auch Antheil und Einfluß an den Friedensverhandlungen, die die Grundlage zur Sonnenmacht des kleinen Prinzen bilden sollten, dem im Mai 1643, als fünfjährigem Knaben, die französische Krone auf's Haupt gesetzt wurde.

Der Frankfurter Deputationstag, der, im Regensburger Reichsabschied auf den 1. Mai 1642 einberufen, endlich am 22. Januar 1643 eröffnet wurde, hatte als ursprünglichen Zweck, das Justizwesen des Reichs zu reformiren, aber bald erblickte er seine hervorragendste Aufgabe darin, die Grundlage für einen allgemeinen Frieden zu finden, ohne den jede Justizreform unmöglich war. Vor allem aber sollte dem Frieden eine allgemeine auch für Kurpfalz geltende Amnestie vorausgehen[3]. Denn die Verhandlungen über die Pfälzer Frage, die in Wien hätten geführt werden sollen, wurden durch die Bemühungen

Frankreichs, das den englischen König und den jungen Kurfürsten gewinnen wollte, auf den Frankfurter Deputationstag übertragen, um dort als Glied der allgemeinen Friedenstraktaten für Frankreich eine willkommene Handhabe zur Durchführung seiner eigenen Ansprüche und Absichten zu bilden.

Mit gemischten Gefühlen sah Karl Ludwig nach den vielen schweren Erfahrungen, die er bisher gemacht, dem Zusammentritt des Deputationstages entgegen, und auch die wortreichen Versprechungen befreundeter Höfe, die er in zahlreichen Rundschreiben um Theilnahme und Beistand gebeten hatte, vermochten seine geringen Hoffnungen nicht zu steigern[1].

Von den beiden auswärtigen Mächten, England und Dänemark, in deren Hände einst der Winterkönig vertrauend die Zukunft seines Hauses gelegt hatte, war wenig mehr zu erwarten. Die inständigsten brieflichen Bitten Karl Ludwigs und dringende persönliche Vorhaltungen Lisolas und Rupprechts bewirkten nur so viel, daß König Karl eine Reihe von Forderungen aufstellte, die er im Interesse seines Neffen auf dem Frankfurter Tage behandelt wünschte. Es war das letzte Mal, daß er sich für das Pfälzer Haus verwandte, dann schlugen die Wogen des Bürgerkrieges über ihm zusammen, in denen er nach vergeblichem Ringen unterging. —

Dem Kurfürsten Karl Ludwig war es wie zur Gewohnheit geworden, wenn England ihn zu verlassen schien, sich nach Kopenhagen zu wenden, und die Hülfe, die er dort nicht fand, in London zu suchen. So wandte er sich auch jetzt an seinen dänischen Oheim, der freilich durch zunehmende Jahre und zunehmende Körperfülle nicht energievoller und begeisterter für eine Sache geworden war, um deretwillen er einen unglücklichen Krieg geführt hatte. Da finden wir denn in den Korrespondenzen zwischen beiden manche Stockungen, und Karl Ludwig zeitweilig schon geneigt — hätte er nur das Reisegeld gehabt — nach Dänemark zu gehen, um sich persönlich Antwort auf drängende Briefe zu holen. In jeder Ader fiebernd, fühlte er sich in seinem holländischen Exil wie festgekettet und mußte, rastlos nach den kaiserlichen Geleitbriefen ausspähend, die nicht kommen wollten, in nervöser Ungeduld ansehen, wie Bayern ungestört daran arbeitete, die Traktaten von Frankfurt wieder nach Wien zu verlegen, und wie bei der Stimmung, die gerade die mächtigsten Stände gegen Kurpfalz hegten, nicht ausgeschlossen schien, daß Maximilian sein Ziel erreiche[2]. Da war Mainz, mit dem der Streit um die Bergstraße erbitterter wurde, seit der Kurfürst die naive Forderung

der Pfälzer abgeschlagen hatte, auf die Bergstraße zu verzichten, um Bayern hinsichtlich der Oberpfalz mit gutem Beispiel voranzugehen[1]; da war Köln, das sich schon aus verwandtschaftlichen Beziehungen an Bayern anschloß; da war Sachsen, dessen Kurfürst nur für zwei Dinge Interesse hatte: für einen gediegenen Rausch und seine lutherischen Pfaffen, und sich durch die Vorstellung von den Gefahren, die aus einem überwiegend katholischen Kurfürstenkolleg erwachsen könnten, nicht schrecken ließ; da war schließlich Brandenburg, auf dessen Beistand Karl Ludwig in Erinnerung an die gemeinsam in Holland verlebten Jugendtage ebenso gemüthvoll, aber ebenso vergeblich rechnete, wie einst sein Vater auf die Nachwirkungen freundschaftlicher Jugendgefühle bei Gustav Adolf. Nur mit Mühe ließ Friedrich Wilhelm sich zu einer Beschickung des Deputationstages bewegen und berührte in der Instruktion an seine Gesandten die Pfälzer Frage nur leichthin und oberflächlich, treu die bisherigen Wege der brandenburgischen Politik in dieser Frage befolgend[2].

Es ist billig, den Kurfürsten entrüstet zu tadeln, weil er aus den Tiefen seiner Noth die Hand hülfesuchend wieder nach den Feinden des Reichs, Frankreich und Schweden, ausstreckte, als die Stützen im Reich versagten. Noch zweifelte er nicht an ihrer aufrichtigen Gesinnung, denn in dem Bilde der Welt, wie es sich in ihm formte, war trotz aller Enttäuschungen, die er bereits erfahren, dem Glauben an die Menschen noch ein breiter Raum gegeben; erst während den westfälischen Kongreßverhandlungen wurde dieser Glaube in ihm für sein ganzes Leben zerstört.

Mit besonders eindringlichen Schreiben wandte er sich nach Frankreich, wo Ludwig XIII. seinem großen Minister bald nachgestorben war. Er erinnerte den kleinen fünfjährigen König wie die Königin-Regentin an die Tage Heinrichs IV. und an die Dienste, die Kurpfalz diesem Könige in schwerer Zeit erwiesen, und er erhielt gute Nachricht, daß sie den unverschuldet ins Elend gerathenen Kurfürsten nicht verlassen würden.

Ueber den Deputationstag hinweg richtete Karl Ludwig seine Blicke bereits auf Münster und Osnabrück, wo auf Grund des zwischen Ferdinand, Schweden und Dänemark geschlossenen Hamburger Präliminarvertrages vom 25. Dezember 1641 schon im März 1642 der allgemeine Friedenskongreß zusammen treten sollte, dessen Eröffnung sich aber noch Jahre hindurch verzögerte. Es ging durch alle Reichsstände ein Verlangen, an diesem Kongreß, der die ganze Reichsverfassung umzuändern bestimmt war, durch eigene Vertreter theil-

zunehmen, und auch den auswärtigen Mächten lag viel an der persönlichen Theilnahme der einzelnen Stände, um sich ihrer zum Kampfe gegen das Haus Habsburg bedienen zu können, dessen Erniedrigung und Beschränkung in seinen Vorrechten ebenso das Ziel der fremdländischen, wie der ständischen Politik war.

In dem Hamburger Präliminarvertrage war auch dem Pfälzer Hause ein Paßbrief für die Generalfriedenstraktaten ertheilt worden. Auf Grund dieses dem Kaiser nach langem Sträuben abgerungenen Briefes glaubte Karl Ludwig nicht mit Unrecht, daß die Behandlung der Pfälzer Frage dem allgemeinen Friedenskongreß zugewiesen sei, wogegen Maximilian von Bayern mit allem Nachdruck protestirte, weil er von der Unterstützung Karl Ludwigs durch Frankreich und Schweden nichts Gutes für sich voraus sah. Zwischen ihm und Schweden wurde schon durch die religiöse Verschiedenheit ein scharfer Gegensatz geschaffen und Frankreich hatte ihn durch die zu Einsiedeln abgegebene Erklärung, daß bei Friedenstraktaten das publicum et universale dem privato et particulari vorzugehen habe, um seinen Pfälzer Besitz ernstlich besorgt gemacht[1]. Und der Kaiser schloß sich trotz der Erklärung Karls I. wie Karl Ludwigs, sich auf Privatverhandlungen nicht mehr einlassen zu wollen, und trotz der vermittelnden Intervention Dänemarks, dem Proteste Bayerns an. Jahrelang zog sich der Streit über die Zulassung Karl Ludwigs hin, die er schließlich nur der Entschiedenheit Frankreichs und Schwedens zu danken hatte[2].

Für Frankreich war die Lösung der Pfälzer Frage eine Saat, die einer kommenden Zeit Früchte tragen sollte. Die Politik Ludwigs XIV., deren Grundzüge Mazarin vorzuzeichnen begann, bedurfte eines Stützpunktes am Rhein und glaubte ihn in der Pfalz und in einem zur Dankbarkeit verpflichteten Kurfürsten zu finden. Und darum stand für den Kardinal die Nothwendigkeit der pfälzischen Restitution fest, wenn auch vielleicht nach der Absicht Richelieus ohne Kurwürde, aber die letzten Ziele der französischen Politik, die sich durch die „gut bayrischen" Jesuiten am Hofe nicht beeinflussen ließ, mußten Karl Ludwig verschleiert bleiben[3]. Der Gedanke, daß er mehr sei als ein auf französische Großmuth angewiesener deutscher Kleinfürst, durfte in ihm nicht aufkommen. Der Kardinal kannte zwar die Annäherungsversuche des Pfälzers an den Kaiser und sah nicht ohne Besorgniß die Freundschaft zwischen Wien und London, aber von diesen Sorgen sollte Karl Ludwig nichts erfahren; die Bemühungen des Kardinals im Interesse der Pfalz sollten selbstlos erscheinen, um

das Gefühl der Dankbarkeit in dem Kurfürsten zu vertiefen und ihn desto fester an die französische Politik ketten zu können. Vielleicht auch mochte Mazarin eine feste Zusage dem Kurfürsten in Erinnerung an den Winterkönig verweigern, der Gustav Adolf, nachdem dieser sich für seine Wiederherstellung ausgesprochen hatte, durch ungeduldige Mahnungen an die Einlösung seines Versprechens zur Last geworden war[1].

Während dieser Zeit befand sich Karl Ludwig wieder in England. Er hatte dort die ersten Jahre der beginnenden Revolution miterlebt: er war in London als das Haupt Straffords fiel und der alte Freund des Pfälzer Hauses, der Erzbischof Laud von Canterbury eingekerkert wurde, um wenige Jahre später ebenfalls auf dem Schaffot zu enden; er hatte mitangesehen, als das Parlament in den ersten Januartagen 1642 dem Könige die Auslieferung der fünf Häupter der Opposition verweigerte, und dem bleich in der Wagenecke Sitzenden auf der Rückfahrt puritanische Pamphlete in den Wagen geworfen wurden, die besagten, daß das englische Volk sich gegen ihn erheben werde, wie einst Israel gegen Rehabeam; dann war die Königin nach Holland gereist, um für die englischen Kronjuwelen Waffen und Munition anzukaufen, während Karl sich mit seinem ältesten Sohne und dem jungen Pfälzer in den Norden seines Reiches begab, wo die Stadt York ihre Thore, die sie den königlichen Prinzen geöffnet hatte, dem Könige selbst verschloß; und als Karl in der sechsten Abendstunde des 22. August seine Fahne auf den Schloßthurm von Nottingham setzte, um nach mittelalterlicher Weise seine Vasallen zu den Waffen zu rufen, da konnte auch er sich einer düstern Vorahnung nicht entziehen, als in der folgenden Nacht ein Sturmwind die Fahne ergriff und zerbrochen in den Staub warf.

Dem beginnenden Bürgerkriege aber hielt er sich fern. Während Rupprecht begeistert die Standarte des Königs ergriff, kehrte Karl Ludwig nach Holland zurück, wie man annahm, um in der Ferne die Entwicklung des Kampfes zwischen König und Volk abzuwarten und sich der Seite des Siegers zuzuwenden, wie er selbst äußerte, um in dem Kampfe der Parteien nicht Stellung nehmen zu müssen. Als er aber im Juli 1644 nach England zurückkehrte, nach der furchtbaren Schlacht von Marston-Moor, in der die Eisenreiter Cromwells, vor denen selbst der unverzagte Rupprecht bebte, die Truppen des Königs niederwarfen (Gott machte sie zu Stoppeln unter unsern Schwertern, schrieb Cromwell)[2] und das Heer Karls entscheidend und für immer geschlagen wurde, suchte die politische Welt jener Tage nach den Gründen des Kurfürsten,

und eine Fluth von Gerüchten begleitete ihn auf dieser Reise, die von keinem gebilligt, wohl aber von allen scharf getadelt wurde.

Es ist viel zu weit gegangen, in ihr eine Felonie gegen Karl I. zu erblicken, wie es damals geschah. Da wollte man wissen, er sei angesichts der steigenden Verwicklungen und der drohenden Absetzung Karls I. als nächster Agnat erschienen, um entweder die erledigte Krone, die ihm die Schotten einst angeboten, nun wirklich für sich in Anspruch zu nehmen, oder doch wenigstens als Vormund des noch unmündigen Karls II. die Regierung Englands bis zu dessen Großjährigkeit zu leiten; Absichten, die ihm damals völlig ferne lagen[1]. Es ist überhaupt irrig, das Thun Karl Ludwigs, wie der ganzen Familie des Winterkönigs nur unter politischen Gesichtspunkten zu betrachten und außer Acht zu lassen, daß die Noth, die ganz gewöhnliche Geldnoth ihr Handeln häufig bestimmt hat, und daß es in solcher Lage nicht immer möglich ist, sich so kinderrein zu halten, wie die strengen Anschauungen der im Besitze Lebenden es erheischen. Und gerade in dieser Zeit, als Karl Ludwig, eingeladen von einigen Mitgliedern des Parlaments nach England reiste und der offene Bruch mit Karl I. sich vollzog, herrschte im Hause der Winterkönigin eine unerträgliche Geldklemme, gesteigert durch die drängenden Forderungen ungeduldiger Gläubiger[2]. Woher sollte sie, die Bettelkönigin, wie sie sich einst selbst nannte, das Geld zu ihrer Befriedigung nehmen; wo sollten die Summen flüssig gemacht werden, um eine kurz vor Beginn des Friedenskongresses dringend nöthig gewordene Reise eines kurpfälzischen Gesandten, als den man Prinz Eduard ausersehen, nach Deutschland zu ermöglichen? Er war ein Sorgenkind für die Winterkönigin wie für das ganze Pfälzer Haus. Ohne Thätigkeit, hatte er sich ein Dasein mehr nach seinen Wünschen, als seinen Mitteln eingerichtet, und bei den verschwiegenen Geldverleihern Amsterdams war Prinz Eduard eine häufig, wenn auch nicht gern gesehene Persönlichkeit[3]. Vergebens hatte man ihn in französischen oder venezianischen Diensten unterzubringen gesucht, jetzt dachte man an den fernen Vetter von Brandenburg und erblickte in der Theilnahme an der Beerdigung von Luise Juliane, die nach umgetriebenen Leben endlich an der russischen Grenze, in Königsberg ihr Grab fand, eine passende Gelegenheit zu persönlicher Vorstellung. Auch Karl Ludwig erwog damals ernsthaft eine Reise nach Deutschland, um in Münster, wie es der dringende Rath seiner Umgebung war, persönlich für sein Haus thätig sein zu können. Aber zu allem fehlten die Mittel, und Holland zögerte mit der Zahlung der bisher

geleisteten Unterstützung[1]. Da kam die Einladung der Parlamentsglieder und wer kann dem jungen Kurfürsten verdenken, daß er freudig dieser Einladung folgte! Auch Elisabeth, in einer Lage, in der man vor den Forderungen des Augenblickes keine Rücksichten mehr zu nehmen pflegt, gab ihre Zustimmung, daß Karl Ludwig sich persönlich um die Hülfe des Parlaments bewerbe; so stand sie, wie auch die Würfel fallen mochten, mit ihren Kindern stets auf der Seite des Siegers und hatte Anspruch auf seine Erkenntlichkeit[2]. Vor seiner Abreise traf der Kurfürst mit dem englischen Residenten in Paris zusammen, der ihn um die Gründe seiner Fahrt nach England befragte und dem er erwiderte, daß er hingehe, um zu schauen, was sich von König und Parlament, zwischen denen er eine Einigung zu stiften versuchen wolle, auch in finanzieller Hinsicht für seine Sache erwarten lasse; dann auch, um das Parlament zu bewegen, ihn gegen die unausgesetzten Wühlereien des Papstes und einzelner katholischer Mächte und Stände zu schützen. Er fügte hinzu, daß er es als Ehrensache betrachte, persönlich die Verleumdungen und üblen Nachreden zu zerstreuen, die in London über ihn verbreitet und auch die Haltung des Parlaments zu beeinflussen geeignet wären[3].

Seine Ankunft wirkte in London überraschend und wurde vom Volke kaum weniger besprochen als der Tod Pyms, des großen Volksmannes, der kurz vorher gestorben und unter ungeheurer Betheiligung zu Grabe getragen worden war. Alle Empfangsfeierlichkeiten hatte sich der Kurfürst zwar verbeten, in aller Frühe war er deshalb in London gelandet, aber ganz konnte er sich den „Lumpenceremonien", die ihn in unnützes Gerede brachten, nicht entziehen und nur ungern nahm er für einige Zeit in dem kaum eingerichteten Schloß Whithall Wohnung, statt, wie es sein Wunsch gewesen wäre, unbemerkt in einer Londoner Miethswohnung zu leben. Einer an ihn gesandten Abordnung des Parlaments gab er als Grund seines Kommens dasselbe an, was er bereits dem englischen Gesandten in Paris gesagt hatte; nur verstärkte er hier noch seine Wünsche für einen guten Ausgang der parlamentarischen Unternehmungen und versprach, sich in seinem Thun völlig den weisen Beschlüssen des Parlaments unterzuordnen[4]. Fast ein Jahrzehnt war dahingegangen, seit er zum ersten Male englischen Boden betreten hatte, mit seinem Bruder Rupprecht freudig bewillkommt und beide in ihrer Schönheit gefeiert, für die Puritaner ein Halt, an dem sie ihre niedergedrückte Sache aufrichten zu können hofften. Diese Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt, mit eigener Kraft hatten die Puritaner

sich die Stellung erkämpft, die sie inne hatten und mit wachsender Erbitterung sahen sie die Pfälzer an der Spitze königlicher Schwadronen. Einst, nach den ersten Schlägen und siegreichen Attacken Rupprechts hatten sie ihn zu sich ziehen wollen, sie zeigten ihm in der Ferne die Krone Englands, wie einst die Böhmen dem kleinen Kinde die Wenzelskrone angeboten hatten, aber an Königskronen haftete im Hause des Winterkönigs ein böses Erinnern. Das ehrliche Gemüth Rupprechts ließ sich von ihrem Glanze nicht blenden und wankte nicht in der Treue zu der Fahne des Königs.

Um so entschiedener suchte Karl Ludwig Beziehungen zu dem Parlament, von dem allein er noch Vortheile für die Pfälzer Sache erwartete. Der König, der seinen Rath, sich mit dem Parlamente zu verständigen, unter Hinweis auf sein jugendliches Alter, das ihm noch kein Recht gebe, als Rathgeber eines erfahrenen Mannes aufzutreten, schroff zurückgewiesen hatte[1], fühlte sich durch die Haltung Karl Ludwigs aufs Tiefste verletzt und wie er ihn schon bei seiner Ankunft verwundert um die Gründe seines Kommens gefragt hatte, so schrieb er ihm erbittert kurz darauf, daß seine Sympathien für das Parlament, das auf die Vernichtung des englischen Königsthums ausgehe, ihn, den Enkel und Neffen englischer Könige von Tag zu Tag mehr entwürdige[2]. Unverkennbar hat Karl Ludwig in dieser Zeit nach der Gunst des Volkes gesucht und gerungen und es mag Momente gegeben haben, wo er der Versuchung, die englische Krone zu übernehmen, die man Karl I. und seinen „Bastarden" entziehen wollte, nicht immer standhaft zu widerstehen schien. Häufig sah man ihn in fragwürdig religiös-mystischen Kreisen von Arbeitern und Handwerkern, die Rehabeam und sein Haus ausrotten wollten und nicht nur in Holland, auch in England erregte er Anstoß und Unwillen[3]. Vertrauen und Neigung derer, die ihm in früheren Jahren nahe gestanden hatten, war längst dahin und bei denen, um deren Gunst er warb, wollte kein Vertrauen und keine Neigung zu einem Manne aufkommen, den man der Treulosigkeit gegen seinen Wohlthäter beschuldigte und von dem man keine ehrliche Gesinnung erwartete. Mit tief verletzender Deutlichkeit gewährte man dem Kurfürsten die Mittel für einen vierzehntägigen Aufenthalt in London und selbst die, auf deren Einladung er gekommen war, entzogen sich der allgemeinen Abneigung gegen ihn nicht und vermieden den Verkehr mit ihm unter dem Vorwande, daß die Erkrankung eines seiner Reisebegleiter Vorsicht erfordere. Da kam dem Enttäuschten der Gedanke, sofort wieder abzureisen und in die Pfalz zu gehen, wo die französischen Heere erfolgreich kämpften, und

nur mit Mühe bewog ihn seine Umgebung, auszuhalten und dem Parlament die Gründe seines Kommens und Verhaltens schriftlich darzulegen. Seinen Brüdern gab er die Schuld, daß das Parlament ihm mißtraue und gegen sie richteten sich versteckte Angriffe seiner Vertheidigungsschrift. Mit herzlichen Worten gedachte er darin des Königs, dessen Zuneigung zu seinen Neffen ihre Dienste in seinem Solde zwar erkläre, aber nicht entschuldige[1]. Als Erwiderung auf diese Denkschrift erklärte das Parlament beide Brüder für Feinde des Vaterlandes und verweigerte die Bitte Karl Ludwigs, seinem Lieblingsbruder Philipp zu gestatten, Truppen im Interesse der Pfalz auszuheben, aus Furcht, daß Philipp mit den geworbenen Truppen nach dem Beispiel seiner älteren Brüder zur Fahne des Königs übergehen werde[2]. Ob dieser seine Unterstützung angenommen hätte, wäre zweifelhaft gewesen. Denn die Haltung Karl Ludwigs hatte ihm die Pfälzer überhaupt verdächtigt, zumal sie eine schroffe Absage an das Parlament verweigerten. Und als jetzt Rupprecht wider Erwarten schnell Bristol übergab, glaubte der König die Beweise für seine verrätherischen Unterhandlungen mit Karl Ludwig in der Hand zu halten; sofort entzog er ihm das Feldmarschallspatent und entließ ihn seines Dienstes. Tief gekränkt durch die ungerechte Behandlung des Bruders legte auch Moritz seine Stellung nieder, und nun lebten Beide zunächst ohne Kommando am Hofe des Königs, da ihnen das Parlament einen Auslandspaß vorerst verweigerte[3].

Wir wissen, daß man in den Niederlanden, wo man eben jetzt den Kurfürsten durch Anerkennung der Pfälzer Kur Maximilians von Bayern tief verletzte[1], den Bruch Karl Ludwigs mit seinem Oheim nicht billigte, denn trotz der schwierigen Lage, in der sich Karl während des Bürgerkrieges befand, hatte man dort in den Pfälzer Kreisen ein „sonderbares Absehen" auf den englischen König. Da eine persönliche Annäherung freilich unmöglich geworden war, so baten ihn seine Räthe um die Erlaubniß, durch Elisabeth auf den englischen König einzuwirken, daß er wenigstens schriftlich sein Interesse an den Schicksalen der Pfalz darthun und die Treugesinnten in ihren Bestrebungen für Karl Ludwig ermuthigen solle. Karl Ludwig verhielt sich ablehnend. Schon in früheren, besseren Zeiten waren die Briefe des englischen Königs im Reiche weitgehender Abneigung begegnet und er glaubte, wenn er durch die Mittel des Parlaments in den Stand gesetzt sei, England zu verlassen und persönlich in die deutschen Geschicke einzugreifen, seine Sache weit besser allein vertreten zu können, als es durch papierene Theilnahme möglich sei. Damit war er freilich einverstanden, daß sich jetzt, wo der westfälische Friedenskongreß zusammen-

trat, Rupprecht und Moritz im Interesse der Pfalz brieflich an Frankreich und Schweden wandten: nicht, als ob er ihnen seine Rechte abtrete, sondern es sollte nur durch ihre Briefe die Aufmerksamkeit der Reichsstände und der auswärtigen Mächte auf sie gelenkt werden. Ihre ruhmvolle Vergangenheit als tüchtige Soldaten könne den Beweis liefern, daß die von manchem so sehnlichst gewünschte Unterdrückung des Pfälzer Hauses das feste Fundament des Friedens nicht sei und daß die Hand, die für fremde Interessen das Schwert ruhmreich und mit Ehren geführt habe, es auch für die eigenen zu führen wohl verstehen werde.

Unterdessen waren auch die Gegner von Kurpfalz nicht unthätig. Mit allem Eifer drängten sie in die französischen und schwedischen Bevollmächtigten, die Verhandlungen zu eröffnen, damit Karl Ludwig, der noch keinen Gesandten abgeschickt hatte, von ihnen ausgeschlossen werde. Und deßhalb wurde Karl Ludwig von seinen Freunden stets dringender bestürmt, endlich doch auch seine Vertreter zu bestimmen, zumal die Erfolge der Franzosen am Rhein und die Wahl Innocenz' X. den Beginn der Verhandlungen zu beschleunigen schienen. Aber lange Monate vergingen, ehe Karl Ludwigs Gesandte beim Congreß eintrafen, denn weder der Kurfürst noch seine Vertrauten wußten die erforderlichen Mittel aufzubringen, und die schwer genug ermöglichte Verpfändung von Kleinodien, durch die Karl Ludwig die ernannten Abgeordneten in den Stand setzen wollte, wenn nöthig, auch ohne besonderen Befehl sofort abzureisen, war nur hinreichend, ihre Privatschulden zu zahlen, welche durch die seit Jahren rückständige Besoldung entstanden waren, und ohne deren Begleichung die Gläubiger ihre kurpfälzischen Schuldner nicht in's Ausland ziehen lassen wollten. Bei aller Sparsamkeit vermochte Karl Ludwig seinen Gesandten nur 100 Thaler monatlich zu bieten und die Forderungen des an glänzendere schwedische Gehälter gewohnten jüngeren Camerarius mußten unerfüllt bleiben, bis er, im Hinblick auf die langjährigen Beziehungen seiner Väter zu Kurpfalz, seine Ansprüche herabsetzte. Am 1. Mai 1645 reisten die Gesandten Meisterlin und Streuff nach Münster ab; zugleich ging Camerarius und ein Sekretär Gernand nach Osnabrück. Bis zum letzten Augenblick war ihre Reise zweifelhaft, da Streuff, ein wurmstichiger Mann, der denn auch bald starb, an der Gicht schwer erkrankt war und nur seine Aufopferung die Fahrt in einem mehr Kranken-, als Reisewagen ermöglichte. Es war eine kleine, doch theuere Wohnung, die von den Pfälzer Gesandten in Münster bezogen wurde, die aber dem jüngeren Camerarius im Vergleich zu der seinigen in Osna-

brück als ein Paradies erschien. Bei einer Wittfrau hatten Streuff und Meisterlin Quartier bezogen. Nur mit Mühe hatten sie die Wohnung erhalten, da die ewige Verzögerung ihres Kommens die Eigenthümerin eigensinnig gemacht hatte, so daß sie bei dem Wohnungsmangel und der großen Nachfrage ihre Zimmer anderweitig vergeben wollte. Die Reinlichkeit der Frau, wie ihrer Zimmer ließ vieles zu wünschen übrig und die Schilderungen, die die Gesandten dem Kurfürsten von Einzelheiten gaben, entziehen sich hier der Wiedergabe. Es waren auch finanziell schwere Zeiten, die die Pfälzer in Münster verbrachten (Camerarius war durch private Mittel besser gestellt); gleich nach ihrer Ankunft mußten sie den Kurfürsten um neue Summen bitten, da sie keinen Kredit hätten und ihnen Niemand auf Borg etwas gebe. Bei den hohen Preisen aller Lebensbedürfnisse und den unreellen Verkaufsgebräuchen, wodurch die Bewohner der Kongreßstädte ihre Kriegsschädigungen auszugleichen bemüht waren, hatten sich die Schulden der Gesandten binnen kurzer Zeit derart gesteigert, daß sie sich, von Karl Ludwig mit der Aussicht auf spätere Belohnung vertröstet, zum Verkauf ihres Tischgeräthes und der eben entbehrlichen Pferde genöthigt sahen. Auch später, das sei vorausgreifend hier schon eingeschoben, auf dem Regensburger Reichstage, war die pfälzische Gesandtschaft die kümmerlichste, und wer den einst ersten weltlichen Kurfürsten des Reichs öffentlich vertrat, durfte nicht empfindlich sein gegen Stichelworte, die aus dem Munde besser gestellten Gesandten gegen ihn fielen.

Ernsten Tagen gingen sie im Dienste des „Expalatinus" entgegen; zu den Verhandlungen selbst wurden sie nicht zugelassen; es war ja von ihnen nichts zu erwarten; die kurfürstlichen Gesandten wiesen sie als Eindringlinge zurück und zu den fürstlichen durften sie sich nicht gesellen, da sie ihrem Herrn sonst ein schädliches Präjudiz geschaffen hätten. So sahen sie voraus, daß sie nicht viel erreichen würden, daß die Zahlung der Zeche ihnen und dem ähnlich behandelten Herzog von Lothringen übrig bleiben werde. Mit zunehmender Verbitterung bemerkten sie, wie die Mächtigeren des Reiches und die fremden Gesandten von den Ständen aufgesucht und umschmeichelt wurden, während man ihre gerechten Ansprüche kaum beachtete, und dem scharfen, aber nicht unrichtigen Urtheil des Herzogs von Longueville, daß nur das Geschäft den Gang der deutschen Politik bestimme, fügten sie bei, daß die Natur des Deutschen eine bedientenhafte sei[1]. Ihre ohnehin schwierige Stellung steigerte sich noch durch das Verhalten der Familie Karl Ludwigs. Der Uebertritt Eduards zum Katholizismus brachte sie besonders bei

den Schweden in eine peinliche Lage, zumal sich das Gerücht verbreitete, daß er in die Hände des Papstes selbst seinen protestantischen Glauben abschwören werde und seine Heirath mit Anna Gonzaga änderte die Politik Frankreichs Kurpfalz gegenüber. Denn der französische Hof fühlte sich verstimmt, daß die Pfälzer Familie über ihren religiösen Bedenken die Ehre verkannte, die in der Verbindung mit einem Mitgliede des französischen Königshauses liege und suchte auf Kosten der Pfälzer und besonders des in Paris gering geschätzten Karl Ludwig für Eduard finanzielle Vortheile zu erreichen. Auch von Rupprecht, der nach Frankreich ging, als Karl beide Pfälzer von sich gestoßen hatte, wurde im Hinblick auf die große Zuneigung Mazarins ähnliches gemunkelt; es kam hinzu, daß ein heftiger Zwist zwischen den Generalstaaten und dem Pfalzgrafen Philipp, der im Haag einen französischen Edelmann, dem man unlautere Beziehungen zur Winterkönigin nachsagte, am hellen Tage niedergestoßen hatte (wovon wir noch reden werden), nicht nur die holländischen Gesandten, sondern auch zahlreiche Vertreter anderer Stände derart erbitterte, daß Streuff die Straße nicht mehr zu betreten wagte und vergebens die thörichte Meinung bekämpfte, daß der Segen Gottes fürderhin den Verhandlungen fehlen werde. Vor allem aber war es die Einmischung der weiblichen Elemente in den ruhigen Gang der Dinge und besonders die ohne Wissen der Gesandten geführte leidenschaftliche Korrespondenz der Pfalzgräfin Elisabeth, die ihre Bemühungen oft durchkreuzte. Denn nach der Katastrophe ihres Bruders Philipp, war auch sie, von der Mutter der Mitschuld geziehen, vom Hoflager verwiesen worden und hatte sich an den Hof des Kurfürsten von Brandenburg begeben; durch persönliche Beeinflussung wie durch rastlosen Briefwechsel mit der Königin Mutter und der Königin Christine von Schweden suchte sie von dort aus den Gang der Friedensverhandlungen zu Gunsten ihres Bruders und ihres Hauses zu bestimmen. —

Als die kurpfälzischen Gesandten zum Kongresse abgingen, empfahl Karl Ludwig durch Rundschreiben den Ständen die Sache der Pfälzer Restitution und wandte sich in besonderen Schreiben, wie auch seine Brüder, an Schweden und Frankreich, deren Vermittlung, wie Kurbrandenburg schon auf dem Regensburger Reichstage bemerkte, für Kurpfalz von der höchsten Bedeutung war. Brandenburg urtheilte richtig, denn nur diesen beiden Mächten war zu danken, daß die kurpfälzischen Gesandten endlich auch vom Kaiser und den bisher protestirenden Ständen angenommen wurden, aber durch diese Verzögerung war das Mißtrauen der Schweden in die kaiserliche Leitung

des Friedenskongresses mit neuer Nahrung erfüllt worden. Sie hielten für nöthig, ihre, dem Kongreß gemachten Vorschläge den kurpfälzischen Abgeordneten persönlich zu übergeben, um sicher zu sein, daß sie von dem Friedensgeschäft und den zur Berathung stehenden Punkten auch völlig in Kenntniß gesetzt seien.

Die Fragen, die für Kurpfalz hier zu entscheiden waren, griffen weit zurück in die Jahrhunderte und blieben theilweise ungelöst bis zum Ende des Reiches. Alles was sich seit undenklichen Zeiten an Haß gegen Kurpfalz im Reiche angesammelt hatte, sollte jetzt zur Abrechnung kommen; nicht nur die Verschuldung seines Vaters, auch die seiner Vorfahren sollte die Schicksale des späten Enkels beeinflussen. Mit Groll erinnerte man sich jetzt des Vertrages von Pavia aus dem Jahre 1329, der zwar die Alternation der Kur festsetzte, die aber schon in der goldenen Bulle dem rheinischen Zweige der Wittelsbacher zugesprochen wurde, und nicht nur Bayern, auch der Kaiser glaubte, daß durch den Rückfall der Kurwürde an Maximilian und die Depossedirung Karl Ludwigs nicht nur kein neues Unrecht begangen, sondern ein altes gesühnt werde. In den schlimmsten aller Händel, in Familienhändeln, war seit Jahrhunderten zwischen den beiden Wittelsbacher Linien ehrgeiziger Haß genährt und von Geschlecht zu Geschlecht in unverminderter Stärke vererbt worden. Mitten in den Wirren des Krieges, auf dem Höhepunkt seines Lebens sah der fünfzigjährige Bayernherzog jahrhundertalte Wünsche seines Hauses endlich erfüllt, für alle Zeiten glaubte er die Kur seiner Linie fest eingefügt zu haben, und nun, da die Friedensverhandlungen begannen, wurde als erste Forderung von Karl Ludwig die völlige Restitution der Würden und Lande verlangt, wie sie die Kurpfälzer Linie vor dem großen Kriege besessen. Dem Einundsiebzigjährigen, der sich leidend fühlte und dessen nahes Ende man voraus zu sehen glaubte, dessen Sohn und Erbe sieben Jahre alt war, schien die Gefahr, die aus den Ansprüchen des Pfälzers erwuchs, bedrohlich genug, um auf eine reichsgesetzliche Regelung der Frage zu dringen und durch die Schranken eines von Kaiser und Reich gebilligten Friedensschlusses fest und unangreifbar zu machen, was er als gute Kriegsbeute erworben. War es ihm auch nicht gelungen, den Pfälzer von den Friedensverhandlungen auszuschließen, so wollte der zähe, hartnäckige Mann, dessen Unnachgiebigkeit der Pfalz gegenüber selbst von seinen französischen Freunden gescholten wurde, diese Friedensverhandlungen doch derart seinem Willen beugen, daß der Heidelberger erkennen lerne, daß eine erzwungene Theilnahme an den Verhandlungen nicht auch das Erreichen erstrebter

Ziele bedeute. Jahrelang hat dieser Zwist zwischen den beiden Linien die Verhandlungen zu Münster und Osnabrück beeinflußt; seit Frankreich und Schweden die Erledigung dieser Frage mit der Entschädigungsfrage und Amnestie als Hauptpunkt betrachteten, hat sie auf die Politik der großen Mächte wie der kleinen Stände, nach innen und nach außen eingewirkt.

Schrittweise aber sah Maximilian sich in seinen Ansprüchen zurückgedrängt. Die Kurfürsten, vor allem Brandenburg, dann auch Sachsen, wollten des Pfälzers wegen freilich nicht das ganze Friedensgeschäft scheitern lassen[1], sie vergaßen aber auch nicht, daß sie der Uebertragung der Kur an Bayern nur sehr bedingt und nur unter Vorbehalt der Pfälzer Rechte zugestimmt hatten, und daß einer gar zu großen Stärkung Bayerns im Kurfürstenrath, da auch Köln in den Händen der bayrischen Wittelsbacher war, schon im Interesse des Gleichgewichtes vorzubeugen sei[2].

Da Bayern nun aus seinem Kurbesitz nicht wich, Karl Ludwig aber, heimlich ermuntert durch Mazarin, der den stolzen Bayern nicht gar zu groß werden lassen wollte, die Zurückerstattung der Kur als Grundbedingung aller Verhandlungen machte, so war schon während des Krieges der Gedanke an eine achte Kur angeregt worden, sogar an eine neunte, auf die Schweden vorübergehend Ansprüche erhob, die aber Oesterreich zufallen sollte, das dadurch zwei Stimmen mehr erhielt, weil der restituirte Pfälzer ihm aus Dankbarkeit doch jedenfalls stets die seine geben werde[3]. Der so einfache Gedanke einer achten Kur stieß indeß auf heftigen Widerstand. Vor allem sträubte sich der Kaiser, die Fundamentalverfassung des Reiches, wie sie in der goldenen Bulle niedergelegt war, zu verletzen; ihm schien die Durchbrechung dieses Grundgesetzes durch Errichtung einer neuen Kur mit der Aufnahme der Türken in den Religionsfrieden gleichbedeutend, er war sogar zeitweilig bereit, nur um diesen Schritt nicht thun zu müssen, den alten Zustand wieder herzustellen und den Kurfürsten von Bayern, der engen Anschluß an Frankreich suchte, nie aber vergaß, daß seine Stellung nur auf dem Ansehn des Reiches beruhte, den pfälzischen Ansprüchen zu opfern — dann aber tröstete er sich mit dem Bewußtsein, daß angesichts der jetzigen Zustände auch Karl IV. einer Aenderung der Reichsverfassung zugestimmt haben würde. Aber auch die anderen Stände protestirten gegen eine Aenderung der goldenen Bulle, Karl Ludwig besonders noch wegen Verletzung der heiligen Siebenzahl[4], aber ein anderer Ausweg ließ sich nicht finden. So kam denn Maximilian, nachdem der Gedanke, mit der böhmischen Kur zugleich die Königswürde an Bayern zu

übertragen, keinen Anklang gefunden hatte[1], auf diesen Vorschlag wieder zurück, freilich mit der Bedingung, daß die neue Kur an letzter Stelle folgen und ihre Errichtung keines der Vorrechte, insbesondere das Erzamt, nicht berühren solle, die mit der alten Kur verbunden und mit ihr auf Bayern übergegangen waren. Die Kaiserlichen waren damit zufrieden, ebenso wie sich die Franzosen mit der achten Kurwürde einverstanden erklärten, nachdem der sonderbare Gedanke, aus dem Bisthum Magdeburg für Karl Ludwig ein Kurland zu schaffen, oder wie Brandenburg meinte, mit der Hand der Schwester des Kurfürsten ihm Jülich als Kurland zu geben, gescheitert war[2]. Nur Schweden, das eine völlige Restitution Karl Ludwigs in den Besitz und die Würden alles dessen verlangte, was Friedrich V. vor dem Jahre 1618 besessen hatte, protestirte vergeblich. Als es dann einsah, daß ihm aus seiner rückhaltlosen Parteinahme für Pfalz nur Feindschaften erwuchsen, erklärte es sich schließlich mit einem Wechsel der Kurwürde einverstanden, in der Art freilich, daß nach dem Tode Maximilians von Bayern, den man denn doch nicht „schimpfen und degradiren" wollte, Karl Ludwig, wie schon auf dem Regensburger Reichstage vorgeschlagen war, in der Kur folge und mit ihm die Alternation beider Linien beginne[3]. Gegen dieses Projekt wandte sich Bayern ganz entschieden. Der alte Kurfürst meinte, daß die Kur, wenn sie erst wieder im Besitze der Pfälzer sei, an Bayern nimmer zurückkehre, und wenn man durch Schaffung einer achten Kur die goldene Bulle nun doch einmal verletze, was besonders Schweden stets betonte, obwohl es für sich selbst eine neunte verlangt hatte, weil die Zahl der Kurfürsten nicht ohne Grund eine ungerade sei[4], so sei der Wechsel in der Kurwürde doch ebenso geeignet, zwar dies Grundgesetz des Reiches zu durchbrechen, nicht aber Friede und Ruhe dem Reich zurückzugeben[5].

Vor dem entschiedenen Willen Bayerns, dem der Kaiser beitrat, mußte Schweden zurückweichen. Denn auch die Stände des Reiches stellten sich ihrem Oberhaupte zur Seite und wollten den Frieden nicht durch starres Festhalten an Satzungen gefährden, die unter anderen Verhältnissen erlassen waren. Am längsten zögerten noch die Reichsstädte und die Reichsritterschaft, aber auch sie kämpften allmählich ihre Bedenken über die Verletzung der „wohlbedächtig aufgesetzten" Goldenen Bulle nieder und stimmten der Errichtung einer achten Kur für Karl Ludwig bei, die an letzter Stelle folgen sollte.

Zu weit größeren Differenzen führte die Frage der Wiederherstellung der Pfalz in ihrem früheren Umfange. Mit vertrauendem Erwarten glaubte Karl Ludwig bei Beginn der Verhandlungen der Entwicklung

dieser Frage entgegensehen zu können. Denn wenn auch Bayern aus finanziellen Gründen vom Kaiser im Besitz der Oberpfalz geschützt wurde, so meinte Karl Ludwig doch vor allem an Schweden, das den Kurfürsten von Bayern tödtlich haßte, dann auch an Frankreich einen Rückhalt zu finden, der ihm die Restitution des Ganzen sicher verbürge. Aber Ferdinand war entschlossen, hier nicht nachzugeben und erklärte dem schwedischen Gesandten, daß man ihm nicht zumuthen könne, angesichts der großen Kosten, die ihm aus der Empörung des Winterkönigs erwachsen seien, nun auch noch die Zahlung weiterer dreizehn Millionen zu leisten, um dem Sohne jenes Empörers den ungeschmälerten Väterbesitz wieder zurückzustellen[1]. Aus diesem Widerstreit der Interessen war nur schwer ein gangbarer Weg zu finden, um die Forderung Bayerns und des Kaisers mit der Forderung Schwedens, das nur die Grafschaft Cham an Bayern abtreten wollte, in Einklang zu bringen. Unterstützung fanden die Ansprüche Bayerns durch Frankreich. Enger waren die Beziehungen zwischen Maximilian und Mazarin geworden, als jener sich durch einen (zur Beschleunigung des Friedens) geschlossenen Waffenstillstand vom Kaiser getrennt hatte und der Kardinal bereitwillig die Wünsche nach einem Bündniß mit ihm erfüllte, um sich auch für spätere Zeiten die Stellung und den Einfluß Frankreichs in deutschen Verhältnissen zu sichern; an diese Beziehungen knüpfte Lionne 1662 an, um das französisch-bayrische Bündniß von 1660 einzuleiten. Als gleichgestellten Bundesgenossen betrachtete der Kardinal ihn freilich ebensowenig wie den Pfälzer, und wenn er den trotz dieses Bündnisses deutschgesinnten Kurfürsten zeitweilig weniger zugänglich fand für seine Wünsche nach einer völligen Abtretung des Elsaß, so machte er ihn durch eine stärkere Parteinahme für die Forderungen seines pfälzischen Gegners derart gefügig[2], daß er sich nicht nur widerspruchslos dem französischen Willen beugte, sondern auch die hochmüthig herablassende Form der französischen Briefe ohne ein Wort der Einrede hinnahm, nur um es mit dem mächtigen Manne in Frankreich nicht zu verderben[3]. Und wie Frankreich seiner Verwendung die Abtretung des Elsaß und Breisachs zu verdanken hatte, die er seit dem Tode Bernhards von Weimar im Besitz hatte, so fand er an Frankreich eine Rückendeckung für den dauernden Besitz der Oberpfalz, wofür allmählich auch Schweden, durch Frankreich und durch das Eingehen des Kaisers auf seine persönlichen Wünsche beeinflußt, mit Nachdruck eintrat. Denn die eigenen Interessen nahmen die nordische Macht stets mehr in Anspruch und ließen auch ihr, wie den anderen protestantischen Ständen den unermüd-

6*

lich drängenden Pfälzer allmählich zur Last werden. Die Zeiten waren dahin, wo Schweden, als es sah, daß es dem Pfälzer die ganze Oberpfalz nicht retten konnte, wenigstens die Hälfte ihm zu retten versuchte und selbst einen Theil der dreizehn Millionen an Bayern zahlen wollte: im April 1647 hatte sich auch in ihm die Ueberzeugung festgesetzt, daß eine Schwächung Bayerns nur eine Stärkung des Kaisers bedeute und es erklärte dem Pfälzer Gesandten, wie Frankreich es bereits gethan hatte, daß es gegen die Uebertragung der Oberpfalz an Bayern keine Einwendungen mehr erheben werde; ein Schreiben der Pfalzgräfin Elisabeth an die Königin Christine von Schweden um eine Aenderung der schwedischen Politik wurde einer Antwort nicht mehr gewürdigt[1]. Unter Zustimmung der Reichsstände wurde vom Kaiser gegen Auslieferung der Schuldscheine über die geliehenen dreizehn Millionen die Oberpfalz dem Kurfürsten von Bayern unwiderruflich zugesprochen; die Unterpfalz dagegen, so wurde den pfälzischen Gesandten von Frankreich und Schweden mit dem zufriedenen Gefühl von Leuten mitgetheilt, die Ansprüche auf Belohnung erheben können, solle an Karl Ludwig wieder völlig restituirt werden. Um ihm den Unterhalt seiner Familie bei den beschränkteren Verhältnissen zu erleichtern, war ihm für jeden seiner Brüder 100 000 Reichsthaler, für seine Mutter 20 000 als Wittthum und für jede seiner Schwestern 10 000 als Heirathsgut ausgesetzt worden; wir werden noch von den Schwierigkeiten zu reden haben, die mit der Auszahlung dieser Summen, die bereits nach vier Jahren erfolgen sollte, verknüpft waren. Sofort aber erhob Spanien Einsprache. Denn bei der Theilung der Grenzlande des Reiches, wo Frankreich mit Zustimmung des Kaisers und der Reichsstände Elsaß erhielt, wo den Schweden durch Pommern und Bremen der Eingang ins Reich eröffnet wurde, wollte auch Spanien, das fast ein Menschenalter hindurch in Frankenthal saß und von dort seine Raubzüge machte, ohne reiche Entschädigung aus der Unterpfalz nicht weichen; ein Verzicht auf Frankenthal und die okkupirten Gebiete, wenn Karl Ludwig das englische Parlament zu einem Bündniß mit Spanien vermöge, war nur ein vorübergehend in die Verhandlungen geworfener Gedanke[2]. Ueber die spanische Einsprache schritt man hinweg; Spanien blieb vom Frieden ausgeschlossen, aber jahrelang hat die Besatzung Frankenthals den Bestimmungen des Friedensinstrumentes Trotz geboten und wir werden noch von den verzweifelten Mühen und Anstrengungen Karl Ludwigs zu reden haben, um diese Dränger los zu werden.

Nicht minder schwer als der Verlust der Oberpfalz fiel dem Kurfürsten der Verzicht auf die Bergstraße. In Zeiten des Krieges

und der Geldnoth, 1463 und 1544, war sie von Kurmainz an die Kurfürsten von der Pfalz verpfändet worden und wenn den Wünschen der Mainzer Kurfürsten ihre Mittel entsprochen hätten, so würde sie längst wieder von ihnen eingelöst worden sein. Während des Krieges nun hatte Mainz in diesen alten erzbischöflichen Landen den Krummstab wieder aufgepflanzt und schon 1642 unter Widerspruch Karl Ludwigs gefordert, daß diese Frage als erledigt von allen weiteren Verhandlungen ausgeschlossen werde. An der römischen Kurie fand Mainz eine starke Rückendeckung und vergebens suchten die Generalstaaten wie der französische Gesandte d'Avaux wenigstens hier die Wünsche Karl Ludwigs zu erfüllen. Bemerkenswerth für die Entschiedenheit der päpstlichen Kurie in diesem Punkte, für die ihr von Mainz übrigens wenig gedankt wurde[1], ist die erstaunte Bemerkung des päpstlichen Nuntius Chigi an den französischen Gesandten, daß er ihn bisher für einen guten Sohn der Kirche gehalten habe und eine so nachdrückliche Verwendung in protestantischem Interesse nicht verstehe. Gegen Ersatz des Pfandschillings, dem sich Mainz gern entzogen hätte, wurde die Bergstraße dem Mainzer zugesprochen und noch beigefügt, daß nicht nur ihm, sondern auch den Bischöfen von Worms und Speyer ihre Rechte an den geistlichen Gütern in der Pfalz gewahrt bleiben sollten. Jahrelang hat die Einlösung des Pfandschillings die Mainzer Finanzen schwer gedrückt, aber Kurfürst Johann Philipp belastete sich und seine Kammer weit lieber mit Schulden, als daß er auf einen Besitz verzichtet hätte, dessen Wiedererwerb ihm nicht nur aus politischen, sondern auch aus Gründen der Ehre des erzbischöflichen Stuhles geboten erschien.

Nicht nur hier spielte die religiöse Frage herein, auf die wir in anderem Zusammenhange zurückzukommen haben; hier mag es genügen, um ein vollständiges Bild der Friedensbeschlüsse zu erhalten, sie nur in ihren Grundzügen zu berühren.

In dem Friedensinstrument war für die Reichsstände aller christlichen Bekenntnisse (die Reformirten waren erst nach längerem Sträuben darin eingeschlossen worden) das Jahr 1624 als Normaljahr für die Religionsübung, sowie den Besitz geistlicher Güter und Würden bestimmt worden, nur für die Pfalz war der kirchliche Zustand festgesetzt worden, wie er vor den böhmischen Unruhen bestanden hatte — eine scheinbare Wohlthat, um die untere Pfalz nicht völlig den Katholiken auszuliefern, in Wahrheit aber durch die unklare Fassung, da das Jahr 1624 nicht ausdrücklich aufgehoben war, ein Stein des Anstoßes und unter gewandelten Verhältnissen eine willkommene Hand-

habe, dem katholischen Bekenntniß mit Gewalt Eingang in die Pfalz zu eröffnen, wie es später auch geschah.

Mit tiefer Erbitterung hörte Karl Ludwig den Entschluß der Mächte[1]. Es schien ihm nicht der Mühe werth, um der zertrümmerten Pfalz willen die Reise nach Deutschland zu unternehmen, und wie einst vor dem werdenden Jüngling, so tauchten jetzt vor der Seele des reifenden Mannes wieder die Inseln Westindiens empor und schienen ihm lichtvollere Bilder der Zukunft zu bieten, als die Heimath sie ihm zu bieten vermochte. Dort, wo ihn nichts an seine und seines Hauses Vergangenheit erinnerte, wollte er ein neues Leben beginnen; vielleicht, daß ihm in selbstgewählter Verbannung das Glück wiederkehren werde, das ein Menschenalter hindurch sein Haus gemieden hatte. Er ließ nichts hinter sich, was ihm theuer war, und das Scheiden wurde ihm leicht, als er sich von denen verlassen sah, denen er mit der Hoffnung der Jugend und des Unglücks vertraut hatte. Aber ruhiges Denken und kühl prüfende Ueberlegung wurden der Erregung des Momentes Herr und er wollte das Unrecht seines Hauses nicht dadurch noch vertiefen, daß nun auch der Sohn die Pfälzer, die durch die Schuld des Vaters in so grenzenloses Elend gekommen waren, ihren katholischen Gegnern und Feinden für alle Zukunft überließ.

Noch einmal versuchte er die Stimmung des Friedenskongresses zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Oft hatte er in dieser Zeit mit dem mächtigsten Manne Englands, mit Cromwell, Besprechungen, der es für Bekenntnißpflicht hielt, seine Glaubensgenossen in Deutschland nicht zu verlassen. Mit einem Heere, an dessen Spitze Karl Ludwig stehen sollte, wollte er selbst nach Deutschland gehen, um den Reformirten eine ihrer würdige Stellung dort zu erkämpfen[2]; zugleich erinnerten sich die Generalstaaten wieder des Pfälzers, auch sie durch die Zurücksetzung der Reformirten bei den Verhandlungen des Kongresses aufgebracht, und boten ihm ihre in französischen Diensten befindlichen Truppen an, denen die schuldigen Subsidien nicht gezahlt wurden[3].

Es war der letzte Versuch Karl Ludwigs, zu dem Seinen zu gelangen, und er blieb wirkungslos. Die Drohung, mit den Waffen seine Rechte zu vertheidigen, erwiderten die protestantischen Stände mit der kühlen Bemerkung, daß auch er sie dann in Waffen finden werde und daß ihm nach Ablehnung der Kongreßbeschlüsse auch die Unterpfalz nicht zurückgegeben, sondern er in seinem „jetzigen Zustande“ bleiben werde[4]. Da rief er denn, als er sah, daß doch nichts mehr zu erreichen sei, seine Gesandten ab; nur einen Sekretär ließ er dort,

der ihm über den äußeren Verlauf der Verhandlungen von Zeit zu Zeit berichtete.

Ohne Einrede erklärten sich die Kongreßbevollmächtigten mit den Beschlüssen, soweit sie Kurpfalz betrafen, einverstanden; ein noch in letzter Stunde gemachter Vorschlag Schwedens, wenigstens die Hälfte der Oberpfalz dem Kurfürsten zu restituiren, wurde mit der Androhung beseitigt, daß ihm bei längerem Widerstande die vom Reiche geforderte und auch zugesagte Entschädigung von fünf Millionen zur Abdankung der Soldateska wieder entzogen werde; ebenso blieb die Forderung Brandenburgs, die neu errichtete Pfälzer Kur an ihrer bisherigen Stelle zu belassen, unberücksichtigt: das Friedensinstrument vom 24. Oktober 1648 gab dem Kurfürsten Karl Ludwig einen geschmälerten Besitz und geschmälerte Rechte wieder.

Wenn Karl Ludwig, der Gewalt der Verhältnisse sich beugend, den Frieden trotzdem annahm, so ist der viel erwähnte Brief Descartes' an dieser Wandlung seiner einst so starren Gesinnung nicht schuld. Als er am 22. Dezember 1648 von London aus den Kongreßbeschlüssen „um des Friedens" willen zustimmte, unter ausdrücklichem Vorbehalt aller an der rheinischen Kurwürde haftenden Rechte, war der Brief des Philosophen, in dem er den Rest der Pfalz in Vergleich stellt zu dem Tartarenreich, noch nicht geschrieben; es ist aber auch wohl kaum anzunehmen, daß eine derartige Betrachtung die Entschlüsse des Kurfürsten hätte beeinflussen können.

„Des Friedens wegen" (amore pacis) hatte sich Karl Ludwig bei den Kongreßbeschlüssen beruhigt und mit erleichtertem Aufathmen erfuhr man in Münster und Osnabrück die Erklärung des Kurfürsten, dessen Weigerung die Westgrenze des Reiches, die ohnehin durch den spanisch-französischen Krieg und die Reiter des vom Frieden ausgeschlossenen Herzogs von Lothringen fortgesetzt feindlichen Angriffen ausgesetzt war, auf's Höchste hätte gefährden können. Daß Karl Ludwig seine Zustimmung nur unter dem Drucke der Verhältnisse gab, brauchte die Kongreßtheilnehmer nicht zu berühren.

Das Gefühl, durch die Macht der Größeren vergewaltigt zu sein, blieb in ihm lebendig und noch nach Jahren flammte in der Erinnerung daran sein Zorn auf, wenn er vom Altan des Schlosses auf die gesegneten Gauen der Bergstraße blickte und vor den Thoren Heidelbergs den Krummstab schauen mußte, wo einst der Pfälzer Löwe treue Wacht gehalten. Was seinem Charakter fürderhin das Gepräge verleiht und seinem Handeln die bestimmende Richtung gibt, ist das Empfinden, in jungen Jahren mehr gelitten zu haben als andere, und

die bittere Erkenntniß, daß das Recht eines Enterbten nicht als Recht geachtet wird, daß es für ihn kein Recht, sondern nur eine Gnade gibt. Und so ist in ihm der Haß groß geworden, nicht jener vernichtende Haß, der den Menschen der Welt entfremdet, sondern jener, der selbstlos macht und das Herz öffnet für die Arbeit zum Wohle und im Dienste anderer. Aus seiner eigenen, düsteren Vergangenheit heraus wollte er seinem Volke eine lichtere, lebensvollere Zukunft gestalten. Aber die guten Tage, die Kurpfalz unter ihren alten Fürsten gekannt hatte, waren dahin; über ihre Schicksale war anders bestimmt und das kurze Emporblühen der Pfalz unter der sorgenden Hand Karl Ludwigs glich nicht dem Morgenroth, das einen strahlenden Tag ankündigt, sondern einem letzten sonnigen Aufleuchten, ehe das Dunkel der Nacht hereinbricht.

Karl Ludwig als Reichsfürst.

Der große Krieg war beendet. Man hatte sich die Hände darauf gereicht, daß es bei den Beschlüssen des Kongresses sein Verbleiben haben solle und in begeisterten Versen feierte Volmar die Wiederkehr von Frieden und Freundschaft nach langem und heftigem Kampfe[1]. Aber die zahllosen schwebenden Fragen, die sich an die Uebertragung der Hoheitsrechte wie territorialer Veränderungen knüpften, waren noch lange nicht entschieden; einer kommenden Zeit und neuen Besprechungen und Verhandlungen war ihre Erledigung überlassen worden, nur um in Münster und Osnabrück zu Ende zu kommen. Den Kurfürsten Karl Ludwig traf die Nachricht von dem geschlossenen Frieden in tiefer seelischer Erregung; es war die Zeit, wo sein Oheim vor den Schranken des Blutgerichtes stand und er vergeblich versuchte, ihn durch seine Beziehungen zum Parlamente zu retten. Das Haupt des Königs mußte fallen, der Wille des Volkes forderte es, und der König weigerte seinem Neffen, der um die Gunst dieses Volkes gebuhlt hatte, die letzte, dringend erbetene Gunst, ihm noch einmal vor seinem Tode die Hand drücken zu dürfen. In den Tagen der Königstragödie befand sich Karl Ludwig nicht in London, kaum vermochte er den Zeitpunkt der Abreise und seine Pässe zu erwarten. Seine Beziehungen zum Könige waren doch zu eng gewesen, als daß ihn nicht das furchtbare Ende dessen, dem er einst so nahe gestanden, aufs Tiefste erschüttert hätte, und welche Irrungen beide auch von einander getrennt hatten: versöhnend wirkte der Tod des Königs auch auf das leidenschaftliche Gemüth des jungen Kurfürsten. Er war es, der der Winterkönigin die schreckliche Nachricht überbrachte und er sah, wie grenzenlose Bestürzung und ehrliche Freude sich im Haag bei Bekanntwerden der Hinrichtung des englischen Königs kundgaben[2]. —

Als Karl Ludwig am 22. Dezember 1648 den Frieden annahm, beauftragte er zugleich seinen Bruder Philipp, der sich vergebens um Kriegsdienste bei der Republik Venedig beworben hatte[3], im Verein mit einem aus vier Räthen bestehenden Regierungskollegium die Ver-

waltung der Pfalz bis zu seiner Ankunft zu führen. Er selbst begab sich nach Cleve, um die völlige Restitution der Unterpfalz abzuwarten, ehe er seine geschmälerten Erblande wieder betrat. Denn die Wiederherstellung der Pfalz befand sich vorerst nur in den wortreichen Akten des Friedenskongresses, thatsächlich war sie noch nicht vollzogen. Die Spanier, die vom Frieden ausgeschlossen waren, weigerten sich, das als militärischer Stützpunkt wichtige Frankenthal zu verlassen und aus gleichen Gründen erklärten sich die Franzosen zu einer Räumung von Bacharach, Alzey, Oppenheim und anderen kurpfälzischen Orten nur dann bereit, wenn ihnen ein entsprechender Ersatz für das von Spanien besetzte Frankenthal eingeräumt sei. Von Cleve aus theilte Karl Ludwig nochmals dem Kaiser die bedingungslose Annahme des Friedens mit, und wenn er zugleich versprach, auch auf seine Brüder in diesem Sinne einwirken zu wollen, so bat er doch auch, seine Restitution von ihren Antworten nicht abhängig zu machen[1]. Denn sein Verhältniß zu ihnen, mit Ausnahme dessen zu Philipp, war ein so gespanntes, daß er keinen von ihnen zu einer Erklärung veranlassen, viel weniger für sie eine Erklärung abgeben konnte. Bayern hatte daraufhin den Kaiser wieder vor den verborgenen Plänen und Absichten der Pfälzer gewarnt, aber der Kaiser und die zur Friedensexekution in Nürnberg versammelten Stände setzten Vertrauen in die Worte und Versprechungen Karl Ludwigs und waren nicht geneigt, dem Wunsche Maximilians zu willfahren und die nach einem Menschenalter heftiger Kämpfe endlich erledigte Pfälzer Frage auf's Neue aufzurollen. Aber trotzdem gelangte Karl Ludwig, wie sehr auch der Kurfürst von Brandenburg, der sich zugleich mit dem Pfälzer in Cleve befand, auf die seit April 1649 in Nürnberg zur Exekution des Friedens befindlichen Gesandten einwirken ließ, nicht zu dem vollen Besitze der ihm noch gebliebenen Lande. Da begab er sich denn mit seinem Bruder Philipp Ende Mai nach Windsheim, einem kleinen Städtchen in der Nähe Nürnbergs; auf der Reise dorthin verlobte er sich in einer verhängnißvollen Stunde mit der Landgräfin Charlotte von Hessen-Kassel. Durch seine persönliche Anwesenheit und durch direkten Verkehr mit dem schwedischen Generalissimus Karl Gustav, dem nachmaligen Könige Karl von Schweden, der häufig und nicht immer nur zu ernsten geschäftlichen Besprechungen, sondern auch zu fröhlichem Zeitvertreib zu dem pfälzischen Verwandten kam, wollte er die Erledigung der noch strittigen Fragen beschleunigen[2]. Mit aller Energie drängte Karl Gustav auf Befriedigung des Kurfürsten; er machte die Fortdauer des Friedens von dieser Frage abhängig, er drohte, schwedische Truppen

in die kaiserlichen Erblande zu legen, wenn man noch länger zögere, Frankenthal, (das zum Wittwensitz für Elisabeth ausersehen war), zu restituiren oder dem Kurfürsten Benfeld als Ersatz dafür zu bieten und anderseits die Franzosen, in deren Besitz Benfeld bisher gewesen, durch Einräumung anderer Plätze zu entschädigen — denn sie seien seine guten Freunde, meinte Karl Gustav, und er dürfe ihre gerechten Ansprüche nicht außer Acht lassen. Er trat auch dem Gedanken näher, aus entlassenem schwedischem Kriegsvolk ein eigenes Heer zu bilden, um den Spanier aus Frankenthal und den Grenzen des Reiches zu werfen — aber all diese Pläne blieben Pläne und gelangten nicht zur Ausführung. Für Schweden gab es in Pommern wichtigere Fragen zu entscheiden, als die Anwesenheit der Spanier in den Grenzen des Reiches und es war für den Augenblick unmöglich, die Pfalz von ihren spanischen Drängern zu befreien; Karl Ludwig wurde mit einer Geldentschädigung und der Einräumung von Heilbronn vorerst abgefunden, bis nach langen Verhandlungen, von denen wir noch zu reden haben, und gegen Abtretung der Festung Besançon die Spanier im Mai 1652 Frankenthal räumten.

Am 22. September 1649 kam Karl Ludwig nach Nürnberg, um selbst an den Verhandlungen theilzunehmen. Wenige Tage später war er Gast des schwedischen Generalissimus bei dem berühmten Friedens- und Freudenmahl, welches er den in Nürnberg versammelten Gesandten und Offizieren gab. Noch heute sieht man in der Gemäldesammlung des Nürnberger Rathhauses das von Joachim Sandrart gemalte Bild dieses Festmahles, das Johann Klay „in jetzo neuüblichen hochteutschen Reimarten" besungen hat und das in zahllosen Vervielfältigungen bekannt geworden ist. Ehe das Mahl (Nachmittags um 5 Uhr) begann, hatte Karl Ludwig den versammelten reichsständischen Gesandten seine Klagepunkte nochmals dringend zur Abstellung empfohlen. Ein Etikettenstreit zwischen seinen Gesandten, der damit endete, daß der eine, Curtis, seinen Rang als Vertreter des englischen Königs beanspruchte, der andere, der sich zu den Fürstlichen nicht setzen wollte, hinter dem Stuhle Karl Ludwigs stehen blieb, ward bald beigelegt — dann betheiligte sich der Kurfürst wacker am Mahle und zog mit den anderen Theilnehmern des Festes Nachts um 2 Uhr auf die Burg, um noch einmal Soldaten zu spielen, die Stücke zu lösen und die Musketen abzufeuern; bei der Rückkehr wurden sie dann von einem kaiserlichen Obersten, weil nunmehr Friede sei, scherzweise abgedankt und ihrer Dienste entlassen.

Wenige Tage nachher rüstete Karl Ludwig sich zur Rückkehr in sein väterliches Erbe, das er als kleines Kind vor fast einem Menschenalter verlassen hatte und dem die herben Kämpfe und Bitterkeiten seiner Jugendjahre gewidmet waren. Seine Interessen wußte er bei dem schwedischen Generalissimus in guten Händen — so konnte er denn in die Heimath aufbrechen, einem schweren, sorgenvollen Leben entgegen.

Am 6. Oktober 1649, einem Samstage, betrat Karl Ludwig Nachmittags zwischen drei und vier Uhr in Mosbach zuerst Pfälzer Boden, und es ist oft erzählt worden, mit welcher Freude die Pfälzer ihn begrüßten, und wie er der rauhen Witterung wegen nicht auf freiem Felde, sondern in seinem Gasthause (zur Krone) die Huldigung seiner neuen Unterthanen empfing, die es sich nicht hatten nehmen lassen, ihm mit fliegenden Fahnen entgegenzuziehen. Neben den Männern, die die rauhe Kriegszeit noch miterlebt hatten, standen die Knaben des Ortes, deren offene, heitere Züge man in der Freude des Tages als Bild ihrer Zukunft deutete, und doch sollten ihnen kaum geringere Leiden vorbehalten bleiben, als einst ihren Vätern. Am Tage vorher waren die Kapuziner aus der Stadt gezogen; mit guten Wünschen hatten sie sich von den Reformirten verabschiedet, deren Prediger Anhorn das Verhältniß zwischen Karl Ludwig und seinen Pfälzern als ein von Gott gestiftetes Bündniß ansah, und der daher den sonntäglichen Text des Evangeliums von einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit hielt, der Festpredigt unterlegte, die von dem Kurfürsten mit tiefer Bewegung und nicht ohne Thränen angehört wurde[1].

Aber es hielt ihn nicht lange, es drängte ihn weiter, der Heimstätte seines Geschlechtes entgegen. Am Abend des 7. Oktober hielt er einen ernsten Einzug in die alte Pfalzgrafenstadt, neben ihm ritt sein Bruder Philipp. Das zerschossene Schloß auf der Höhe des Berges mochte begrabene Erinnerungen in ihm wecken, aber das weiche Gefühl der Heimkehr verschwand vor den großen Aufgaben, die ihn erwarteten. Im Landeskommissariat am Markte stieg er ab, (das alte Schloß war noch unwohnlich) und hier empfing er gleich nach seiner Ankunft den Gesandten des Kurfürsten von Bayern, der ihm den Glückwunsch seines Herrn entbot. Und in der versöhnlichen Stimmung, wie sie sich Karl Ludwigs bei der Rückkehr in die Heimath nach dreißig Jahren der Verbannung bemächtigt hatte, schien Alles, was er und sein Haus seit einem Menschenalter von Maximilian erlitten hatte, vergessen zu sein — in überströmendem Gefühl erklärte er dem Bayern, nicht zum Vetter, zum Vater wolle er den greisen Kurfürsten allezeit haben und

bat ihn, der bisher die Verwaltung der Pfalz geleitet hatte, sie nicht eher zu verlassen, bis auch die militärischen Fragen, die bei der Widersetzlichkeit der Soldateska theilweise schwer zu lösen waren, zur Zufriedenheit seines kurfürstlichen Herrn erledigt seien. Am Nachmittage des 7. Oktober, kurz bevor Karl Ludwig in Heidelberg eintraf, waren die Pfälzer Beamten ihrer Pflicht gegen Bayern feierlich entlassen worden, aber erst am 27. fand die feierliche Uebergabe der Unterpfalz vor dem kaiserlichen Commissar an Karl Ludwig statt.

Die Versicherungen willenloser Anhänglichkeit nahm der welt- und menschenkundige Kurfürst von Bayern, der sich von den Leidenschaften und Gefühlen der Stunde nicht mehr berühren ließ, mit Ruhe hin. Karl Ludwig wußte ja nicht, daß der Verzicht Maximilians auf die Unterpfalz nur ein bedingter war und Bayern sich bei etwaigen Schwierigkeiten, die Karl Ludwig in Nürnberg erheben würde, alle Rechte vorbehalten hatte; nur, um nicht unnöthige Erregung hervorzurufen, war bei dem Akt der Uebergabe am Abende des 7. Oktober diese Verwahrung nicht berührt worden[1]. Interessen, die sich so vielfältig kreuzten und verschlangen wie die bayrischen und pfälzischen, ließen sich nicht mit guten Worten schlichten und lösen.

Gleich im nächsten Jahre begannen denn auch die Zwistigkeiten. Die in der Pfalz befindlichen Kanonen, deren Wegschaffung nach Bayern zu viele Kosten verursacht hätte, hatte Maximilian an Karl Ludwig verkauft, der indeß bei der kläglichen Lage seiner Finanzen die Kaufsumme nicht zahlen konnte, und, um sich der Zahlungspflicht überhaupt zu entziehen, einen Ersatz für die in Frankenthal befindlichen Stücke ablehnte, da sie in den ersten Jahren des Krieges gegen Bayern von den Pfälzern erobert worden seien und höchstens eine Zahlungspflicht gegen Spanien bestehe, das sie den Pfälzern wieder weggenommen hätte[2]. Ergaben sich hieraus schon Differenzen, zumal Bayern vom Kaiser mit der Klage gegen Kurpfalz abgewiesen wurde, da es nicht seines Amtes sei, sich in Privathändel zweier Reichsstände zu mischen, so konnte der Streit nur noch erbitterter werden, als Maximilian den Pfälzer der Undankbarkeit zieh, die kein Boden für freundschaftliche Gefühle sei. Er warf ihm vor, völlig zu vergessen, daß er die (übrigens schlecht gerathene) Ernte des Jahres 1649 auf's Sorgsamste habe einsammeln und in Verwahrung nehmen lassen, und ihm die Einkünfte des gleichen Jahres ohne Abzug zugestanden habe; er ließ sogar verlauten, daß er bei einem solchen Auftreten Karl Ludwigs sich durch den Anspruch auf Einräumung Frankenthals schadlos halten wolle — ein Vorgehen, worin der Pfälzer unlautere Absichten auf die

in Frankenthal befindlichen Archivalien erblickte[1]. Nicht ohne Erregung, allerdings auch nicht ohne Unrecht wies Karl Ludwig den Vorwurf der Undankbarkeit von sich, da neben den Einnahmen auch die ungeschmälerten Ausgaben des Jahres 1649 auf ihm gelastet hätten, habe er doch vom 1. Januar 1649 an die Beamten besolden müssen; er erklärte sich aber bereit, um den Wärmegrad seiner Dankespflicht abzuschätzen, ein genaues Verzeichniß der kurpfälzischen Staatseinnahmen und -ausgaben anfertigen lassen zu wollen. Diese Zwistigkeiten zwischen Kurpfalz und Bayern erschwerten und verzögerten die endgültige Restitution der Pfalz, die so lange nicht vorgenommen werden konnte, als Karl Ludwig das Erztruchsessenamt nicht bedingungslos an Bayern abgetreten und damit den Weg zu seiner Belehnung mit der Unterpfalz geebnet hatte.

So zogen sich schwarze Wolken schwerer Sorgen über dem Haupte des Kurfürsten zusammen, auf den seine Pfälzer vertrauend schauten, daß er ihnen die alten guten Tage wieder zurückbringe. Es war am 27. März 1650, als sich im Heidelberger Sapienzkolleg die Bürger und Gelehrten der Stadt versammelten, um den Kurfürsten, der sich kurz vorher vermählt hatte, in feierlicher Rede zu begrüßen, die an das Wort des Psalmisten anknüpfte: Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat — lasset uns freuen und fröhlich sein. An der Seite des Kurfürsten wohnte der einstige Administrator der Feier bei. Tossanus hielt die Festpredigt und als er die Kanzel betrat, um den Herrn zu loben, der Großes an seinem Volke gethan, da gedachte er der glanzvollen Zeiten Heidelbergs vor dem Kriege, die er noch gesehen, aber auch jener Stunde, als Tilly ihm und Alting an den Thoren der Universität das kaiserliche Strafgericht angekündigt hatte. Diese Zeiten waren dahin — aus der Verbannung war das Volk zurückgekehrt, das auf den Frieden nicht mehr gehofft hatte. Der alte Glanz der Pfalz freilich wurde vom Schutt und den Trümmern der Zerstörung überdeckt und es war den Pfälzern, wie den Juden, die nach den Jahren der Gefangenschaft den Tempel Salomonis nicht mehr fanden. Aber in dem schlichten Tempel, der auf den Ruinen des alten erbaut wurde, lehrte Christus Worte des ewigen Lebens und in den neuen, schlichteren Verhältnissen der Pfalz erwarte man Glück und Segen von der Hand des neuen Fürsten, den der Herr beschirmen möge[2].

Aber noch war Karl Ludwig nicht Herr des Landes; noch fehlte die Belehnung, durch die er feierlich und formell in das Erbe seiner Väter wieder eingeführt wurde[3]. Um diese zu erhalten, und die noch umstrittenen Fragen zu lösen, befand sich seit dem Sommer 1650

der Gesandte Karl Ludwigs, der Professor Johann Ludwig Mieg in Wien. Eine schwere Aufgabe war ihm zugefallen. Gleich zu Beginn stieß er auf Schwierigkeiten, da man dem Pfälzer nicht gestatten wollte, an die alten Formen anzuknüpfen, sondern der neuen Kur auch eine neue Form der Lehnssuchung gebühre, eine Forderung, die wie Mieg meinte, auf Bayern zurückzuführen sei. Ueberall fand er, oder glaubte er offene und versteckte Gegnerschaft zu finden und er begriff nicht, wie man in Wien, trotzdem Bayern das Haus Oesterreich „schinde und schabe", doch noch immer gute Nachbarschaft mit ihm halten könne. Es beruhte dies nicht nur auf dem machtvollen Uebergewicht des alten Kurfürsten, der aus einer längstvergangenen Zeit kommend nach fast sechzigjähriger, sturmbewegter Regierung die ganze Wucht seiner achtungerzwingenden Persönlichkeit derart an die Durchführung seines Willens setzte, daß man noch in der ersten Zeit nach seinem Tode die Rechte seines Sohnes achtete, als ob der Alte noch lebte — es waren auch rein persönliche Gründe, die den Reichshofkanzler Kurtz, der demnächst die in Bayern liegenden Güter seines betagten und kränklichen Bruders zu erben hoffte, den bayrischen Wünschen geneigt machten und im Interesse einer glatten Erbschaftsabwicklung geneigt machen mußten[1]. Und wie dem greisen Maximilian der 44 Jahre jüngere Karl Ludwig bald wie ein anspruchsvoller Knabe erschien, den man ruhig fordern lassen solle, ohne zu gewähren, bald auch durch Abbruch der Korrespondenz den Zorn des alten Mannes herausforderte, so waren auch die Verkehrsformen seines Gesandten Mendel dem Pfälzer gegenüber hochfahrend und abstoßend. Fast alltäglich stießen beide heftig aufeinander und als Maximilian starb (zur Freude Miegs in einer Zeit, da er um die Landgräfin von Kassel ohnehin Trauer trug), kam es zwischen den Vertretern der beiden wittelsbachischen Linien sogar bei der Leichenfeier im Vorraum der Kirche zu gröblichem Wortwechsel.

Durch diese fortgesetzten Reibungen wurde selbstredend die schwere Aufgabe des Pfälzers nicht erleichtert. Er erschien sich zeitweilig wie in quellenloser Wüste und empfand (wie übrigens auch mancher andere der kleineren reichsständischen Gesandten), daß man in Wien mit viel Verdruß zu kämpfen habe, daß sich die Herren dort bitten und zahlen ließen, um schließlich doch zu thun, was sie wollten und daß ihnen, den Unscheinbaren, nichts blieb „als die Müh' und die Schmerzen, und wofür sie sich hielten in ihrem Herzen". Und dies wurde besonders dem Pfälzer recht fühlbar, den seine kärgliche Besoldung auf das zurückgezogenste Leben hinweis und dem daher die üppiger lebenden

Wiener Hofherren gern mit einer mitleidigen Geringschätzung begegneten. Sein Aufenthalt nebst Verpflegung kostete wöchentlich 18 Thaler und er mußte den Kaiser bitten, ihm keine feierlichen, sondern nur schlichte Audienzen zu gewähren, da ihm die Mittel fehlten, um dem Kaiser in einer des Kaisers würdigen Weise entgegenzutreten.

Der Empfang, den er bei Ferdinand fand, konnte ihn befriedigen und auch der spanische Gesandte versicherte ihn der freundschaftlichen Theilnahme seines Königs, der seinem Gouverneur in Frankenthal den, freilich ziemlich wirkungslos gebliebenen, Befehl gegeben habe, die Pfalz zu schonen und sich stets zum Aufbruch fertig zu halten. In seinem Vertrauen zu Spanien ließ Mieg sich nicht irre machen, wie sehr man auch in Wien seinen Argwohn zu erregen und zu schüren suchte. I Spagnuoli resteranno amanti della verità, sagte ihm der spanische Gesandte einst, als er im Sommer 1651 von der baldigen Räumung Frankenthals sprach, das freilich vorerst noch in spanischen Händen bleiben müsse, weil sonst sein König kein Mittel mehr besitze, bei Ferdinand III. für die geleisteten Kriegsdienste seine Entschädigungsforderungen durchzusetzen; er fügte hinzu, daß sich der Vater des Kurfürsten zwar schwer gegen den Kaiser vergangen, es aber auch schwer gebüßt habe, und es ist wie ein Anklang an den Protest des Jahres 1623, wenn der Vertreter Philipps IV. betont, daß es dem Sohne gegeben sein müsse, die Schuld des Vaters wieder gut zu machen — es mochte sein, daß die kaiserlichen, wie spanischen Freundschaftsversicherungen inniger klangen, als sie gemeint waren und durch die inner politischen Verhältnisse des Reiches beeinflußt wurden.

Denn in Frankfurt trat jetzt ein rheinischer Kreistag zusammen, den der Kaiser trotz seiner Vorstellungen an die Kurfürsten nicht hindern konnte, den er auch im Grunde für nicht unberechtigt hielt, da man den Ständen nicht zumuthen könne, die Beschwerden und Lasten, wie sie durch die Fortdauer des spanisch-französischen Krieges und die gefürchteten lothringischen Reiter auf den rheinischen Grenzlanden lasteten, ohne Gegenwehr zu tragen. Ihre Selbständigkeit empfand er freilich recht unliebsam, zumal ihm weder von der Einberufung noch von den Besprechungen vorher Kenntniß gegeben war und ihn der nicht immer ehrfurchtsvolle Ton ihrer Schreiben nachdrücklich daran erinnerte, daß der westfälische Friede die Stellung der Stände bedeutend verschoben hatte und sie nicht gewillt waren, ihre im Friedensinstrument erreichte Selbständigkeit nur auf dem Papier stehen zu lassen. Daß aber ein Bündniß wie das am 21. März 1651 zwischen dem kurrheinischen und oberrheinischen Kreisen ab-

geschlossene nur eine Demonstration gegen die Machtlosigkeit von Kaiser und Reich war, seine Glieder zu schützen, lag doch zu sehr in den alten überkommenen Vorstellungen begründet[1], und die kaiserlichen Minister, wie der spanische Gesandte ließen den Pfälzer Kurfürsten warnen, sich zu tief in diese Verhandlungen einzulassen. Karl Ludwig versprach nicht nur nichts zu thun, was sich gegen Kaiser und Reich richten könne, sondern er trat auch vorsichtig vor Abschluß der Fürstenförderation zurück, so daß der kurrheinische Kreis nur durch die geistlichen Kurfürsten vertreten war.

Es waren vor allem zwei Fragen, die Mieg in Wien zu erledigen hatte: Frankenthal und das kurpfälzische Erzamt, beide scheinbar weit auseinanderliegend, und dabei allmählich doch so innig mit einander verflochten, daß sich die eine nur mit der anderen gemeinsam lösen ließ. Alle anderen Fragen, die der Simmern'schen Erbschaft, der Apanagegelder u. a., die der Kurfürst noch erledigt wissen wollte, spielte neben diesen nur eine untergeordnete Rolle. Zäh widersetzte sich Karl Ludwig der Abgabe eines seit Jahrhunderten der Pfalz am Rhein anhaftenden Erzamtes, das die Pfalzgrafen bereits besessen hätten, noch ehe sie Kurfürsten gewesen, und ebenso zähe hielt Maximilian von Bayern, der der festen Ueberzeugung lebte, daß Karl Ludwig nur auf seinen Tod warte, um alles Erreichte wieder umzustürzen, an der Ansicht fest, daß das Erztruchsessenamt an der Würde, nicht an den Landen hafte und er wußte den kaiserlichen Ministern die Ueberzeugung beizubringen, daß der Pfälzer nur deshalb auf die Einräumung von Frankenthal dringe, um sich dann mit ungeschwächten Mitteln und mit der Hartnäckigkeit, die man an ihm kannte, in den Kampf um das Erzamt zu werfen.

Da lag nun die Frage in Wien dem Kaiser zur Entscheidung vor, und wenn er zu Gunsten Bayerns seinen Spruch fällte, so sprach er seinem Vortheil, nicht seiner Ueberzeugung gemäß. Der kaiserliche Minister erklärte dem Pfälzer Gesandten offen und ehrlich, daß Ferdinand für Beibehaltung des Erzamtes an Pfalz sei, daß aber Bayern, das sich schon während des Krieges oft genug als unbequemen Gläubiger gezeigt[2], die Auszahlung der dreizehn Millionen von dem Spruche zu seinen Gunsten abhängig mache und Mieg meinte erregt, man ziehe in Wien, um diese Obligationen zu erhalten, selbst das Unrecht an den Haaren herbei. Daß solche Erwägungen den Rechtsspruch des Kaisers bestimmten, erregte den Pfälzer Kurfürsten, der sich bei Annahme des Friedens ausdrücklich alle bisherigen Rechte vorbehalten hatte[3], nicht allein, mehr noch, daß

seine Forderungen zwischen Wien und München verhandelt wurden, gerade, als ob er seine Rechte den Meinungen und Ansichten Maximilians unterwerfen und anpassen müsse[1]. Die Mittel, deren sich Bayern bediente, um die Erzamtsfrage endgültig zu seinen Gunsten entschieden zu wissen, waren nicht immer die besten. So ließ es im Geheimen bei dem spanischen Botschafter auf die großen Dienste hinweisen, die es während des Krieges dem Hause Habsburg erwiesen, und auf die großen Schäden, die aus der That des Winterkönigs der Krone Spaniens erwachsen waren und bat, nachdem es so den Boden genügend bereitet zu haben glaubte, dringend, nicht eher Frankenthal zu räumen, bis der Kurfürst von der Pfalz auf das Erztruchsessenamt, dessen er sich noch fortgesetzt bediente, ebenso verzichtet habe, wie auf den Titel eines Herzogs in Bayern, der wohl mit der Oberpfalz, nie aber mit der Unterpfalz verbunden gewesen sei. Während Maximilian derart über seinen kleinen Hausinteressen den Sinn für die großen Fragen des Reiches verlor, mochte er wohl nicht darauf gerechnet haben, daß der spanische Gesandte ihm erwiderte, sein Herr sei nicht gesonnen, um Bayerns willen auch nur eine Viertelstunde länger in Frankenthal zu bleiben, als seine Interessen es nothwendig machten, und daß er dem Pfälzer die Vorschläge Maximilians mit dem Bemerken unterbreitete, auf Ersuchen stehe ihm sein König mit Waffengewalt zur Seite, um ihn gegen die Insolentien Bayerns und des mit Bayern verbündeten Frankreich zu schützen.[2]

Die Vortheile, die für Frankreich aus der spanischen Okkupation Frankenthals insofern erwuchsen, als es die Uneinigkeit der Stände seinen politischen Zwecken dienstbar machen konnte, zumal sich die Stimmung der rheinischen durch die fortgesetzten Kontributionen stets mehr gegen Ferdinand erbitterte, bewog den Kaiser, eine besondere Gesandtschaft zum Zwecke der Räumung Frankenthals nach Spanien zu senden. Hätte die Schlichtung dieser Frage allein beim Kaiser gestanden, so würde sie auch gegen den Willen Spaniens und trotz der Hartnäckigkeit, mit der Karl Ludwig am Erzamt festhielt, bald geschehen sein. Aber es waren andere Stimmungen und andere Strömungen am Wiener Hofe gegen die Pfalz thätig, verschwiegene, dunkle Arbeiten, die ihren Zweck nicht verfehlten. Der Gegensatz der Bekenntnisse, um dessentwillen dreißig Jahre lang gekämpft worden, war durch die Unterschriften der Friedensurkunde nicht aufgehoben. Das Mißtrauen gegen Selbstständigkeitsgelüste des Pfälzers war nicht geschwunden, und wie man sich in Wien nicht wegreden ließ, daß Kurpfalz von dem brandenburgischen Anschlage auf das ihm ver-

feindete Neuburg gewußt habe, so fand auch Kurköln gutes Gehör, als es beweglich klagte, daß der Rhein oben und unten durch protestantische Fürsten gesperrt werden könne.

Da kamen denn die kaiserlichen Räthe auf den Gedanken, Ferdinand selbst solle Frankenthal in Besitz nehmen und eine Garnison hineinlegen, um es erst nach Beendigung der brandenburgischen Wirren an Kurpfalz zu restituiren, wodurch auch den Spaniern jeder Vorwand genommen werde, die Grenzlande des Reichs noch länger zu beunruhigen und zu schädigen[1].

Karl Ludwig war nun nicht der Mann dazu, um durch Biegen und Nachgeben zu erreichen, was man seinen gerechten Forderungen verweigerte oder verzögerte. Er war keine diplomatische Natur, ihm fehlte die gelassene, glatte Ruhe, mit der man andere täuscht; sein von Natur reizbares Temperament hatte sich durch seine häuslichen Verhältnisse und durch die Bitternisse und Wirrsale seiner politischen Jugend nur noch gesteigert. Mit verbissenem Groll und verhaltener Wuth hatte er sich in die Schmälerung seiner Lande gefügt, aber der geschmälerte Besitz war ihm noch nicht ganz gegeben, und ehe er einen weiteren Verzicht aussprach, wie er ihm jetzt in der Erzamtsfrage angesonnen war, wollte er zunächst unbedroht und ungefährdet alles das haben, was der Pfalz nach dem Friedensschlusse zukam und sei es nur ein einziger Leibeigener, der ihm noch fehle. Ob sich Bayern über ihn errege oder nicht, war ihm gleichgültig; das Versprechen kaiserlicher Hülfe, so ließ er in Wien sagen, sei eine gar schwache Stütze und die Einsetzung einer kaiserlichen Kommission oder Garnison in Frankenthal führe erst recht zu nichts. Er berücksichtigte freilich dabei nicht, daß er nicht der Einzige war, der nicht besaß, was er von Rechtswegen fordern konnte, daß die Klagen, die er erhob, von zahllosen anderen in gleicher Weise erhoben wurden, und daß die sich kreuzenden und widersprechenden Fragen durch ein Machtwort des Kaisers, selbst wenn er gewollt hätte, nicht zu lösen gewesen wären. Man ließ es seinen Vertreter in Wien sehr empfinden, daß Karl Ludwig unermüdlich im Auffinden neuer Beschwerdepunkte war, man rieth ihm höhnisch, sich in Wien ein Haus zu kaufen, da die Befriedigung aller Wünsche seines Herrn sich leicht etwas verzögern könne, oder erklärte ihm, wenn man in verdrießlicher Stimmung war, rund heraus, daß der Kaiser ihm das Erzamt nehmen, aber kein anderes verleihen werde, wozu ihn das Friedensinstrument auch keineswegs verpflichte.

Vergeblich schrieb Mieg, der sich kaum mehr an den kaiserlichen Hof und zu den kaiserlichen Ministern wagte, in diesem Sinne an den Kurfürsten, auf den er auch durch seine Vertrauten einwirken ließ, denen er vorstellte, wie die Hartnäckigkeit des Kurfürsten in der Frage des Erzamtes auch seine ehrlichen Freunde verstimme und ihm selbst seine rastlose Thätigkeit ergebnißlos und undankbar mache. Immer neue Verzögerungen und Einwände wußte Karl Ludwig aufzufinden und Mieg hatte nicht Unrecht, wenn er meinte, daß es lächerlich sei, auf ein Land zu verzichten, an der Würde aber, an dem bloßen leeren Namen, der an dem Lande hafte, mit aller Zähigkeit festzuhalten.

Nicht nur aus beruflichen, auch aus persönlichen Gründen wurde ihm der Aufenthalt in Wien bald unbehaglich. Dem Gesandten des mittellosen Pfälzer Kurfürsten gab Niemand Kredit, und so kam er in eine peinliche Lage, als die ärgerliche Stimmung gegen Karl Ludwig in Wien sich auch darin zeigte, daß die Frankenthalischen*) Gelder nimmer gezahlt wurden und man ihm auf seine Beschwerden hin statt der fast ein ganzes Jahr rückständigen Summe einige hundert Thaler anbot, auf die er indeß dankend verzichtete.

Auch die Entfernung von seiner Familie empfand er sehr, und als er vernahm, daß der bayrische Gesandte seine Frau nach Wien kommen ließ, um ihm dort einen Haushalt einzurichten, glaubte er zu seinem Schrecken auf noch manche langwierige Verhandlungen schließen zu können. Ein Gesuch, auch die seine auf Staatskosten nach Wien kommen lassen zu dürfen, mußte ihm der Kurfürst abschlagen.

Es ist schon hervorgehoben worden, wie sich allmählich die Stimmung im Reich gegen Karl Ludwig verbitterte. Daß Frankenthal nicht geräumt wurde und der Gouverneur, der sich wenig um die Befehle seines Königs kümmerte, mit seinen Soldaten nach wie vor eine Plage der rheinischen Gegenden blieb, schrieb man der Hartnäckigkeit Karl Ludwigs zu, daß der Reichstag, den Ferdinand berufen wolle, nicht berufen werden könne, sei nur eine Folge der pfälzischen Verwicklungen: so häuften sich die Beschwerden aus dem Reich, auf die von den Wiener Staatsmännern mit einer gewissen Befriedigung hingewiesen wurde. Aber auch sie betrachteten den Kurfürsten derart als Gegner der

*) Solange Frankenthal noch von den Spaniern besetzt gehalten war, sollten dem Kurfürsten monatlich 3000 Thaler aus der Reichskasse und zum Unterhalt der pfälzischen Garnison in Heilbronn monatlich 8000 Thaler aus der schwäbischen und fränkischen Kreiskasse gezahlt werden.

durch den westfälischen Frieden festgelegten Reichssatzungen, daß sie sich weigerten, ihn als Schiedsrichter in dem damals zwischen Pfalz-Neuburg und Brandenburg schwebenden Streite anzuerkennen[1]. Kurz und klar forderte man von Karl Ludwig, der über die durch seine eigene Schuld verzögerte Belehnung Klage führte, sich zu erklären, ob er ein neues Erzamt, über dessen Verleihung nicht er, sondern Kaiser und Reich zu bestimmen habe, annehmen wolle oder nicht; im einen Falle bedürfe es keines längeren Simulirens, im andern Falle sei endlich Klarheit geschaffen und der Wiener Hof könne sein Verhalten darnach einrichten.

Es war unter solchen Verhandlungen der Sommer 1652 herangekommen, und immer dringender wurde das Verlangen nach dem Reichstag. Im Friedensinstrument war festgesetzt, daß er sechs Monate nach der Ratifikation zusammentreten sollte, um eine Reihe von Bestimmungen zu treffen, die auf dem Kongreß selbst unerledigt geblieben waren und sich insbesondere auf eine Abgrenzung der Stellung der Reichsfürsten zum Kaiser und auf innere Verfassungsfragen des Reiches bezogen. Indeß konnte der Termin zur Eröffnung nicht innegehalten werden. Der Friedensvertrag hatte noch zu vieles zu thun übrig gelassen, als daß man schon an einen Ausbau der neuen Institutionen auf Grund des Instrumentes hätte denken können und vor allem waren es die Fragen der Räumung Hinterpommerns durch die Schweden, die wir hier indeß nicht näher zu berühren haben, und die Frankenthals durch die Spanier, von der eingehend geredet ist; äußerte doch der Kaiser, daß er vor einer Räumung Frankenthals den Reichstag weder berufen könne, noch wolle, da er sonst doch nichts als Klage und Plage habe[2]. Nun war es dem Kaiser freilich nicht sonderlich um einen Reichstag zu thun, dem er angesichts der erweiterten landesherrlichen Rechte der einzelnen Stände nicht ohne Besorgniß entgegensah und auch die Kurfürsten erledigten lieber ihre Anliegen in direkten Besprechungen mit dem Kaiser als inmitten der Fürsten und Städte, die jetzt ernstlich ihre bevorrechtete Stellung anzugreifen begannen; daß übrigens auch der Kleinbürger und der Bauer, in Erwartung neuer finanzieller Belastung dem Reichstage nur mit gemischten Gefühlen entgegensahen, sei hier nicht unerwähnt gelassen.[3] Als daher im Jahre 1652 die Ladungen endlich doch in's Reich ergingen, da war die Frage, auf die es dem Kaiser besonders ankam, die Wahl seines Sohnes zu seinem Nachfolger, schon durch die Konferenzen Ferdinands mit den einzelnen Kurfürsten in Prag entschieden. Mit Ausnahme des Kurfürsten von Köln waren nach

und nach sämmtliche Kurfürsten beim Kaiser gewesen, der mit seinem Sohne nach Prag gereist war, weil Sachsen, das dorthin kommen zu wollen erklärte, selbst wenn es wisse, daß es sein Todesweg sei, und Brandenburg den Wunsch geäußert hatten, den Erzherzog, dem sie ihre Stimme geben sollten, auch persönlich kennen zu lernen[1]. Wenn nun auch Brandenburg die bei der nächsten Wahl ernsthafter auftretenden Kandidaturen des Erzherzogs Leopold Wilhelm und des jugendlichen Kurfürsten von Bayern schon jetzt zur Debatte stellte[2], mehr wohl, um den Kaiser seinen persönlichen Wünschen gefügig zu machen, als in ernsthafter Absicht, so erhob sich doch gegen den Vorschlag des Kaisers kein ernsthafter Widerspruch, denn jeder der Kurfürsten hatte besondere Wünsche, deren Erfüllung beim Kaiser stand und der schon erwähnte sich stets steigernde Gegensatz zwischen Fürsten und Kurfürsten zwang die letzteren, einen engen Anschluß und Rückhalt am Kaiser zu suchen.

Den Wunsch, freundschaftliche Beziehungen mit Karl Ludwig zu unterhalten, hatte Kaiser Ferdinand stets gehegt und wenn ihn die Hartnäckigkeit des Kurfürsten auch zeitweilig recht verstimmte, so war er doch gerecht genug, in der schroffen Haltung Bayerns eine Mitschuld zu finden. Ein Ende aber mußten die Irrungen nehmen. Der Reichstag ließ sich nicht länger verschieben, die Wahl seines Sohnes zum Nachfolger lag dem kränklichen Kaiser zudem sehr am Herzen und so befahl er seinem Gesandten Volmar, der in Frankfurt mit den Deputirten des oberrheinischen Kreises über die an Spanien auszuzahlende Entschädigung für Frankenthal berieth, sich zu persönlicher Verhandlung mit Karl Ludwig nach Heidelberg zu begeben. Die Aufnahme, die er dort fand, zerstreute die Vorurtheile, die auch er gegen den Pfälzer Kurfürsten gehegt; er rühmte dem Kaiser, daß er bisher noch bei keinem andern Kurfürsten ein ähnliches Eingehen auf die kaiserlichen Wünsche gefunden habe, und hob hervor, daß Karl Ludwig keine anderen Absichten und Zwecke verfolge, als des Kaisers treuer Reichsfürst zu sein und zu bleiben.

Aber die Furcht Karl Ludwigs, schließlich doch noch durch die Einflüsse Bayerns und seiner Gegner am Wiener Hof betrogen zu werden, erschwerte die Arbeiten Volmars ungemein. Wer gab dem Kurfürsten die Versicherung, daß, wenn er den Verzicht ausgesprochen, Frankenthal auch wirklich geräumt werde und zugleich auch die anderen Friedenszusagen ihm erfüllt würden? In Frankfurt, wo man ihn zu den Berathungen über eine Kurpfalz so nahe berührende Frage noch nicht einmal zugezogen hatte, stritt man sich über den Preis, der

an Spanien zu zahlen sei und bot 250000 Thaler, während der spanische Gesandte, der sich zugleich für die Summen bezahlt machen wollte, die er dem Erzherzog Leopold Wilhelm und der Kaiserin geliehen hatte, 400000 forderte[1]; Parkstein und Weiden waren von Pfalz-Neuburg noch immer nicht ausgeliefert und die Streitfrage, ob sulzbachischer oder kurpfälzischer Besitz (vorerst sollte es beiden gemeinsam gehören), sollte erst dem nächsten Reichstag zur Entscheidung vorliegen; sprach zudem nicht gerade jetzt der Kaiser davon, statt baarer Zahlung, wie im Friedensinstrument festgesetzt war, die Apanagen an die Mutter und die Geschwister Karl Ludwigs in fünfundzwanzig Römermonaten auf das Reich anzuweisen? Der Kurfürst war vorsichtig geworden und ließ sich auch durch die Bemerkung nicht schrecken, daß er durch sein Beharren auf dem Erzamt den Besitz der Pfalz aufs Spiel setze. Er wußte, daß eine solche Verletzung des Friedensinstrumentes sofort wieder den deutschen Krieg entzündet hätte, und daß kein Kaiser um eines doch im Grunde recht kleinlichen Zwistes zweier Reichsstände willen den so theuer erkauften Frieden gefährden würde.

Wenn somit auch das Ergebniß der Reise Volmars im wesentlichen die Erklärung Karl Ludwigs war, daß er nur dann den Titel des Erztruchsessen aufgeben werde, wenn ihm die Bedingungen des Friedens erfüllt seien[2], und daß er die Verzichtsurkunde auf das Erzamt höchstens bei Mainz hinterlege, nicht aber nach Wien sende, so hatte der Bericht Volmars, da er die Gesinnung des Kaisers sehr zu Gunsten von Kurpfalz beeinflußte, auf die Gegner des Kurfürsten in Wien, wie in München doch recht verstimmend gewirkt. Vergeblich flehte die bayrische Regierung, die nach dem Tode des alten Kurfürsten nicht mehr den Einfluß auf den Kaiser besaß, wie bisher, doch den Pfälzer weder zum Reichstag einzuladen noch zu belehnen, ehe er völlig und bedingungslos auf das Erzamt verzichtet habe; vergebens auch protestirte Bayern, als der Kaiser diese Forderung zurückwies, gegen die Huldigung, die Ferdinand in den Landen ob der Enns entgegennahm[3] — Die Verhältnisse ließen es dringend erforderlich erscheinen, mit Kurpfalz zur Einigung zu gelangen, um die Westgrenze des Reiches zu sichern und nicht neuen Erschütterungen auszusetzen. Den Bemühungen Volmars ist dann am letzten Ende die Räumung Frankenthals zu verdanken. Als die schwierige Frage der Evakuationszahlungen gelöst war, konnte der Auszug der spanischen Garnison auf den 26. April festgesetzt werden, aber noch immer verzögerte sich der Auszug der Spanier, die unter stets

neuen Vorwänden noch eine Woche länger als vertragsmäßig bestimmt war, in Frankenthal blieben. Es ist dann oft beschrieben worden, mit welcher Wehmuth die Spanier aus der Pfalz schieden, wie der Frankenthaler Gouverneur dankbar den ihm so fruchtbaren Boden küßte („daß ihm der Staub am Mund hängen blieb“, fügt der Chronist realistisch hinzu) und wie er sich beim Abzuge als die Ruthe bezeichnete, die Gott den Frankenthalern für ihre Sünden geschickt habe, wobei ein Bürger ihm den Segenswunsch nachrief, daß die Ruthe ins Feuer geworfen werden möge[1]. Zugleich mit dem Betreten Frankenthals hatte Karl Ludwig seine Besatzung aus Heilbronn zurückgezogen und den Verzicht auf das Erztruchsessenamt an den Kaiser eingeschickt. In dem Amte eines Erzschatzmeisters statt des Erzjägermeisteramtes, wie es die Stände in Nürnberg dem Kaiser vorgeschlagen hatten[2], wurde dem Kurfürsten ein neues Erzamt verliehen und sein Gesandter Mieg, der dem Kaiser nach Prag gefolgt war, am 5. August 1652 im Namen seines Herrn, dem die neue Würde im Vergleich zu der früheren recht geringwerthig erschien, da sie mit der Person des Kaisers nicht in Berührung kam, feierlich damit belehnt. Freilich fand sich Brandenburg als Erzkämmerer, dem auch die Verwaltung des kaiserlichen Schatzes unterstand, durch die Verleihung dieser Würde gekränkt und es kam bei der Krönung König Ferdinands IV. zu thätlichen Zwistigkeiten zwischen Karl Ludwig und dem brandenburgischen Gesandten[3], aber froh, endlich zum Schlusse gekommen zu sein, mochte diese Frage fürderhin ein beschauliches Dasein in dem Codex deutschen Reichsrechtes führen, von der einen wie von der anderen Seite mit zahlreichen Deduktionen belegt und doch von dem Franzosen richtig beurtheilt, die die ganze Würde eines Erzschatzmeisters lächerlich fanden, da das Reich einen Schatzmeister, aber keinen Schatz habe[4].

Nun auch zögerte Kurpfalz nicht länger, dem Wunsche des Kaisers gemäß zur Vorbesprechung der auf dem Reichstage zu behandelnden Punkte, besonders der Wahl Ferdinands IV., persönlich sich nach Prag zu begeben. Mit besonderer Auszeichnung empfing ihn der Kaiser. Am weißen Berge erwartete er ihn, an der Stelle, wo die Väter die Waffen gekreuzt hatten, und als sich die Söhne hier in ernster Bewegung die Hände reichten, meinten die Umstehenden, daß Karl Ludwig an dieser Stätte mehr gewinne, als sein Vater einst verloren habe[5].

Ueber den Kurfürstentag in Prag sind nur kärgliche Berichte vorhanden; von dem, was zwischen dem Kaiser und den Kurfürsten

verhandelt worden, liegen keine schriftlichen Aufzeichnungen vor und nur die Beschlüsse des Reichstages lassen einen Rückschluß auf die dort getroffenen Abmachungen zu. Denn gleich nach dem Prager Kurfürstentage brach Ferdinand zum Reichstage nach Regensburg auf, wo er zu seinem Erstaunen nur die geistlichen Kurfürsten antraf, wie überhaupt die weltlichen Reichsstände nur sehr vereinzelt dort vertreten waren. Auch Karl Ludwig, der mit Mühe und Noth das Reisegeld von den größeren Orten der Pfalz entlehnt hatte, traf erst am 8. Januar in Regensburg ein.

Seine Gemahlin begleitete ihn. Trotz des Abrathens seiner Schwester Sophie hatte er sie zu dem Reichstage mitgenommen, um nicht mit ähnlichen Vorwürfen empfangen zuwerden, wie sie ihn einige Monate vorher erwarteten, als er von Prag heimkehrte. Wir werden noch davon zu reden haben, wie hier der Gegensatz der beiden Gatten zuerst deutlich hervortrat, der dann wenige Jahre später zu einer dauernden Trennung führte.

Auf diesem Reichstage, der für Karl Ludwig das eigentliche Ende der Kriegszeit bedeutete, galt es, vieles zu erreichen, und darum vermied er sorgsam alles, was den Kaiser und die ihm nahestehenden Spanier hätte verstimmen können; keiner hing ihnen so an, wie gerade Karl Ludwig, berichtete der französische Gesandte. Zudem beschäftigte ihn die Wiederherstellung der Pfalz zu sehr, als daß er sich mit den großen Fragen des Reiches, die jetzt zur Verhandlung standen, eingehender hätte beschäftigen können, und wo er es that, griffen sie ein in das Getriebe seines kleinen Heimathlandes. Unter solchen Verhältnissen hoffte man in Frankreich vergebens auf einen engeren Anschluß des Pfälzers, der aber doch mit ängstlicher Sorge die Schritte des französischen Gesandten überwachte und durch seine eifersüchtigen Beschwerden über den freundschaftlichen Verkehr mit Bayern gute Hoffnungen für die Zukunft erweckte. Vorerst freilich galt er in den Augen des. Franzosen noch als ein schwacher und furchtsamer Mann, den sein kleines Landesinteresse zur Theilnahme an größerem politischem Thun unfähig mache, der treu zum Kaiser halte, obwohl er sich ihm innerlich fremd fühle. Es war treffend geurtheilt, denn Karl Ludwig kannte in dieser Zeit keine höhere Aufgabe, als sich die Gunst des Kaisers zu erhalten und seiner Pfalz nutzbar zu machen. Was ihm die Seele einst stürmisch bewegt hatte, nun aber überwunden war, ließ er ruhen — auf den Gedanken, die Oberpfalz für Karl II. von England zurückzufordern, der in Folge des engeren Anschlusses Mazarins an Cromwell Frankreich verlassen

mußte, ging er nicht ein[1]; jeden Konflikt wollte er vermeiden, um in Ruhe und Frieden seine Gebietsgrenzen zu sichern und seine Stellung im Reiche und unter den Fürsten neu zu begründen.

Der Kaiser wußte die Zurückhaltung Karl Ludwigs, auch in religiösen Fragen, wohl anzuerkennen. In der im März 1653 von den Kurfürsten festgesetzten Wahlkapitulation Ferdinands IV. hatte Brandenburg und Kursachsen im Verein mit Pfalz besonders die Rechte der Protestanten in den kaiserlichen Erblanden gewahrt wissen wollen, freilich ohne sonderlichen Erfolg, denn der Pfälzer war dafür nicht zu haben und außerdem hatten sich die Kurfürsten in den Prager Vorbesprechungen zu sehr festgelegt, als daß die Wahl (ganz abgesehen von dem Einspruch der zur Festsetzung der Kapitulation nicht zugezogenen Fürsten) aus solchen Rücksichten hätte verhindert werden können. Am 31. Mai 1653 wurde sie in Augsburg feierlich vollzogen, und am 18. Juni wurde Ferdinand IV. in Regensburg mit dem herkömmlichen schwerfälligen Prunke gekrönt, wobei es zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz, der mit Mühe durchgesetzt hatte, die Krone in der Hand und nicht auf einem Kissen zu tragen[2], und dem brandenburgischen Gesandten über das Auf- und Absetzen der Krone zu dem schon erwähnten Zwiste kam, da jeder für sich dieses Recht in Anspruch nahm und sie sich mit einer an solchem Orte ungewohnten Heftigkeit die Krone gegenseitig aus den Händen rissen, daß nur mit Mühe Frieden gestiftet werden konnte. Am späteren Nachmittage übte Karl Ludwig durch Geldauswerfen zum erstenmale die Obliegenheiten seines Amtes aus; vor dem stürmischen Andrange des Volkes aber bäumte sich sein erschrecktes Pferd hoch auf, so daß der Kurfürst zu Boden glitt, was von dem Volke als böses Omen für den bald darauf verstorbenen jungen König gedeutet wurde[3].

Wie bei Abfassung der Wahlkapitulation, so enthielt sich Karl Ludwig auch während des Reichstags einer offenen Parteinahme zu Gunsten der Protestanten. Er war nicht stark genug, zu der Abneigung, die ohnehin gegen ihn herrschte, noch neue Feindschaften herauszufordern, und die gute Gesinnung des Kaisers, dem er ohnehin schon bei der Ernennung neuer Reichsfürsten aus den Kreisen des österreichischen Adels opponirt hatte, und dessen er auch bei der Ordnung seines Finanzwesens dringend bedurfte, aufs Spiel zu setzen[1]. Und weil er „J. K. M. Favor" zu sehr benöthigte, lehnte er die von Brandenburg gewünschte offene Parteinahme für die Protestanten ab. Daß er bei der nachdrücklichen Vertretung der protestantischen Interessen

von katholischer Seite über die Behandlung der Katholiken in kurpfälzischen Landen manches Unzügliche hätte hören müssen, ist zwar anzunehmen, aber von diesem Gesichtspunkte aus ist die Haltung Karl Ludwigs ebensowenig zu beurtheilen, wie aus der Annahme des brandenburgischen Gesandten, daß der Kaiser ihn in Prag mit 80 000 Gulden zu Gunsten seiner Gleichgültigkeit gegen die erbländischen Protestanten bestochen habe[1]. Es ist nicht einzusehen, warum der einfache Grund, den Kaiser nicht zu verstimmen, der auch in das Charakterbild des Kurfürsten auf diesem Reichstage so gut paßt, nicht auch als der einzige gelten kann. Es kam hinzu, daß bei dem festen Zusammenschluß der Katholiken die Zersplitterung der protestantischen Stände noch schärfer hervortrat, daß auch Brandenburg sich in seinen politischen Zwecken nicht immer von der Sorge um Erhaltung des reinen Evangeliums leiten ließ und daß die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zwar herbe Worte des Tadels für die Zurückhaltung Karl Ludwigs fanden, selbst aber am Reichstage nicht theilnahmen. So wäre Kurpfalz in dieser „desperaten" Sache Kaiser und Reich allein gegenübergetreten, während die beiden andern Kurfürsten, deren Gebiete in protestantischen Gegenden lagen, weit gefahrloser die Sache ihrer Glaubensgenossen hätten vertreten können, als der von Katholiken geradezu umstellte Karl Ludwig, deren Repressalien er fürchten mußte. Es zeigte sich ihm hier schon, was er später noch öfter bemerkte, daß man gern auf ihn die Betreibung „odiöser" Sachen abwälze, während andere, gleich Interessirte sich geschützt im Rückhalt hielten[2].

Ohnehin hatte ihm unter den Reichsständen der Zwist mit dem Herzog von Simmern, seinem Oheim und ehemaligem Administrator der Pfalz, viele Sympathien verscherzt und der Nachdruck, womit er die Abtretung der ihm im westfälischen Frieden zugesprochenen Herzogthümer Lautern und Simmern verweigerte, hatte ihm scharfen Tadel zugezogen. Seine Absichten waren dabei nur auf das Wohl der Pfalz gerichtet, die durch den Friedensschluß schon so geschwächt war, daß sie durch die Abzweigung noch weiterer Gebietstheile leicht zur völligen Bedeutungslosigkeit hätte herabsinken können[3]. Alle Klageschriften des Herzogs an den Reichstag vermochten, wenn sie auch den Kurfürsten dahin brachten, von dem vollen Umfang seiner Forderungen abzusehen, doch eine Verringerung des Simmern'schen Besitzes nicht abzuwenden. Ludwig Philipp fand manche Unterstützung, denn man wußte ja nicht, daß er nach der Absetzung des Winterkönigs eine zweifelhafte Rolle gespielt hatte, daß

er (ohne freilich einer Antwort gewürdigt zu werden) sich um Belehnung mit der Pfalz beim Kaiser bewarb[1] — man sah in ihm nur den alternden Mann, der durch die Schuld des Bruders dreißig Jahre im Elend umhergetrieben, nun durch den Neffen einem ähnlichen Schicksal überantwortet werde. Aber nichts konnte den Kurfürsten zur Nachgiebigkeit in einem Punkte veranlassen, wo er die Interessen der Pfalz verletzt glaubte. Und da er aus seiner eigenen Jugend wußte, daß im Staatsleben die Macht und nicht das Recht entscheidet, so überraschte ihn nicht, daß sich die Theilnahme, die Ludwig Philipp fand, zumeist auf fromme Wünsche beschränkte. Die allgemein verbreitete Anschauung, daß die Besitzergreifung Lauterns auch eine jener Bedingungen sei, die Karl Ludwig an seine Kurstimme bei der Wahl Ferdinands IV. geknüpft habe, hielt die Zaghafteren zurück, durch Unterstützung eines unbedeutenden Reichsstandes den Kaiser zu verletzen und man begnügte sich mit der ehrfurchtsvollen Vorstellung an den Kaiser, daß man zwar zugestimmt habe, als er Landstände zu Fürsten machte, daß es aber auf Widerstand stoßen müsse, wenn ein Kurfürst Fürsten des Reiches zu Landständen erniedrige[2]. Karl Ludwig wußte, daß er das Feld gewonnen hatte, aber trotzdem wirkte die Anwesenheit des Herzogs auf ihn beengend. Als Haupt des kurpfälzischen Hauses hatte er ihn bereits zur Abreise veranlaßt, zumal die Unterwürfigkeit der Herzogin unter den Kaiser von ihm als unwürdig einer Pfälzer Fürstin erklärt wurde, und nur die Aufforderung Brandenburgs, das gegen den Kurfürst Karl Ludwig nicht nur aus religiösen Gründen, sondern auch wegen seiner Theilnahme für Schweden in der hinterpommern'schen Frage verstimmt war, veranlaßte den Herzog, auf dem Reichstage zu bleiben[3]. Der Vergleich, den er dann einging, verkleinerte seinen Besitz bedeutend. Lautern nebst einigen wenig bedeutenden Aemtern wurde ihm auf Lebenszeit gelassen, während Kurpfalz das Stift Lautern, ein Fünftel der Einkünfte des Amts Kreuznach, zwei Drittel derer von Stromberg erhielt; die simmern'schen und lautern'schen Stimmen sollten auf dem Reichstag mit einander wechseln. Zufrieden war Karl Ludwig mit diesem Vergleich nicht, aber er nahm ihn an, um die Sache zum Ende zu bringen und weil ihm schließlich an der guten Freundschaft mit Simmern mehr gelegen war, als an langem Streiten[4]; Ludwig Philipp aber hatte von diesem Vergleich noch viel zu leiden, da in den Unruhen des lothringischen und Wildfangkrieges auch sein Gebiet nicht verschont wurde, nur weil es vertragsmäßig später an Kurpfalz zurückfiel.

In die Verhandlungen dieses Reichstages spielt bereits die Wildfangfrage herein, die späterhin noch endlose Wirren hervorrufen sollte. Das uralte Recht des Kurfürsten von der Pfalz (das Kaiser Matthias noch bestätigt hatte) alle unehelich Geborenen und Leute von unbekanntem Heimathsrecht in seinen eigenen, wie in den benachbarten geistlichen und weltlichen Landen als Leibeigene zu betrachten, begann den Nachbarn unerträglich zu werden, so daß der Bischof von Speyer, unterstützt vom Wormser Domkapitel und einigen Gliedern der fränkischen und schwäbischen Ritterschaft, eine Klageschrift gegen die Pfälzer Uebergriffe nicht nur an den Kaiser, sondern auch an den französischen König richtete, mit der bezeichnenden Bemerkung, er wolle nicht, daß Ludwig XIV. sich gegen den Pfälzer ausspreche, sondern er bitte nur um Schutz gegen dessen Rechtsverletzungen. Karl Ludwig wußte die Berathung dieser Klageschrift am Reichstage zu verzögern. Erst als ein Theil der Stände abgereist war, kam sie zur Verlesung und Niemand, selbst jene nicht, mit denen er später um diese Frage in so erbitterte Händel gerieth, legten Werth darauf; sie ließen es genug sein, als Karl Ludwig die alte Wildfangsgerechtigkeit mit den kaiserlichen Bestätigungen zur Einsicht vorlegte. Um aber doch etwaigen Irrungen vorzubeugen, schlug man am Reichstage die Einsetzung einer Commission vor, die sich mit der Prüfung dieser Frage beschäftigen sollte, und dieser Vorschlag wurde angenommen[1].

Weniger glücklich war Karl Ludwig bei Erledigung der finanziellen Fragen. Wohl erließ ihm der Kaiser die vom Reiche beschlossenen sechzig Römermonate, und gegen das Versprechen, darüber schweigen zu wollen, auch die rückständigen Kammerzieler von 1648, aber wie es Mieg nicht gelungen war, so war es auch trotz aller Bemühungen für Karl Ludwig nicht möglich, die im Friedensinstrument festgesetzten Apanagegelder in dem dort bestimmten Umfang zu erhalten. Karl Ludwig hatte bei den Friedensverhandlungen auf diese Entschädigungen gedrungen, unter Hinweis darauf, daß die ohnehin so sehr verkleinerte Pfalz nicht auch dadurch noch geschädigt werden könne, daß für den Unterhalt der Brüder besondere Gebietstheile abgetrennt würden, und daß er ebensowenig in der Lage sei, seinen Schwestern Heirathsgelder zu geben; eine Fräuleinsteuer wolle er bei dem Zustande der Pfalz nicht ausschreiben. Die Auszahlung der den Söhnen bewilligten Summen verzögerte sich, einmal, weil sie an die Bedingung der schriftlichen Zustimmung zu dem Friedensinstrument geknüpft war, dann auch und vor allem, weil in den kaiserlichen Kassen der herkömmliche Geldmangel herrschte. Nun hatte zwar auf der

Prager Zusammenkunft der Kaiser versprochen, diese den pfälzischen Prinzen schuldigen Gelder aus den ersten fünfundzwanzig Römermonaten zu zahlen, die das Reich bewilligte und in diesem Receß war ausdrücklich betont, daß auch für den verstorbenen Philipp, dessen Erben keinen Anspruch erheben konnten, weil keine Zustimmung vorlag, die 100000 Thaler dem nächstberechtigten Erben, dem Kurfürsten Karl Ludwig ausbezahlt werden sollten. Als dann später der Kaiser hierin zögerte, da glaubte der Kurfürst in seiner mißtrauischen Abneigung gegen Rupprecht, dem er kurz zuvor den Aufenthalt in Heidelberg verwehrt hatte, daß er den Kaiser zu dieser Weigerung anstachle, um selbst das Geld zu erhalten, zumal der Kaiser vor Auszahlung des Geldes die Beilegung des Zwistes zwischen beiden Brüdern abwarten wolle, da jeder von ihnen Anspruch darauf erhob; er hielt ihn hier des Betrugs für fähig, wie er ihn später, nach dem Tode der Mutter, der Testamentsfälschung beschuldigte[1]. Jahre dauerte es, ehe der Kaiser die im Friedensinstrument festgestellten Summen zahlte; die den Pfalzgräfinnen bewilligten Heirathsgelder erhielten nur die an den Fürsten Rakoczy verheirathete Henriette Marie und späterhin Sophie; die älteste Schwester Elisabeth war durch die Abtei Herford hinlänglich versorgt, wie Luise Hollandine durch die Abtei Maubouisson und vergeblich machte diese noch lange Jahre nachher bei Kaiser Leopold geltend, daß der Eintritt in das Kloster einer Verheirathung gleich komme und sie deßhalb wohl mit der Hoffnung auf Erfolg den Kaiser an die Auszahlung der seit langen Jahren geschuldeten Summe von 10 000 Reichsthaler mahnen dürfe.

Als Karl Ludwig seine Anliegen zum Theil erfüllt, zum Theil in Bahnen gelenkt sah, die guten Erfolg zu versprechen schienen, verließ er Regensburg (um die Jahreswende 1653), und kehrte erst im Mai 1654 dorthin zurück, um der Verlesung des Reichsabschiedes beizuwohnen und sich vom Kaiser zu verabschieden. In herzlicher Freundschaft und nicht ohne Dankbarkeit trennte sich der Kaiser von seinem „politischen Kurfürsten“, der kaum Antheil genommen an den großen Geschäften des Reiches, der sich den konfessionellen Gegensätzen entzogen hatte und selbst in einer Frage, die ihn so nahe berührte, wie die des miles perpetuus, erst nach Jahren Gelegenheit fand zu schroffer Aburtheilung.

Es kommen bewegte, kriegslärmerfüllte Zeiten für das Reich. Nach Jahren „murmelnder diplomatischer Geschäftigkeit“ ertönen jetzt „hellen Klanges die Fanfaren brandenburgischer Reiterregimenter auf dem Wege nach Preußen, zum Schutz des alten deutschen Ordens-

landes wider Schweden und Polen, und aus der Ferne die Donner der Schlacht von Warschau"[1]. Während auf den Schlachtfeldern des fernen Ostens der brandenburgische Kurfürst den Grund legte zur emporstrebenden Größe seines Staates, war im Westen des Reiches Karl Ludwig in stiller Arbeit thätig am Aufbau seines Kurlandes. Es war eine stille, aber nicht immer friedliche Arbeit. Denn an religiöse Zwistigkeiten schlossen sich heftige Kämpfe. Der gemeinsame Besitz der Orte Weiden und Parkstein zwischen den protestantischen Heidelbergern und den katholisch gewordenen Sulzbachern führte zu bewaffneten Zusammenstößen beider Fürsten, da jeder seine Glaubensgenossen in den beiden Städten mit bewaffneter Hand schützen zu müssen vermeinte und wir werden dort, wo wir von der inneren Verwaltung Karl Ludwigs zu reden haben, auch diesen Differenzen genauere Beachtung schenken müssen. Der Kaiser hatte zwischen beiden zu vermitteln versucht, aber während dieser Vermittlung starb er und jetzt erst, als es sich um die Führung des Reichsvikariats und die Neuwahl eines Kaisers handelt, erscheint die Gestalt Karl Ludwigs wieder in der Geschichte deutscher Reichspolitik.

Es war eine alte reichsrechtliche Bestimmung, daß nach dem Tode eines Kaisers die Reichsverweserschaft in den Landen sächsischen Rechtes vom Kurfürsten von Sachsen und in denen fränkischen Rechtes vom Kurfürsten von der Pfalz ausgeübt wurde. Als jetzt nun Kaiser Ferdinand III. gestorben war, behauptete Ferdinand Maria von Bayern, daß nicht an den Landen, sondern an der Würde, die auf Bayern übergegangen war, die Ausübung dieses Rechtes hafte und nahm das Recht der Reichsverweserschaft sofort für sich in Anspruch, während Karl Ludwig der das Gegentheil behauptete, auch seinerseits Vikariatspatente durchs Reich sandte[2]. Nach gutem altem Brauche schloß sich an diesen Streit eine Fluth von Deduktionen, in denen jeder der streitenden Theile mit einem großen Aufwand von Worten und Gehässigkeiten sein vermeintliches Recht vertrat, das unzweifelhaft auf Seiten des Pfälzers war, wenn auch die Stände des Reiches ihm fast sämmtlich dieses Recht bestritten und ihn tadelten, daß er durch seine Forderung „confusiones" hervorrufe. Bayern konnte reichere Mittel in diesem Streite aufwenden und hatte durch die früher als Kurpfalz erhaltene Nachricht vom Tode Ferdinands einen Vorsprung, den Karl Ludwig nicht mehr einzuholen vermochte, selbst wenn ihm die Reichsstände freundlicher gesinnt gewesen wären, als sie es thatsächlich waren. Giftiger wurde der Streit, als Bayern in den Differenzen zwischen der Kurpfalz und Pfalz Sulzbach einseitig zu

Gunsten von Sulzbach Partei ergriff und auf Grund seines Vikariatsrechtes die pfälzischen Truppen aus Weiden und Parkstein vertrieb; man glaubte kriegerische Zusammenstöße zwischen Bayern und Pfalz befürchten zu müssen, zumal Bayern öffentlich mit aller Kraft rüstete und Kurpfalz seine geringe Mannschaft durch Werbungen außerhalb des Reiches zu verstärken suchte. Aber vor der Frage der Kaiserwahl, die jetzt zur Entscheidung stand, traten die Vikariatsstreitigkeiten wenigstens bei den größeren Ständen zurück, so sehr sie auch die kleineren fortgesetzt erregte, aber wir werden sehen, wie gerade die Verhandlungen der Wahl durch diese Zwistigkeiten fort und fort beeinflußt wurden und das Feuer, im Stillen fortglimmend, bald hier, bald dort in Flammen bittersten Hasses emporloderte. —

Weitschichtige Verhandlungen, die wir hier nicht näher berühren können, gingen der Wahl Leopolds I. voraus, auch als der Gegenkandidat des eigenen Hauses, Erzherzog Leopold Wilhelm, nach langem Schwanken endlich ungern verzichtet hatte.

Die französische Diplomatie, die bei den Wahlen Ferdinands III. und IV., wenn auch protestirt, so doch, ohne in den Wahlkampf selbst einzugreifen, bei Seite gestanden hatte, war seit Jahren bemüht gewesen, eine Majorität im Kurfürstenkolleg zur Ausschließung des Hauses Habsburg zu bilden.[1] Schon in Münster hatte sie betont, wie wünschenswerth es sei, nie einen Kaiser aus einem regierenden Hause zu nehmen und der frühe Tod Ferdinands IV., weitausschauend, wie seit hundert Jahren keiner, hatte schon damals die Ansicht erweckt, daß „die Krone Frankreich große Desseinen bei dieser Conjunktur formiren werde". Gleich nach dem Tode Ferdinands IV. hatte Mazarin den geheimen Kampf gegen das Haus Habsburg und den Kaiser begonnen; als dann Ferdinand III. starb, ohne daß die Frage seines Nachfolgers entschieden war, setzte Mazarin mit verdoppeltem Eifer ein, um, zunächst seinem eigenen Könige die deutsche Krone zu verschaffen, und, gelang dies nicht, so doch wenigstens einen Kandidaten zu finden, dessen Wahl den von Frankreich in Deutschland erstrebten Einfluß verbürge, vor allen Dingen aber den Sohn Ferdinands III., den Erzherzog Leopold, auszuschließen[2]. Mit dem Gedanken einer Wahl Ludwigs XIV. spielte er gerne, und die Erinnerung an Franz I. ließ er bei den Verhandlungen mit den Kurfürsten oft aufleben.[3] Wenn dann Karl Ludwig meinte, daß Frankreich, das jetzt weit mächtiger sei als damals, bei der Königswahl ernsthaft nicht in Betracht kommen könne, so suchte Mazarin den einflußreicheren Mainzer als des Reiches Erzkanzler durch den gaukelnden Vorschlag zu gewinnen,

daß die Führung der Regierungsgeschäfte zumeist bei ihm liegen werde, während sein König sich begnüge, das Ansehen des Reiches besonders gegen äußere Gefahren zu schützen[1]. Es war vergebliche Arbeit. Vergeblich auch schlug er den Kurfürsten den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm vor, der ihm persönlich am sympathischsten war; ganz abgesehen von anderen Gründen, die ihn einzelnen Ständen und vor allem dem Brandenburger unannehmbar machten, war seine Bedeutung doch zu geringfügig, als daß die mächtigeren Reichsstände einen Kaiser gewählt hätten, der naturgemäß Anlehnung an Frankreich hätte suchen müssen. Als wirklicher Gegenkandidat des Erzherzogs Leopold kam nur der Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern in Betracht, ein schüchterner, unbedeutender junger Herr von kaum zwanzig Jahren, der von den streitbaren Frauen am Münchener Hofe, der Kurfürstin Mutter Maria Anna, die am meisten Einfluß besaß, und seiner Gemahlin Adelaide von Savoyen beherrscht wurde. In diesem Zwist um die Krone trug die Mutter, die den Sohn besonders mit dem Schicksal des Winterkönigs zu schrecken wußte, den Sieg über die ehrgeizige Italienerin davon. Später freilich bereute Ferdinand Maria den leichtfertigen Verzicht, wie Max Emanuel berichtet, und wußte seiner Mutter, wie dem leitenden Minister, dem Grafen Kurtz, wenig Dank für ihren Rath[2].

Für Karl Ludwig schien die von den Franzosen eifrig betriebene bayrische Kandidatur unannehmbar und doch sollte es den französischen Gesandten am Heidelberger Hofe, der völlig französischen Zuschnitt trug[3], am leichtesten gelingen, eine Umstimmung im Sinne des Kardinals zu bewirken. Schon 1656 waren durch Vermittlung der Gemahlin Eduards, der „princesse palatine“, Verhandlungen mit Karl Ludwig vorangegangen, zufolge deren der Pfälzer sich gegen eine sofort zu zahlende Summe von 50000 Livres zur Truppenaushebung und Verstärkung seiner Festungen, und gegen jährliche Subsidien von 40000 Livres auf drei Jahre verpflichtet hatte, die Absichten des französischen Königs in Deutschland mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen. Auf dieser Grundlage wollte der Kardinal fortbauen und so nahmen die auf der Reise zur Kaiserwahl nach Frankfurt befindlichen Gesandten Lionne und Gramont im Sommer 1657 ihren Weg über Heidelberg, um auf den Kurfürsten von der Pfalz einzuwirken, daß er, wenn auch nicht Ludwig XIV., so doch wenigstens dem von Frankreich aufgestellten Kandidaten seine Stimme gebe. Denn die Hoffnung, seinen König gewählt zu sehen, hatte der Kardinal angesichts des heftigen Widerstrebens im Reich aufgeben müssen und er war

empfänglich geworden für die Worte Bossuets über die Eitelkeit menschlicher Hoffnungen, die der berühmte Prediger am 15. Oktober 1657 vor versammeltem Hofe in der Kathedrale zu Metz sprach.

Mit Sorgen hatte er beide Gesandten zum Frankfurter Wahltage und zum Kurfürsten Karl Ludwig entlassen. Denn der Pfälzer Resident in Paris hatte ihnen schon vorher gesagt, daß der Kurfürst sich nicht mit Wenigem begnügen werde, sondern angesichts der an den Streit um das Reichsvikariat sich anschließenden Differenzen mit Bayern, die ihn zum Theil wenigstens auf Frankreichs Seite geführt hatten, keine leeren Versprechungen, sondern Thaten sehen wolle. Nicht ohne Unruhe meldeten die Gesandten diese Erklärung dem Kardinal, da sie fürchteten, die Höhe der pfälzischen Forderungen könne bei den ohnehin unersättlichen deutschen Fürsten vorbildlich auf andere wirken, deren man in dem Wahlkampf bedurfte[1]. Mazarin ließ sich nicht schrecken. Bis aufs Hemd erklärte er den fortreisenden Gesandten alles weggeben zu wollen, um die erforderlichen Gelder flüssig zu machen, nur aber wünsche er auch einen Erfolg zu sehen, um die französische Diplomatie und sich selbst nicht in den Augen der Welt herabzusetzen und lächerlich zu machen[2].

Im August trafen die Gesandten in Heidelberg ein, von Karl Ludwig, der bisher auf Anfragen aus dem Reiche nach dem ihm am geeignetsten erscheinenden Kandidaten ausweichend geantwortet und auf göttliche Eingebung warten zu müssen erklärt hatte[3], zuvorkommend empfangen. Zwei Tage verhandelten sie mit dem Kurfürsten — dann war der Vertrag geschlossen. Es waren drückende Bedingungen, die sie aus Paris mitbrachten, und der Kurfürst beschwerte sich mit heftigen Worten über einen Vertragsentwurf, der ihm den Sitz im Kurfürstenkollegium kosten könne. Aber je mehr er sich sträubte, mit desto größerem Behagen hielten sie die Seele des Kurfürsten, der sich ihnen nicht mehr zu entziehen vermochte, an den Flügeln fest, und bedauerten nur, daß der Kardinal nicht auch an ihrer Freude theilnehmen konnte, einen deutschen Kurfürsten sich mit seinem ganzen Innern gegen französische Forderungen aufbäumen zu sehen, die er schließlich doch, wenn auch mit geringfügigen Aenderungen, annehmen mußte. Freilich, dem Bayern seine Stimme zu geben, wäre er nur um den Preis der bedingungslosen Anerkennung seines eigenen Vikariatsrechtes entschlossen gewesen; da aber die Kurfürsten, und vor allem Ferdinand Maria von Bayern, sich dessen weigerten, so kam, als Karl Ludwig sich nur ausbedungen hatte, wenn auch dem Willen des Königs gemäß zu handeln, so doch nicht verpflichtet

zu sein, stets gegen das Haus Habsburg stimmen zu müssen, ein Vertrag zu Stande, worin sich der Pfälzer verbindlich machte, bei der bevorstehenden Wahl gegen sofortige Zahlung von 60 000 Livres, weitere 70 000, die im Januar zu zahlen seien, 40 000 nach erfolgter Wahl und Waffenschutz Frankreichs gegen Habsburg und Bayern dem französischen Kandidaten seine Stimme zu geben[1].

Häßliche Weiterungen schlossen sich noch an diesen Vertrag. Den Kurfürsten drückte der Pakt, von dem selbst die Franzosen sagten, daß seit Bestehen des Kurfürstenkollegs kein ähnlicher geschlossen worden sei[2]. „Geld g i e r“, wie man dem Kurfürsten vorgeworfen, hatte ihn auf solche Einnahmequellen nicht hingewiesen: es war das Geldbedürfniß seines sich allmählich erholenden und emporsteigenden Landes. Und wer will ihm verdenken, daß auch er, wie alle andern, aus der Hand der Franzosen Gelder annahm, in einer Zeit, wo sogar in fürstlichen Instruktionen die heranwachsende Generation gemahnt war, Geld von Frankreich zwar anzunehmen, nicht aber gegen das Vaterland zu verwenden![3] Damals schien Frankreich doch immerhin in etwa als Schutz und Hort deutscher Freiheit und aus jenen Verhältnissen, nicht aus den Anschauungen unserer Tage heraus beurtheilt, wird selbst eine finanzielle Abhängigkeit von dieser Nation in milderem Licht erscheinen. Für Karl Ludwig, der Frankreich im westfälischen Frieden manches zu danken hatte und wegen der engen Beziehungen zu Bayern dem Hause Oesterreich grollte, der zudem von Breisach und Philippsburg „gleichsam umstellt“ war, erschien ein freundschaftliches Zusammengehen mit Ludwig XIV. als Pflicht und Nothwendigkeit; der brandenburgische Gesandte äußerte in dieser Zeit, daß er es dem Pfälzer nicht rathen könne, sich die Krone Frankreichs zum Feinde zu machen, zumal enge Beziehungen zu ihr auch den wenig günstigen Nachbaren der Pfalz gewisse Rücksichten auferlegten[4]. Nein — wenn zur Zeit der Kaiserwahl sich ein Fürst mit dem Empfinden des Volkes in Widerspruch setzte, so war es der neu zu wählende Kaiser selbst, der, treu der bisher befolgten kaiserlichen Politik, seine Unterstützung aus Spanien bezog, und der Haß gegen Spanien bewegte damals alle deutschen Kreise derart, daß sogar die Soldaten den Dienst unter spanischen Kommandanten verweigerten[5].

Und doch war dem Kurfürsten nicht wohl, da er sich jetzt als Mann freiwillig in seinen Entschlüssen binden ließ, wie er als Knabe und Jüngling durch den Willen anderer gebunden war; er fühlte, daß er sich zu tief eingelassen, daß er durch feste Erklärungen vor der Kaiserwahl den Bestimmungen der goldenen Bulle entgegen

gehandelt habe[1]. Er mochte empfinden, daß seine Stellung im Reiche und wenn der Habsburger, dessen Kandidatur stets mehr an Boden gewann, gewählt war, auch dem neuen Kaiser gegenüber durch die völlige Hingabe an Frankreich sehr erschwert wurde, und er bedurfte seiner nicht nur als Reichsstand, sondern auch in seinen privaten Verhältnissen. Vielleicht auch hatte er erfahren, daß man im Reiche der Ueberzeugung lebte, er habe den Franzosen die Einräumung der rheinischen Festungen zugesagt[2], und darum wurden ihm, um den noch Schwankenden auf habsburgische Seite zu ziehen, von spanischer Seite große Summen geboten — alles machte ihn bedenklich und den französischen Gesandten in Frankfurt kamen durch den kurkölnischen Minister Fürstenberg Gerüchte über die Haltung Karl Ludwigs zu Ohren, durch die sie zu ihrem Schrecken merkten, daß ihre vermeintlich festeste Stütze ernstlich wanke. Dreimal reisten sie deßhalb im Herbst 1657 nach Oppenheim, wo Karl Ludwig jagte, um ihn in seiner Abhängigkeit von Frankreich zu befestigen, aber wenn sie auch fanden, daß der Kurfürst nicht offen gegen Frankreich handeln werde, so waren doch anderseits die Bedenklichkeiten, die Karl Ludwig schon bei Unterzeichnung des Vertrages gehegt, derart verstärkt, daß nach einer heftigen Diskussion, in deren Verlauf dem Kurfürsten von den Franzosen der Vorwurf der Unwahrheit entgegengeschleudert wurde, eine Aenderung des Vertrages vorgenommen werden mußte, wenn sie den Kurfürsten nicht völlig verlieren wollten; nicht nur dann solle er die versprochenen Summen erhalten, wenn ein Nichthabsburger gewählt werde, sondern er solle nur verpflichtet sein, seine Stimme dem Kurfürsten von Bayern zu geben, wenn Ludwig XIV. es verlange.

Aber bei der festen Weigerung Ferdinand Marias, die Krone anzunehmen, selbst auf die Drohung Frankreichs hin, das bisher keinem der streitenden Kurfürsten den Vikariatstitel gegeben hatte, das pfälzische Vikariatsrecht anzuerkennen, wollte Mazarin, wenn dann doch nicht ein Kaiser nach seinem Herzen gewählt wurde, wenigstens soviel erreichen, daß dem Habsburger durch eine Wahlkapitulation die Hände derart gebunden würden, daß es gleichgültig sei, wer im Reiche die Krone trage; konnte er den Ständen ihren Kaiser nicht aufzwingen, so wollte er wenigstens in seiner Politik als Schützer deutscher Freiheit erscheinen.

So trat die Kandidatur des Erzherzogs Leopold in den Vordergrund. Er stand im Blüthenalter seines Lebens, aber der siebzehnjährige Jüngling war keine Schönheit. „Die durch die burgundische

heirath Maximilians I. in das Haus Habsburg gekommene große Unterlippe besaß Leopold in so hervorragendem Maße, wie kaum ein Habsburger vor ihm, Karl V. eingeschlossen. Als gesundes Bürschchen schilderte ihn Karl Ludwig, dessen Augen und Farbe dem Pfälzer wohl gefielen, der aber geradezu erschrak „vor der gottserbärmlich großen Gosch, nicht in die Breite, aber in die Länge", und er erschien ihm, wenn auch gescheidt, so doch gar „serieus", wozu freilich, außer der habsburgischen Vererbung auch die Erziehung durch den spanischen Großinquisitor beigetragen haben mochte, von dem eine leichte und heitere Lebensauffassung allerdings nicht zu lernen war[1]. Nur bei dem Festmahl, das seiner Krönung späterhin folgte, war er aufgeräumter, und die drolligen Sprünge des Pickelherings vermochten auch den sonst so ernsten Kaiser zu belustigen.

Für Karl Ludwig war die Zeit der Wahlhandlung eine Zeit schwerer Kümmernisse, politisch, wie in seinem privaten Leben, da gerade damals die Trennung von seiner rechtmäßigen Gemahlin und die Vermählung mit der Freiin von Degenfeld erfolgte. Politisch erregte ihn vor allem der Streit um die Ausübung des Reichsvikariats, da sich in ihm der alte Haß der beiden wittelsbachischen Linien aufs neue zu hellen Flammen entzündete. Karl Ludwig verwand nie, daß sein Haus der einstigen Würde entsetzt war, daß Bayern unerbittlich darauf bestanden und nur mit Widerstreben einer achten Kur zugestimmt hatte, der erst nach Jahren ein minderwerthiges Erzamt zugetheilt wurde. Einst, an der Spitze der weltlichen Kurfürsten stehend, war er jetzt der letzte in ihrer Reihe und nicht nur die Kurfürstin Adelaide, die persönliche Feindin des Kurfürsten, auch die kurbayrischen Gesandten, an ihrer Spitze Dr. Oexl, ließen diesen Vorrang des eigenen Hauses den Pfälzer wohl empfinden[2]. Besondere Unterstützung fand Bayern bei Sachsen, dessen Kurfürst Johann Georg II. die Abneigung seines Vaters gegen die Pfalz geerbt hatte und sich darin durch das ihm anstößig erscheinende Verhältniß Karl Ludwigs zur Freiin von Degenfeld nur noch bestärkt fühlte, obwohl auch er sich über die Trennung von seiner Gemahlin durch süße Stunden in Frankfurt zu trösten wußte[3]. Die Stadt Frankfurt hatte dem Kurfürsten von der Pfalz einen glänzenden Empfang bereitet, und der Chronist versäumt nicht, mitzutheilen, daß die Sonne hell durch düstere Regenwolken brach, als der Pfälzer Kurfürst über die Sachsenhäuser Brücke in die alte Krönungsstadt einritt.

Gleich bei seiner Ankunft kam es zu schweren Differenzen. Kurpfalz hatte schon früher die mit bayrischen Siegeln versehenen

Vikariatserlasse, die in der rheinischen Gegend verbreitet wurden, verbrennen lassen, und, um hierfür Rache zu nehmen, auch um vermeintliche Rechte doppelt nachdrücklich zur Geltung zu bringen, ließ Kurbayern in Frankfurt Patente anschlagen, durch die Karl Ludwig sich in seinen Rechten, wie in seiner Person gekränkt fühlte. Ohne Weiteres gab er nach seinem Einzug Befehl, diese Patente abzureißen, und selbst die an den Thoren des bayrischen Quartiers angehefteten wurden entfernt, zur Freude übrigens der Stadt Frankfurt, die das Anheften der bayrischen Vikariatspatente um so weniger gerne gesehn hatte, weil von ihr stets das kurpfälzische Vikariat anerkannt worden war. Ueberhaupt, das sei hier eingeschoben, duldeten die Reichsstädte im allgemeinen und im Gegensatz zu den weltlichen und geistlichen Fürsten, die sich, mit Ausnahme Brandenburgs, für Pfalz oder Bayern entschieden, das Anheften der bayrischen und pfälzischen Vikariatserlasse, da sie von einem einseitigen Vorgehen Unruhen in ihren Mauern befürchteten. Die Zwistigkeiten zwischen beiden Linien, dazu das gesteigerte Selbstgefühl des bayrischen Kurfürsten, dem von Oesterreich wie von Mainz Waffenhülfe gegen etwaige pfälzische Angriffe zugesagt war, führten in der Sitzung des 9. Mai 1658 zu jener oft geschilderten Scene, in der Karl Ludwig, erregt über das Verlesen eines Münchener Protestes gegen das Abreißen der Plakate, worin von der einst verwirkten Kur die Rede war, zuerst gegen den bayrischen Gesandten Dr. Oexl zum Degen greifen wollte, dann, durch seine Nachbarn am Gebrauch der Waffe gehindert, das Tintenfaß gegen ihn schleuderte. Oexl, der die Bewegung des Kurfürsten bemerkte, hatte sich schnell zur Seite gebogen, so daß ihn und sein Blatt nur wenig traf, desto mehr aber die ihm zur Seite sitzenden kurtrierischen Gesandten. Es war bei der feierlich schwerfälligen Ceremonie der Wahlsitzung ein unerhörter Vorfall und die anwesenden Kurfürsten dachten zunächst daran, dem Pfälzer wegen dieses Vorgehens das Stimmrecht zu entziehen, bald aber erkannten sie, daß er durch die Haltung Oexls, die früher schon vielfach ihre Mißbilligung erfahren hatte, aufs Schwerste gereizt war. Der Kurfürst von Köln, selbst ein Bayer, der ebenso wie Mainz und Trier das bayrische Vikariatsrecht ohne Weiteres anerkannt hatte, äußerte doch nachher, er habe oft daran gedacht, dem bayrischen Gesandten während des Lesens das Blatt aus der Hand zu ziehen, auch die brandenburgischen Gesandten fanden das Vorgehen Karl Ludwigs wenigstens erklärlich[1] und die Trierer waren befriedigt, als Karl Ludwig ihnen später „die Tinte mit Wein abwusch", so daß sie mit „halbem Rausch" in die

Komödie kamen, der auch Karl Ludwig, freilich nur mit Widerstreben, beiwohnte. Gleich nach dem Wurf waren beide Parteien abgetreten (mit ihnen auch die trierischen Gesandten, um die weißen Halskrausen zu wechseln), aber dem erregten Pfälzer dauerte die Berathung drinnen zu lange; ungemeldet trat er wieder in den Saal und nahm seinen Sitz ein. Nachmittags besuchten ihn die Franzosen und Karl Ludwig erklärte sich zur Entschuldigung bereit, wofern Bayern, (das übrigens nach der Tintenfaßscene doch nicht mehr so offensiv gegen Kurpfalz auftrat), das Gleiche thue. Darauf werde er beharren und nur die Meinung Schwedens, das im Vikariatsstreit stets auf seiner Seite gestanden habe und auf dessen Beistand die Festigkeit Karl Ludwigs, wie man annahm, überhaupt beruhte, könne seinen Entschluß ändern[1].

Am nächsten Tage richtete er dann einen Brief an König Leopold, in dem er gegen Bayern Beschwerde führte und um den Schutz eines Monarchen bat, der gleich ihm aus pfälzischem Blute entsprossen sei; auch die übrigen Kurfürsten, die jetzt denn doch ernstere Verwicklungen befürchteten, an denen sie durch ihre einseitige Begünstigung vermeintlicher bayrischer Rechte, nicht schuldlos waren, auch das „rechtmäßige Schmerzen" Karl Ludwigs wohl begriffen, ließen Oexl wissen, daß die bayrischen Ansprüche auf das Vikariat denn doch nicht so über allen Zweifel erhaben seien, als er sich denke[2]. Daß Frankreich und Schweden sich des hart bedrängten Pfälzers annahmen, stärkte ihn und so erscheint das Schreiben, das er nach dieser That an die Freiin von Degenfeld richtete, ruhig, wie das Schreiben eines tiefverletzten Mannes, der sich in der Aufregung zu einer hitzigen That hat hinreißen lassen und sieht, daß, wenn auch nicht die That selbst, so doch ihre Beweggründe den Beifall derer finden, deren Urtheil er schätzt. Eine Beilegung des Zwistes gelang mit Noth. Bayern wollte einen Bruch des Völkerrechts daraus machen und nahm eine so drohende Haltung ein, daß Karl Ludwig die Aemter Boxberg und Mosbach in aller Eile in Vertheidigungszustand setzen ließ. Durch Vermittlung des Kurfürstenkollegs, das auf einen drohenden Brief Karl Gustavs von Schweden hin Bayern nicht im Zweifel ließ, daß es auf seine Unterstützung bei kriegerischem Vorgehen nicht zu rechnen habe, wurde der Zwist aber friedlich beigelegt und nach gegenseitiger Entschuldigung bestimmt, daß fürderhin jeder Kurfürst, der sich Thätlichkeiten zu Schulden kommen lasse, für diese seines Sitzes und seiner Stimme verlustig gehen solle, daß anderseits aber jeder kurfürstliche Gesandte, der durch ehrenrührige Worte oder Thätlichkeiten einen Kurfürsten beleidige, selbst nicht mehr zugelassen, sein

Herr aber durch Ausschluß vom Wahlkollegium bestraft werden solle; erfolge die Beleidigung aus eigener Initiative des Gesandten, so treffe diesen eine noch schwerere Strafe.

Die Frage, die den Streit entzündet hatte, ließ Kaiser und Kurkolleg unentschieden und das sogenannte Konfirmationsdekret, durch das Leopold 1659 das Vikariatsrecht an Bayern zugestand, nachdem er übrigens die Vikariatshandlungen beider Kurfürsten genehmigt hatte, blieb offiziell unveröffentlicht und ohne Wirkung. Der Kaiser wollte ihm keinen Nachdruck geben, denn abgesehen davon, daß Kurpfalz und die protestantischen Mitglieder des Reichshofsraths überhaupt dem Kaiser das Recht abstritten, in dieser Frage einen Entscheid zu treffen, fürchtete Leopold auch, den Kurfürsten Karl Ludwig, der sich ohnehin schon hilfesuchend an Frankreich gewandt hatte, völlig in die Arme Ludwigs XIV. zu treiben. Zu Lebzeiten Karl Ludwigs wurde der Streit nicht geschlichtet. Die von manchen angeregte Einführung eines dritten Vikariates erregte doch Bedenken, und der 1671 von Neuburg gemachte Vorschlag einer gemeinsamen Führung scheiterte an dem Punkte der ausschlaggebenden Stimme. Ein Erbvereinigungsvertrag vom 15. Mai 1724 brachte vorläufige Ruhe; endgültig wurde der Streitfall erst 1777 aus der Welt geschafft, als die beiden Kurlinien wieder mit einander vereinigt wurden[1]. Im Stillen zog sich der Streit zwischen den beiden wittelsbachschen Linien noch jahrelang hin und die Hoffnungen, die Karl Ludwig zeitweilig in Frankfurt gehegt, sie bald beigelegt zu sehen, blieben unerfüllt. Er selbst betonte stets seine Zuneigung zu Ferdinand Maria, dessen „Aposteln“ er die Schuld an der fortdauernden Entfremdung gab, die seine persönlichen Gefühle zu dem Kurfürsten indeß nicht zu beeinträchtigen vermöchten.

Karl Ludwig trat in Frankfurt wenig hervor. Rauschende Festlichkeiten, wie sie damals in der Krönungsstadt, gesteigert noch durch die Messe und den häufigen Besuch fremder Gesandtschaften stattfanden, waren nicht nach seinem Geschmack und aus allen seinen Briefen jener Tage spricht eine tiefe Sehnsucht nach den stillen Waldthälern des Neckar und dem Kreise der Seinen. Das lockere Leben Frankfurts, über das er behaglich zu plaudern weiß, zog den Kurfürsten, der eben erst durch seine Vermählung mit der zur Raugräfin erhobenen Freiin von Degenfeld sich das lange entbehrte Glück friedlicher Häuslichkeit geschaffen hatte, nur wenig an. Die vielen Geschäfte und das Ceremonialtreiben in dieser den Ceremonien so sehr geneigten Zeit, ermüdeten und verdrossen ihn; frühzeitig pflegte er zur Ruhe zu gehen,

und, wie es auch in Heidelberg seine Gewohnheit war, das Erwachen des Tages zu beobachten. Mit tiefer Befriedigung aber erfüllte ihn das Ansehen und die Achtung, die er in Frankfurt genoß und mit frohem Selbstbewußtsein meldete er der geliebten Frau, daß Niemand in Frankfurt so gut aufgenommen worden sei, wie er.

Aber vorerst waren diese Streitigkeiten ihm ein willkommener Vorwand, die ihm gar zu eng erscheinende Verbindung mit Frankreich zu lockern. Lange hatten sich jetzt schon die Verhandlungen über die Wahlkapitulation hingeschleppt; im Mai 1658 drohte Leopold, dem der Aufenthalt in Frankfurt täglich 4000 Thaler kostete, und der zu „desperaten consiliis“, wie man in seiner Umgebung die Wahlkapitulation nannte, sich nicht verstehen wollte, abzureisen, was er freilich unterließ, als einer der Kurfürsten im Gespräche den Namen des Pfalzgrafen von Neuburg erwähnte; auch die übrigen Reichsstände sehnten sich bei den unerschwinglichen Kosten nach dem Ende — so waren denn auf den 13. Mai 1658 die Schlußberathungen über die so reichlich erwogene und gründlich durchberathene Wahlkapitulation festgesetzt. Es war der Tag des „großen Kampfes“, wie die französischen Gesandten ihn bezeichneten, aber guter Hoffnung sahen sie ihm entgegen, der Stimmen von Mainz, das seit Jahren den Ehrgeiz hatte, zwischen dem Kaiser, Schweden und Frankreich ein gutes Einvernehmen zu stiften, Köln, Brandenburg und besonders des Pfälzers sich versichert haltend[1]. Aber gerade dieser, auf den sie vor allem ihr Vertrauen setzten, verweigerte ihnen die Gefolgschaft, wie man sagte, durch Schweden veranlaßt, das sich von Frankreich verletzt glaubte. Zunächst forderte er von Frankreich ausreichenden Schutz gegen die fortgesetzten Bedrohungen des Kurfürsten von Bayern, dessen Haltung und Rüstungen einen Krieg zwischen beiden stammverwandten Häusern befürchten ließen. Dann auch erklärte er, das Recht, welches Frankreich in der Wahlkapitulation für sich verlange: daß der neu zu wählende Kaiser die Feinde Frankreichs nicht unterstütze, müsse in gleicher Weise auch Schweden zuerkannt werden, das damals mit Polen im Kriege lag und vor Abschluß des Wahlgeschäftes dringend die Rückberufung der kaiserlichen Hülfstruppen wünschte.[2] Die Franzosen waren sprachlos und dachten einen Augenblick daran, die dem Kurfürsten gezahlten Summen zurückzufordern, dann aber besannen sie sich und dank der großen Mittel, mit denen der Kardinal sie reichlich ausgestattet hatte, bestand auch Karl Ludwig nicht mehr auf der Forderung, den Schweden in Polen freie Hand zu lassen. Am 15. Mai kam der Beschluß über die Artikel 13 und 14 der Wahl-

kapitulation zu stande, auf Grund dessen dem künftigen Kaiser die Theilnahme am französisch-spanischen Kriege untersagt, anderseits aber auf brandenburgische Veranlassung dem französischen Könige eine gleiche Haltung der kaiserlichen Politik gegenüber zur Pflicht gemacht wurde[1].

Mit lebhaftem Unwillen vernahm Leopold von diesem Entschluß, dem er sich fügen mußte, aber erst nach langer und eingehender Berathung mit seinen Räthen nahm er die „Assistenzartikel" an. Mit Erleichterung sahen die rheinischen Kurfürsten nunmehr der Zukunft entgegen. Ihre Lande hatten lange genug unter den Wellenschlägen des spanisch-französischen Krieges gelitten und bei dem maßlosen Hasse, der im Reich gegen die Spanier herrschte, empfand man mit Befriedigung, daß nunmehr den Franzosen Gelegenheit gegeben war, gegen die erschütterte spanische Macht die letzten Schläge zu führen. War auch die Person des nunmehr ohne Widerspruch gewählten Kaisers nicht nach dem Wunsche des französischen Hofes, so konnten seine Gesandten doch in der Annahme der beiden Assistenzartikel einen für ihren König erkämpften Triumph erblicken, der von den weittragendsten Folgen begleitet sein werde.

Nunmehr beeilte sich Frankreich den seit langen Jahren durch Mainz vorbereiteten Bund mit den drei geistlichen Kurfürsten und mit andere kleineren Ständen, den sog. Rheinbund abzuschließen, der eine Wahrung des westfälischen Friedensinstrumentes bezweckte und, rein defensiver Natur, sich gegen alle Störer des Reichsfriedens wandte. Karl Ludwig trat dem Bunde nicht bei; viel lag Mazarin auch nicht daran, da er ohnehin der französischen Politik verpflichtet war, und auch die übrigen Vertragstheilnehmer bemühten sich nicht mehr sonderlich um den Beitritt des herzlich geringgeschätzten Pfälzers, nachdem er sich ablehnend geäußert hatte[2].

Kurfürst Karl Ludwig genoß wenig Ansehen im Reiche. Schon in den Zeiten der Wahlhandlung hatte er oft empfunden, daß die Stellung, die er beim Kaiser, wie am kaiserlichen Hofe und bei den kaiserlichen Ministern einnahm, eine aus Mitleid und Geringschätzung seltsam zusammengefügte gewesen ist. Es war ein eigenartiges Verhältniß zwischen ihm und Leopold, etwa so, wie späterhin zwischen Karl VI. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen, wenn auch der

Pfälzer Kurfürst persönlich Ferdinand III. wie Leopold I. weit sympathischer war, als es der polternde Preußenkönig Karl VI. je gewesen ist. Wie Friedrich Wilhelm, so hat auch Karl Ludwig sich nie von dem Gedanken losmachen können, daß die letzten Absichten des Wiener Hofes auf Zertrümmerung seines Besitzes hinzielten, und er gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß es zwischen dem Pfälzer Protestantismus und dem eifrigen Wiener Katholicismus eine Einigung nicht geben könne[1]. Wie Friedrich Wilhelm, so betonte auch Karl Ludwig mit herber Bitterkeit, daß er um des Kaisers willen die Abneigung seiner Mitstände sich zugezogen habe, und daß er dort mit Undank gelohnt werde, wo er Dank und Erkenntlichkeit mit Recht verlangen könne[2]. Der Trost freilich, den Friedrich Wilhelm in Stunden schweren Kummers aus der Gewißheit zog, daß sein Nachfolger ihn für all das Leid und Ungemach am Kaiser rächen werde — dieser Trost blieb dem Pfälzer versagt. Er sah seinen Stamm hinschwinden und fürchtete, daß nach seinem Erlöschen, wenn das erbberechtigte Neuburger Haus zur Kur gelangte, die Interessen des Kaisers und des Katholicismus mehr als die der Pfalz die Regierung leiten würden. Immer enger wurden im Laufe der Jahre die Beziehungen zwischen Wien und Neuburg; Leopold I. heirathete die Tochter des Herzogs Philipp Wilhelm, dem 1653 als einem „Herrn von großen Qualitäten" das Kaiserhaus näher getreten war, den übrigens auch Karl Ludwig schätzte, und der selbst erklärte „keine größere Ambition zu haben, als daß er, neben seiner ganzen Posterität mit J. M. und dero höchstem Hause unzertrennlich gleichsam copulirt werde"[3]. Mit seinen sieben gesunden Söhnen eröffnete er dem kaiserlichen Hofe die willkommene Aussicht, daß in absehbarer Zeit, wenn der welkende letzte Zweig der Simmern'schen Linie völlig abgedorrt war, das älteste Kurfürstenthum dem katholischen Glauben für immer zurückgegeben werde und durch die Abhängigkeit vom Kaiserhause die von den alten Kurfürsten mit solcher Hartnäckigkeit vertretene Selbstständigkeit im politischen Handeln nach innen und außen für immer einer vergangenen Zeit angehöre. War auch das persönliche Verhalten des Kaisers zu Karl Ludwig durch die Rücksicht bestimmt, die er dem älteren Reichsfürsten wenigstens öffentlich nicht versagen konnte; so sah er über den Kurprinzen hingegen mit großer Geringschätzung hinweg, um die Freundschaft mit den kommenden Herrn der Pfalz desto eifriger zu pflegen.

Rücksichten, wie der Kaiser sie auf das Alter und fürstliche Geblüt Karl Ludwigs nahm, fielen bei seinen Ministern fort und

an dem von geistlichen Strömungen durchsetzten Wiener Hofe waren die Rathgeber des Kaisers oft nur Werkzeuge in der Hand der geistlichen Fürsten, die den Pfälzer nicht achteten, wie Karl Ludwig selbst sagte, und sich nur dann um ihn bemühten, wenn es galt, „bei odiösen Sachen“ ein gut Theil der Schuld auf seine Schultern zu laden. Der Auftrag, den er später seinem Gesandten gab, am Reichstag stets als letzter seine Stimme abzugeben, hatte hierin seinen Grund.

Die heftigste Gegnerschaft bestand mit dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, dessen hochaufstrebender Ehrgeiz an den Grenzen der Pfalz eine unbequeme Schranke fand, und der sich, da Kurpfalz erniedrigt war, für manchen schweigend verbissenen Groll seiner Vorgänger gegen das mächtige benachbarte Kurfürstenthum rächen wollte. Freilich, es gab auch Zeiten, wo zwischen Mainz und Pfalz ein freundschaftlicher Verkehr möglich schien. Das Urtheil Johann Philipps über Karl Ludwig ist im Jahre 1649, trotz der Differenzen, die sich an den Wiedererwerb der Bergstraße knüpften, voller Anerkennung, wenn auch seine engen Beziehungen zu Bayern den Pfälzer zeitweilig mißtrauisch machten[1]. Noch 1652 finden wir den Mainzer als Taufpathen der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte und selbst über das Wildfangrecht, das später noch so bittere Kämpfe zwischen beiden Kurfürsten hervorrufen sollte, wurde 1653 durch einen Vergleich, in dem man gegenseitig der Rechte über die Unterthanen des andern entsagte, ein Abkommen getroffen. 1658 wurde unter Vermittlung Frankreichs dieser Vergleich erneuert, in dem Kurpfalz auf das Wildfangrecht in mainzischen Lehengütern zu verzichten erklärte, wofern Mainz ihm seine Beihilfe zur Errichtung eines dritten Vikariates gewähre. Dann aber trübten sich die Beziehungen beider, theils durch Streitigkeiten, die aus dem von beiden beanspruchten Besitz gewisser Orte und Landstriche, oder durch die Ausübung gewisser Hoheitsrechte daselbst erwuchsen dann auch durch die Mainzer Handelspolitik, durch die Johann Philipp seine verfallene Hauptstadt auf Kosten Mannheims zu heben bemüht war[2], theils und vor allem aber durch die scharfe Handhabung des Wildfangrechtes, in dessen Verfolgung Karl Ludwig sich nicht durch papierene Bestimmungen beschränken ließ, und wodurch bald ein erbitterter Gegensatz zwischen beiden hervorgerufen wurde. Es kam hinzu, daß das dritte Vikariat nicht errichtet wurde, und der Groll über den Verlust der Bergstraße noch immer an ihm nagte. Nur mit Widerstreben hatte er einst darein gewilligt, es empörte ihn stets von neuem, Mainzer Zoll-

stätten vor den Thoren Heidelbergs zu sehen und offen beschuldigte Karl Ludwig den Mainzer, daß er sich den Erwerb gewisser Theile der Bergstraße durch den Diebstahl zahlreicher Akten aus den Pfälzer Archiven im Laufe des Krieges erschlichen habe — ein Vorwurf, den er in gleicher Weise auch gegen den Bischof von Speyer erhob[1].

Er war ein stolzer Herr, dieser Johann Philipp von Schönborn, durchdrungen von der Erinnerung an die großen Tage der Mainzer Erzbischöfe und Kurfürsten, und das Herz schlug ihm höher, wenn er im Dome zu Mainz vor den Grabmälern Siegfrieds III. und Peters von Aspelt stand und dort die steinernen Gestalten seiner großen Vorgänger sah, umgeben von den knabenhaften Erscheinungen der deutschen Könige, die ihnen die Erhebung auf den Thron verdankten. Und diese Macht vergangener Zeiten wollte er nicht nur wiederherstellen, sondern auch ausbreiten, er wollte neben dem achtzehnjährigen Jüngling, der jetzt die Krone trug, nicht zur schemenhaften Gestalt eines Reichsstandes herabsinken, den man heranzog oder bei Seite schob — je nach Bedürfniß und Laune. Durch die Stiftung des Rheinbundes hatte er gezeigt, daß er durch die Grenzen des Reiches nicht auch seine politischen Pläne begrenzen ließ, aber noch weiter schweifte der Phantasmus seiner Gedanken, als ihm der Vorschlag einer engen Handelsvereinigung mit Frankreich zukam und er bereits von Mainz, als dem Mittelpunkte des deutschen Colonialhandels hoffnungsselig träumte[2]. Daß ein solcher Mann auch im Innern des Reiches seine Macht zur Geltung zu bringen suchte, ohne sich sonderlich um Reichssatzungen und Verfassungsbestimmungen zu kümmern, kann nicht Wunder nehmen und besonders die Führung der Reichstagsgeschäfte, die Kurmainz zustand, gab unausgesetzt Anlaß zu heftigen und bitteren Klagen. Es ist gut deutsche Art, Mißstände zu erkennen, sich aber durch tausend Rücksichten bei den Versuchen, sie abzustellen, beeinflussen zu lassen. So blieb auch Karl Ludwig ohne sonderliche Unterstützung, als er im Jahre 1663 den Antrag stellte, die Rechte des kurmainzischen Direktoriums genau zu umschreiben und festzulegen. Keiner der größeren Reichsstände hatte den Muth, dem Pfälzer auf diesem Wege zu folgen; keiner wollte den Groll des Mainzers herausfordern, (einige wie Trier und Köln waren ohnehin durch das Bündniß mit Mainz an entschiedenerem Vorgehen gehindert), und so wurde der mannhafte Entschluß gefaßt, die Sache eingehender zu besprechen, und unterdeß dem schwer Bedrängten zu überlassen, sich gegen die Uebergriffe des Mainzers, die er sich bei den Reichstagsverhandlungen gerade gegen Kurpfalz mit besonderer Vorliebe erlaubte, zu schützen,

so gut er eben konnte[1]. Schon auf dem Frankfurter Wahltage, bei der Tintenfaßscene, warf Karl Ludwig nicht mit Unrecht dem kurmainzischen Gesandten Parteilichkeit vor, weil er ohne Einspruch die bayrischen Schmähungen gegen Kurpfalz geduldet habe; von den damaligen geheimen gegen Kurpfalz gerichteten Allianzverhandlungen mit Bayern wußte er freilich nichts. Fast jedes Jahr brachte Gelegenheit, dem Gegensatz beider Stände neue Nahrung zuzuführen. Da wurde denn auch die persönliche Entfremdung beider Kurfürsten eine stets tiefere, die sich in einem unerhört heftigen Briefwechsel und in einer Politik der Nadelstiche zeigte. Die Gegner Karl Ludwigs konnten in Mainz stets auf Entgegenkommen und Unterstützung rechnen, nichts aber hat ihn tiefer berührt, als daß Rupprecht auf der Rückkehr aus der Pfalz und von Heidelberg, wo ihm Eintritt und Aufenthalt auf Befehl des Bruders versagt war, gerade in Mainz gute Aufnahme und in Johann Philipp einen Fürsten gefunden hatte, mit dem er sich in der Verurtheilung seines Bruders einig fühlte[2].

Nun ist zuzugeben, daß Karl Ludwig seine Pläne zur Wiederaufrichtung der Pfalz mit harter Entschlossenheit durchzusetzen suchte, unbekümmert, ob er auf die wahren oder auch nur vermeintlichen Rechte anderer stieß, und es sei hier gleich bemerkt, daß das vielumstrittene Wildfangsrecht den Nachbarn dadurch zur schweren Plage wurde, daß an einzelnen Orten alle oder fast alle Bewohner Pfälzer Leibeigene waren, für die Karl Ludwig Musterung, Steuer, Geleit und dergl. in Anspruch nahm. Gleich nach Antritt seiner Regierung hatte er im ganzen Lande nach hergebrachten Rechten und Bräuchen Umfrage halten lassen, besonders bei alten Leuten, die sich der Zustände noch vor dem großen Kriege erinnerten (ähnliches geschah übrigens auch in anderen deutschen Landestheilen), und was auf solche Weise gefunden war, sollte durchgeführt werden, gleichviel ob die Nachbarn Einsprache dagegen erhoben[3]. Daß ihm gerade Mainz dabei ein so scharfer Gegner wurde, mochte Karl Ludwig doppelt empören, da Johann Philipp schon als Bischof von Würzburg im Streite mit der kleinen Stadt Kitzingen und später in der Niederwerfung Erfurts zur Genüge gezeigt hatte, daß auch er seine landesherrlichen Rechte ohne Rücksicht auf andere wohl zu schützen wisse. Die Bewahrung manches dieser alten Rechte, insbesondere das Wildfangrecht, war zudem mit so großen Einnahmen für die Pfalz verknüpft, daß schon das Interesse des Staates ein Nachgeben oder leichtes Verzichten darauf verbot. Diesen Gesichtspunkt ließen zwar auch die Gegner nicht außer Betracht, und als später in Heil-

bronn der Wildfangstreit durch gütliche Verhandlungen beigelegt werden sollte, da erboten sie sich gegen Erlegung einer Geldsumme dieses Recht, das man als solches gelten lassen wollte, dem Kurfürsten abzukaufen. Ein solcher Vorschlag erregte den verbitterten Mann furchtbar. Was er besaß, war ja wie aus Schiffbrüchen zusammengerettet, und mit jedem Tage glaubte er klarer zu sehen, daß die dreißig Kriegsjahre nicht nur das Land seiner Väter geschmälert und ihm, wie er selbst sagte, die Flügel gekürzt hatten, sondern auch dazu benutzt waren, die der alten pfalzgräflichen Würde anhaftenden Rechte für erloschen und in den Besitz derer übergegangen zu erklären, denen die von Kurpfalz abgetrennten Stücke zugetheilt worden waren. Er aber war entschlossen, gegen Unrecht und Verachtung sich zu wehren, so weit es anging, und er fürchtete den Kampf nicht, den er um sein Recht führen mußte. Gerade solche „höckerichte Sachen", wie man sie in Wien nannte, sollten seine Stellung und sein Ansehen unter den Reichsfürsten befestigen, denen er dadurch zeige, daß nicht auf dem Besitz von Land und Leuten, sondern auf der Wahrung althergebrachter Rechte der „Glanz und Splendor" eines Fürsten beruhe[1]. Freilich in Wien theilte man diese Anschauung nicht und sah die Entschiedenheit des Kurfürsten nicht gerne, er aber ließ dem Kaiser vorstellen, daß er auf Einnahmequellen sehen müsse, wenn er nicht bei den hohen Reichsabgaben Gefahr laufen wolle, daß seine Unterthanen wieder von dannen zögen und er selbst aus gänzlichem Mangel an Mitteln zum kleinen unscheinbaren Pfalzgrafen herabsinke[2]. Aber trotz diesem so sehr in den Vordergrund gerückten Finanzpunkte war er doch nicht geneigt, seine Würde darüber verkümmern zu lassen. Darum wies er den Vorschlag, das Wildfangrecht gegen eine Geldsumme zu verkaufen, weit von sich: es handle sich hier um ein „uraltes und rares regale" von Kurpfalz, das an die alte glanzvolle Stellung der Pfalzgrafen bei Rhein gemahne und für ein so gemeines Ding, wie Geld, „so man auch mit einer reichen Kaufmannstochter haben könne", nicht zu veräußern sei[3].

Seit Jahren hatte sich so der Streit um die Wildfänge hingezogen, eine Kommission, die 1654 von Reichswegen zur Prüfung eingesetzt worden war, aber ohne sonderlichen Erfolg arbeitete, hatte Karl Ludwig überhaupt nicht anerkannt, da Mainz auf unehrliche Weise die Stimmen gefälscht habe, durch die es zu diesem Beschlusse gekommen sei. Der Streit war um so giftiger geworden, weil in den Zeiten des großen Krieges weder Spanien noch Bayern im Besitze der Pfalz die Ausübung dieses Rechtes beansprucht hatten

und sich in den Kreisen der zunächst betheiligten Nachbarn und auch in Wien der Gedanke festzusetzen begann, daß der Wildfangstreit ein Vorwand für Kurpfalz sei, um in den Gebieten der benachbarten Stände religiöse oder territoriale Aenderungen im Widerspruch und zu eigenmächtiger Ausdehnung des Friedensinstrumentes vorzunehmen[1]. Zum offenen Kampfe kam es indeß erst, als im Jahre 1663 Johann Philipp von Mainz vom Wormser Domkapitel zum Bischofe gewählt wurde, um den pfälzischen Uebergriffen endlich einmal mit Entschiedenheit zu begegnen. Gerade Worms hatte unter der Ausübung des Pfälzer Wildfangrechtes am meisten zu leiden, und umsonst waren die Bemühungen Karl Ludwigs, die Wahl Johann Philipps unter Hinweis auf seinen geradezu gefahrdrohenden Machtzuwachs zu hintertreiben; er sah voraus, daß ein Johann Philipp sich weigern werde, auf Grund eines Vertrages von 1587, wie es altes Herkommen war, die Pfalz in allen ihren Rechten in Wormser Gebiet zu bestätigen und zu schützen[2].

Die Befürchtungen Karl Ludwigs waren nicht unbegründet, denn Johann Philipp rüstete zu einem förmlichen Kriegszuge gegen Kurpfalz und bemühte sich, obwohl er in dem schon erwähnten Vertrag von 1653 versprochen hatte, wegen der Wildfangfrage keinerlei Bündnisse gegen Karl Ludwig einzugehen, eine Vereinigung der benachbarten von der Ausübung des Wildfangrechts betroffenen Stände zu bilden, die, nichts von Besprechungen und Verträgen hoffend, mit Waffengewalt das unzeitgemäß gewordene Recht des Pfälzers bekämpfte. Karl Ludwig hatte sich schon vor Abschluß dieser Coalition auf den Krieg vorbereitet, den man gegen ihn begann[3]. Auf ein Jahr wurden alle Orte verproviantirt, die bedrohte Landbevölkerung fand in den Städten Schutz, für jeden verbrannten und zerstörten Ort sollte an feindlichen Orten Rache genommen werden, mit Ausnahme derer, in denen kurpfälzische Wildfänge wohnten. Die vorhandenen Befestigungen bis zu den Kirchhofmauern wurden untersucht, die Waffenfähigen von alten Offizieren, die noch den großen Krieg durchkämpft hatten, im Gebrauch der Waffen ausgebildet[4]. Es war freilich nicht der Wildfangstreit allein, der solche außerordentliche Maßnahmen erforderte. Fern in Ungarn war der Türkenkrieg ausgebrochen, ein „nachdenklicher Kometstern" hatte wie einst zu Beginn des dreißigjährigen Krieges die Gemüther erregt und ängstliche Landesherren, wie etwa Eberhard III. von Württemberg, ließen gegen ihn öffentliche Gebete halten. Aber auch in Kurpfalz läutete um Mittag die Türkenglocke und jeder, der sie hörte, ob er nun zu Hause oder draußen

auf dem Felde war, sollte niederknieen und gegen den türkischen Bluthund ein frommes Gebet sprechen. Allenthalben im Reiche wurde die Türkensteuer ausgeschrieben (die Karl Ludwig noch für seine eigenen Kriegsbedürfnisse bis 1670 forterhob) und bedenkliche Gerüchte über die Annäherung der „Söhne des Teufels" durchschwirrten das südliche Deutschland[1]. Im September 1663 rüsteten die Stuttgarter sich schon zur Flucht, auch in der Pfalz sprach man davon. Nur eine Natur, wie Karl Ludwig, die sich überall verfolgt glaubte, konnte in dem Türkenschrecken, der ganz Süddeutschland ergriffen hatte, einen Anschlag gegen Kurpfalz erblicken. Wie er den Wildfangstreit nur deßhalb vom Zaun gebrochen glaubte, um den für die Pfalz so nöthigen Menschenzuzug durch Kriegsunruhen zu verhindern, so sah er auch in den Gerüchten von der Annäherung der Türken nur eine Ausstreuung von Pfaffen und sonstigen Feinden seines Landes, die die bereits ansässig gewordenen Unterthanen zur Flucht zu veranlassen suchten. Strenge Strafen verfügte er daher gegen jeden, der solche Erzählungen weiter verbreitete, die Behörden sollten in Wort und Schrift aufklärend und beruhigend wirken und er ließ einigen Beamten, die vor dem Türken, der noch hundert Jahre vorher von den Pfälzern als Sinnbild der Großmuth auf Grabsteine gemeißelt wurde, gar zu ängstlich gewesen waren, seinen Unwillen empfindlich fühlen[2].

Nicht vor den Türken, vor anderen ungewünschten Gästen hatte Kurpfalz sich zu schützen. Als Mitglied des Rheinbundes sandte Ludwig XIV. dem Kaiser zur Unterstützung eine Truppenabtheilung nach Ungarn, die dieser, wenn auch ungern, annehmen mußte. Für Kurmainz bot sich hier wieder eine willkommene Gelegenheit zur Bethätigung freundnachbarlicher Gesinnung. Ohne daß die von dem Durchmarsch französischer Truppen betroffenen Stände, in erster Linie Kurpfalz, benachrichtigt wurden, war zwischen Ludwig XIV. und Johann Philipp der von den Truppen einzuschlagende Weg festgesetzt worden. Karl Ludwig konnte in der Wahl des Weges, gegen den er am Reichstag vorsichtig protestiren ließ, um so mehr einen Ausdruck mainzischer Gehässigkeit erblicken, als Frankreich bei Breisach eine Brücke besaß, über die der kürzeste Weg nach Ungarn geführt hätte, während die Forcirung des Ueberganges bei Philippsburg, auch abgesehen von der Last, die dadurch den pfälzischen Landen erwuchs, eine selbständige Erweiterung des westfälischen Friedensinstrumentes bedeutete[3]. Aber so sehr auch Karl Ludwig sich über die „Kälbereien" verdroß, womit die durchziehenden Franzosen die

einfachen Verhältnisse der allmählich sich emporringenden Pfalz betrachteten und so groß auch seine Sorgen über die privaten Neigungen besonders der vornehmen Herren waren, so durfte er doch nicht wagen, ihnen auf ihrem Durchmarsche Schwierigkeiten zu bereiten. Da glaubte er denn, wenn er den Offizieren die Amtsvorstände als Ehrenwache beigab und die Soldaten von freiwilligen Compagnien geleiten ließ, mit dem Scheine der Ehrung zugleich eine Wahrung seiner Interessen zu verbinden, aber die Franzosen hatten für Ehrenwachen mit geladenen Gewehren wenig Verständniß und die Amtsvorstände beschwerten sich heftig bei dem Kurfürsten, daß man sie als gewöhnliche Polizeidiener betrachte und demgemäß behandle[1]. Das war es, was den Pfälzer niederdrückte, daß er alle Uebergriffe von Mainz wie von Frankreich schweigend hinnehmen mußte, und die Reichsstände seinen Beschwerden jede Gefolgschaft verwehrten. Er selbst konnte nicht wagen, die Abneigung Ludwigs XIV., dadurch hervorzurufen, daß er den Antrag einer festeren Umschreibung der Stellung Frankreichs zum Reiche öffentlich stellte und selbst von den entfernter liegenden und dadurch vor Frankreichs Rache geschützteren Ständen wollte sich Niemand dem Unwillen Ludwigs XIV. aussetzen. Es war eine schmerzliche Erfahrung für ihn, die auch viele Sorgen für die Zukunft in sich barg, als er sah, daß das Reich dem französischen König in seinen sich stets erweiternden Ansprüchen Entgegenkommen zeigte, statt Abwehr, und sich der Gefahr verschloß, die in der Unterstützung der Feinde von Kurpfalz, insbesondere Lothringens, lag; daß es nicht erkennen wollte, wie der Streich, wenn er erst Kurpfalz getroffen, nicht vereinzelt bleiben werde, sondern daß sein Land nur einen Stützpunkt für Ludwig XIV. bilde, um dann weiterzuschreiten und aus deutschen Reichsständen französische Unterthanen zu machen[2]. Als Verrath an der deutschen Sache erschien ihm daher das Verhalten des Kurfürsten von Mainz, der den französischen König von seinem Zuge gegen Erfurt in Kenntniß gesetzt und Truppenhülfe angenommen hatte, die dieser ungesäumt ihm zusandte. Zum zweitenmale lag dabei die Last der Durchmärsche auf der Pfalz und vergeblich suchte der verzweifelnde Kurfürst im Reich Genossen zu sammeln, um die Erfurter Sache dem Spruch des Kaisers zu unterbreiten, vergebens auch rechnete er auf die mit der selbstherrlichen Haltung des Kurfürsten unzufriedenen Domkapitel von Würzburg und Mainz, mit deren Hülfe er die politischen Pläne und Absichten Johann Philipps zu durchkreuzen und zu hemmen suchte[3]. Mit Behagen sah dieser den Windungen des Pfälzers zu und freute sich

herzlich über den ohnmächtigen Zorn Karl Ludwigs, als er die aus Erfurt und Ungarn zurückkehrenden mainzischen und französischen Reiter, jeden Augenblick zum Losschlagen bereit, an den Pfälzer Grenzen und theilweise in Orten einquartiren konnte, in denen Worms und Pfalz gemeinsame Rechte hatten. Nur durch Geldforderung glaubte Karl Ludwig, der alle anderen Mittel erschöpft hatte, bei den Domstiftern auf die kriegerischen Neigungen ihres Erzbischofs, die sie nur ungern sahen, einwirken zu können und so übersandte er ihnen eine wohlausgerechnete Schadenersatzforderung für die Durchzüge der mainzischen Truppen; er sah hierin auch das einzige Mittel noch, Protest zu erheben gegen die schwere Unbill, die er in den letzten Jahren erfahren. —

Zur Zeit, da Mainz die Stadt Erfurt „reducirte", und Karl Ludwig vor den Anschlägen Johann Philipps und des heimathlosen, unruhigen Herzogs von Lothringen in steten Sorgen lebte, tagte in Regensburg der Reichstag, der von nun an nimmer auseinanderging, sondern zusammenblieb bis das morsch gewordene römische Reich deutscher Nation in Schutt und Moder dahin sank. Noch unter Ferdinand III. hatte er 1656 einberufen werden sollen, aber der Kaiser hatte seit Jahren den Weg der Sonderverhandlungen mit den einzelnen Ständen, besonders mit den Kurfürsten, vorgezogen. Er fand darin Entgegenkommen bei den Kurfürsten selbst, und Brandenburg regte damals, freilich vergeblich, den Gedanken eines kurfürstlichen Kollegialtages an, um die dem Reichstage vorzutragenden Punkte schon im Voraus zu berathen[1].

Nicht nur politische, auch wirthschaftliche Gründe machten einzelne der Stände dem Reichstage abgeneigt. Das westfälische Friedensinstrument hatte den Gliedern des Reiches politisch eine solche Bewegungsfreiheit gegeben, daß das Reich als Ganzes neben den Sonderbünden zurücktrat, während die Kosten, die der Unterhalt einer Reichstagsgesandtschaft und die Repräsentation nach außen erforderten, den noch immer unter den Nachwirkungen des Krieges leidenden Landesfürsten Lasten auferlegte, die als unnütze Ausgaben besonders von Karl Ludwig schwer empfunden wurden; es gab Zeiten, wo in Kurpfalz eine besondere Legationssteuer erhoben wurde.

Das Loos der kurpfälzischen Gesandtschaft in Regensburg war kein beneidenswerthes[2]. Die Gelder, die für den Unterhalt des Reichstagsgesandten Borcke bestimmt waren, gingen nur langsam ein, wenn der Kurfürst nicht derartige Gesuche seines Gesandten aus Mangel an Mitteln überhaupt unbeantwortet ließ; monatelang blieb

er den Hauszins schuldig und mußte sich zu seinem größten Unbehagen oftmals mahnen lassen, ohne zahlen zu können, da seine Miethschulden leider nicht seine einzigen Schulden waren. Um Ersparnisse zu machen erklärte der Kurfürst es daher für wünschenswerth, den Koch der Gesandtschaft zu entlassen und fürderhin um einen mäßigeren Preis die Mahlzeiten im Wirthshause einzunehmen. Wenn der Gesandte in der Oeffentlichkeit zu erscheinen hatte, so vermochte er ein Gefühl der Beschämung nicht zu verwinden. Der kurpfälzische Gesandtschaftswagen, auf dessen Tritt schlechtgekleidete Lakaien standen, drohte bei jedem Stoß in den holperigen engen Gassen der alten Reichsstadt aus den Fugen zu gehen, die Pferde waren alt und schwach, so daß der Gesandte in einem Bericht an den Kurfürsten einst seiner Befürchtung Ausdruck gab, sie möchten bei einer seiner Auffahrten zusammenbrechen, um nimmer wieder aufzustehen. Neue konnte er nicht kaufen, denn der Preis von hundert Thalern schien unerschwinglich und die alten Pferde wollte Niemand auch nur für die geringste Theilzahlung annehmen. Selbst der Wein fehlte dem aus so weingesegnetem Lande kommenden Gesandten, der nicht nur sein eigenes kümmerliches Dasein zeitweilig durch einen guten Trunk würzen wollte, sondern auch einen guten Weinkeller für empfehlenswerth hielt, um andere Gesandte während politischer Verhandlungen dadurch zu „caressiren" und bei ihnen für Kurpfalz einen guten „Effect zu erzielen". Und als Karl Ludwig einst einer Reihe fremder Gesandten „Verehrwein" geschickt hatte, schrieb Borcke traurig nach Heidelberg: „Es wäre mir lieb gewesen, daß vor Ihre Churfstl. Dchlcht. Gesandtschaft auch nur ein einziges Faß Bacharacher Wein wäre mitgeschicket worden, welches wenig würde außgetragen haben. Ich wünsche, daß ich einmal von hier würde erlößet werden," fügte aber bald darauf ahnungsvoll hinzu: „Wir kommen hier schwerlich von einander, wofern uns der Tod nicht scheidet".

Im Vordergrunde der diesmaligen Reichstagsverhandlungen stand die Erledigung der Türkenfrage, die auch die Berufung des Reichstages erforderlich gemacht hatte, da die Bemühungen des Kaisers wie des Kurfürsten von Brandenburg, von den Fürsten Unterstützung gegen die Türken zu erhalten, ohne den Reichstag zu berufen, gescheitert waren[1]; es sollte dadurch zugleich dem schon jahrelang sich hinziehenden Streite über Verlegung der Reichsdeputation von Frankfurt nach Regensburg ein Ende gemacht werden, die 1655 zur Ausführung der Friedensbestimmungen über den kirchlichen Rechts- und Besitzstand zusammengetreten war. Die Größe der Türkenfurcht ließ sich aus dem schleppenden

Gange der Verhandlungen nicht erkennen, bei denen jeder der Reichsstände aus seiner Beistimmung besondere Vortheile herauszuziehen und die Sorge Leopolds um seine bedrohten Erblande für sich selbst nutzbar zu machen suchte. Nicht alle Stände dachten wie Karl Ludwig, der dem kaiserlichen Vorschlage gemäß zunächst die Türkenfrage erledigt und jedes Privatinteresse, wie es auch in der Forderung einer ständigen Wahlkapitulation zum Ausdruck gelangte, vor den Bedürfnissen des Reiches zurückgestellt wissen wollte. Den Mainzer Vorschlag, zugleich mit der Türkenhülfe die Reichssekuritätsfrage zu verhandeln und ein stehendes Heer für das Reich einzuführen, lehnte er ab. Die Begründung: „zur Abwehr gegen innere und äußere Feinde" machte ihn bedenklich. Ganz abgesehen davon, daß er mit dem inneren Feind selbst gemeint zu sein fürchtete, wollte er auch die einmalige Türkenhülfe scharf von einer Reichsdefension getrennt wissen. Er meinte ganz richtig, daß es bei einer guten Regierung keine inneren Feinde, wie die Phrase lautete, geben werde und bemerkte, kommende Zeiten voraussehend, daß durch ein stehendes Heer das Regiment im Reiche leicht ein militärisches werde und es nicht von Vortheil sei, wenn die Reichsregierung mit militärischen Anschauungen durchsetzt sei[1].

So wurden denn vorerst die Verhandlungen des Reichstages auf die Türkenhülfe beschränkt, aber es gelang der kaiserlichen Politik nur mit Mühe, von den hadernden und zankenden Ständen endlich eine nicht gerade übermäßige Geldhülfe von fünfzig Römermonaten zu erhalten. Die von Bayern und dem Rheinbunde angebotene Volkshülfe, auf die besonders Frankreich drängte, um das zu werbende Heer nicht völlig in die Hand des Kaisers, als seines einzigen Herrn zu geben, hatte der kaiserliche Hof zwar zunächst abgelehnt, griff aber doch dankbar darauf zurück, als die Gefahr größer wurde[2].

Vergeblich hatte Karl Ludwig den auf ihn entfallenden Theil der Türkensteuer unter Hinweis auf die Lage seiner Pfalz zu vermindern gesucht, er mußte sich gefallen lassen, daß man aus dem Wiederaufbau Mannheims hämisch einen Rückschluß auf den guten Stand der Pfälzer Finanzen zog und sein Einwand, daß der Pfälzer Unterthan zum Aufbau der Stadt nichts beitrage, war in den Augen seiner Gegner ebensowenig stichhaltig, wie seine Erklärung, daß er keine Truppen abgeben könne, weil er, von Jedermann „gezwackt", sie im Dienste des eigenen Gebietes gebrauchen müsse[3].

Und gerade jetzt begann Mainz, in erster Linie mit Lothringen verbündet, ihn gründlich zu „zwacken". Es war mehr, als der bloße Wild-

fangstreit, was den Herzog von Lothringen auf Seite des Mainzers und gegen Kurpfalz führte. Von Frankreich fortwährend belästigt, hatte Herzog Karl Anschluß an Kurpfalz gesucht, ohne indeß bei dem Kurfürsten die Freundschaft zu finden, die er erstrebte.

Es ist leicht, die hassen zu lernen, um deren Freundschaft man vergebens geworben. Doch waren es neben den persönlichen auch politische Gründe, die den Herzog von Lothringen den pfälzischen Gegnern zuführte. Denn nur ungern wollte er sein Heer entlassen, das drückend auf seinem eigenen Lande lag und er suchte Beschäftigung für seine gefürchteten Reiter, die er in einem Kleinkriege gegen Kurpfalz zu finden hoffte[1]. Enge freundschaftliche Beziehungen hatten einst zwischen Pfalz und Lothringen bestanden. An dem Herzog hatte der Winterkönig einen ehrlichen und treuen Freund, (er hatte deren nicht viele), und es war unrecht, wenn Karl Ludwig das rastlose Wirken dieses Mannes im Dienste seines Vaters durch den Hinweis auf den geringen Erfolg seiner Mühen herabwürdigte[2]. Nicht immer hatte er so herb über ihn geurtheilt; in Erinnerung an die selbstlose Freundschaft, die er seinem Vater bewiesen, hatte er ihn 1651 zum Taufpathen des kleinen Kurprinzen gewählt, und als später die kriegerischen Stürme der sechziger Jahre vorübergebraust waren, als die Gewaltthat Ludwigs XIV. das Herzogthum Lothringen Frankreich einverleibt und den greisen, fast siebzigjährigen Herzog wieder zum fahrenden Manne gemacht hatte, da reichten sich Beide versöhnend die Hände und die Rastlosigkeit, mit der sich der Lothringer einst des Winterkönigs angenommen, vergalt ihm der Sohn durch die Verwendung für den landflüchtigen Herzog bei Kaiser und Reich.

Noch aber trennte bitterer Haß die beiden Häuser, der sich an die Ausübung des Wildfangrechtes in der während des Krieges an Lothringen gekommenen Grafschaft Falkenstein knüpfte. Da war es für den Herzog eine erwünschte Gelegenheit, als auch er zur Unterstützung des Mainzer Kurfürsten in seinem Vorgehen gegen Erfurt Truppen werben konnte. Solange die Lothringer dort beschäftigt waren, fanden am Rhein und an den Grenzen der Pfalz nur kleinere Plänkeleien statt, erst seit die zurückkehrenden Truppen ebenfalls dort einquartirt waren, wurde die Lage für Karl Ludwig ernster. Es bedurfte nur eines Anstoßes, um die lange drohenden Zwistigkeiten zum Ausbruche kommen zu lassen. Er fand sich leicht. Ladenburg, ein befestigter Ort in der Nähe Heidelbergs, dessen Werke jetzt aber ziemlich verfielen, war im Friedensinstrument dem Kurfürsten von der Pfalz und

dem Bischof von Worms zu gemeinsamem Besitz übergeben worden. Einst war der kleine Ort von Worms an Pfalz verpfändet gewesen, und nur die auf diesen Pfandbriefen beruhenden, nicht aber die aus Herkommen und Gebrauch hergeleiteten Rechte wollte Johann Philipp jetzt dem Kurfürsten Karl Ludwig zugestehen. Als der Pfälzer nun die Befestigungen auszubessern begann, erhoben sich Differenzen, die Mainz kurzer Hand dadurch erledigte, daß es die kurpfälzischen Thurmwächter aus Ladenburg vertrieb und mit Hülfe der Lothringer den Ort für sich beschlagnahmte. Nicht allein dem Pfälzer erschien diese Gewalthat als eindringliche Warnung, auch am Reichstag fanden seine Beschwerden Widerhall und die evangelischen Ständegesandten richteten am 12. Juli 1665 an den Kaiser die Bitte, einzugreifen, ehe aus diesem glimmenden Funken ein alles verzehrendes Feuer werde. Gegenüber den im Konföderationsrezeß vereinigten Fürsten erschien Karl Ludwig sich vereinsamt und sah sich nach auswärtiger Hülfe um, die ihm in erster Linie von Schweden geboten werden zu können schien. Blind vertrauend und mit offener Seele hat er sich den Schweden nicht hingegeben. Die Unterstützung, die sie dem Bischof von Münster in seinen Fehden gegen die Stadt Münster und dem Kurfürsten von Mainz bei der Reduktion Erfurts geleistet hatten, das dankbare Mahnschreiben des Mainzers an die Stadt Bremen, sich in ihrem Kampf gegen die Krone Schweden ohne Widerstand zu fügen, hatte ihn irre gemacht an der Ehrlichkeit der Schweden in ihrer Theilnahme für das evangelische Wesen in Deutschland[1]. Aber wenn er sah, wie man am kaiserlichen Hofe und beim Kammergericht seine Gegner begünstigte, bangte er vor den Folgen einer völligen Vereinsamung und er wollte trotz allem Mißtrauen doch nicht glauben, daß gerade diese Krone, die so viel für die Wiederherstellung der Pfalz gethan, ihn seinen größten Feinden, dem Kurfürsten von Mainz und der mit ihm verbündeten rheinischen Geistlichkeit überliefern werde[2]. Die Antwort des schwedischen Residenten in Regensburg, der ihn auf Brandenburg verwies, als den einzigen Stand, der im Reiche etwas zu leisten und durchzusetzen vermöge, befriedigte ihn um so weniger, als der Schwede auch mit Mainz in Verhandlungen stand. Unwillig warf ihm Karl Ludwig hin, daß er um thätige Hülfe in diesem „Pfaffenkriege", nicht um Rath gefragt habe; wozu auch in so schwerer Zeit, wo das Schicksal der Pfalz auf dem Spiele stehe, vieles Reden dienen solle! Da meinte der staatskluge Schwede, daß offenkundige Freundschaftsbeziehungen zu Schweden und Brandenburg wohl manchen von gewaltthätigem Vorgehen gegen Kurpfalz abhalten würden, und

daß für Schweden die Erhaltung der Pfalz ein eigenes Lebensinteresse bilde. Zugleich aber solle er auch mit Frankreich anknüpfen, denn wie Schweden, so habe auch Frankreich ein Interesse daran, Kurpfalz zu „conserviren", daß der geistliche und damit der kaiserliche Einfluß am Rhein nicht zu stark werde und der Boden bereitet sei für die Zukunftspläne beider Mächte.

Es durften dabei freilich die gespannten Beziehungen zwischen Pfalz und Frankreich nicht bestehen bleiben. Seit der schwankenden Haltung bei der Wahl Leopolds I. hatte sich in Frankreich gegen Karl Ludwig ein Mißtrauen herausgebildet, das neue Nahrung erhielt, als der Kurfürst unter dem Vorwande, bei der Krone Frankreichs den Schutz nicht gefunden zu haben, den er einst erwartet hatte, sich im Jahre 1660 weigerte, den zu Ende laufenden Vertrag zu erneuern und dem Rheinbunde beizutreten. Ungeachtet der Sendung eines eigenen französischen Gesandten schloß er mit Kurbrandenburg eine Defensivallianz, von der er trotz aller Drohungen und Versprechungen Frankreichs nicht mehr zurücktrat. So hatte sich im Reiche gegen die im Rheinbunde vereinigten, unter französischem Protektorat stehenden Stände eine zweite Koalition gebildet, die durch engen Anschluß an den Kaiser die Absichten der französischen Politik im Reiche zu durchkreuzen vermochte, zumal wenn noch andere Stände dieser Vereinigung beitreten sollten. Das war im Jahre 1661 gewesen; seit jener Zeit aber hatten sich die Beziehungen zwischen Brandenburg und Karl Ludwig durch die ziemlich einseitig zu Gunsten der Kurfürstin geführten Versöhnungsversuche Brandenburgs in der pfälzischen Ehescheidungsfrage gelockert, und das Gefühl, auch in dem Wildfangstreit bei Brandenburg nicht den erwarteten Schutz gefunden zu haben, machte ihn dem schwedischen Vorschlage einer Annäherung an Frankreich geneigter, um dadurch eine Annäherung an Brandenburg vermeiden zu können.

Wer dem Untergange nahe ist, prüft nicht lange, wessen Hand ihm das Rettungsseil zuwirft, und wenn Karl Ludwig trotz des ihm drohenden Verderbens mit dem sofortigen Anschluß an Frankreich noch zögerte, so mag daraus seine oft verkannte deutsche Gesinnung erhellen. Denn nahe genug war ihm die Versuchung getreten.

Willig hatte sich ihm der Schwede zum Vermittler angeboten und hinzugefügt, daß die schwedische Regierung Sorge tragen werde, das Haus ihres Königs nicht beschimpfen zu lassen[1]. Karl Ludwig schwankte. Er fühlte sich doch zu sehr als deutscher Fürst, als daß er den engen Anschluß an Frankreich, den man ihm hier zudachte, selbst wenn er

ihm Erleichterung und Befreiung von seinen Sorgen bot, leichten Herzens hätte vornehmen mögen.

Noch einmal versuchte er, auf der Grundlage freilich seines Rechtes, den Weg gütlicher Verhandlungen zu betreten, vorausgesetzt, daß auch Mainz und seine Verbündeten sich jeder Gewaltthat enthielten. Unterstützung fand er darin bei den protestantischen Ständen, die sich aus Furcht vor einem „allgemeinen Kriegsfeuer" wiederholt beim Kaiser für ihn verwandten. Als er aber sah, wie Leopold ein ernsthaftes Vorgehen gegen Mainz vermied und die Unruhen fortdauerten, da war auch er entschlossen, mit den Waffen, vorerst noch ohne fremde Hülfe, seine Rechte zurückzufordern. Vom Reichstag war nichts zu erwarten. Das Direktorium hatte die kurmainzischen und kurpfälzischen Gesandten sich gegenseitig Grobheiten sagen lassen und als ihre Gemüther sich beruhigten, wurde vom Reichstag ein Vermittlungsversuch beim Kaiser beschlossen[1].

Im Auftrage des Kaisers versuchte daraufhin Graf Königsegg eine Einigung zwischen Mainz und Pfalz. Er hatte einen schweren Stand. Karl Ludwig verhehlte ihm seine tiefe Verstimmung über die parteiische Haltung des kaiserlichen Hofes nicht, von dem sich ein gerechtes Urtheil auch nicht erwarten lasse, da er völlig unter dem Einflusse des Reichsvicekanzlers stehe, der als Domherr zu Mainz und Straßburg am Wildfangstreite direkt betheiligt sei[2]. Trotz der kaiserlichen Vermittlungsversuche warb Karl Ludwig eifrig bei den Reichsständen, die er sich freundlich gesinnt glaubte, aber der Erfolg entsprach kaum seinen Bemühungen. Nur Braunschweig, das sich für die Thätigkeit des pfälzischen Gesandten am französischen Hofe zur Zeit des braunschweigischen Erbfolgestreites erkenntlich zeigen wollte, sandte auf Veranlassung der Herzogin Sophie, der Schwester des Kurfürsten, eine geringe Truppenhülfe, die es aber bald zurückforderte, um sie im eigenen Dienste zu verwenden, und ebenso unterstützte Herzog Philipp Wilhelm von Neuburg den verwandten Pfälzer in seiner Noth[3]. Es war nur geringe Hülfe, aber doch ein flüchtiger Lichtstrahl in der Seele des verdüsterten Kurfürsten[4]. Die geringen Hoffnungen, die er auf das durch Schweden beeinflußte Brandenburg im Anschluß an den Vertrag des Jahres 1661 setzte, erfüllten sich nicht. Auf einen dringenden, Unterstützung fordernden Brief erhielt er von Brandenburg, das übrigens an Mainz schrieb, im Falle einer Rüstung könne es dem Pfälzer Waffenhülfe nicht versagen, ein ärgerliches Schreiben, worin ihn Friedrich Wilhelm zur Mäßigung mahnte, da eine Theilnahme an

kriegerischen Verwicklungen die Verhandlungen, die, wenn auch langsam, so doch immerhin vorwärts gingen, nur ungünstig beeinflussen könne[1].

Wenn Karl Ludwig dieser Mahnung Folge zu leisten schien, so lagen die Gründe darin, daß er in seiner Bewegungsfreiheit gehemmt war. Einen Theil seiner Leute, dem er nicht recht traute, hatte er entlassen müssen, ein anderer war an der Ruhr erkrankt, aber er bereitete in dieser Zeit der gezwungenen Ruhe den Boden für das, was kommen konnte. Um sich auch finanziell zu rüsten, wandte er sich, wie er es schon früher gethan und wie es später in den Sorgenjahren des französischen Krieges noch häufiger geschah, an das nächst England kapitalreichste Land Europas, an die Schweiz[2], um ein größeres Darlehen, aber die Schweizer gaben ihm nur wenig mehr als die Hälfte dessen, was er bedurfte, und auch dies nur gegen gute Sicherheit. All dies zog ihm scharfe Vorwürfe von Seiten des kaiserlichen Gesandten, wie des Kurfürsten von Brandenburg zu, die die Vermittlung übernommen hatten, und ihn tadelten, daß sein Verhalten den Gang, und vor allem den Erfolg der Verhandlungen erschwere, die monatelang in Speier geführt wurden. Doch kam am 21. Oktober 1665 der Oppenheimer Präliminarrezeß zu Stande, auf Grund dessen innerhalb von zwei, spätestens sechs Monaten die Irrungen beigelegt werden sollten; Ladenburg war zu diesem Zweck in kaiserliche Sequester gegeben worden — die Aufhebung erlebte Karl Ludwig nicht mehr. In dem trügerischen Glauben, daß innerhalb dieser Zeit eine Verständigung zwischen Mainz und Pfalz eintreten könne, war zudem beiden streitenden Parteien auferlegt worden, umstrittene Rechte nicht mit Gewalt zu erzwingen, beschlagnahmtes Eigenthum zurückzuerstatten und vor allem die Soldateska im Zaume zu halten[3].

Es blieben Worte. Beide hielten sich nicht an die friedlichen Versprechungen, bald flammte hier, bald dort der alte Zwist wieder empor und die Nachgiebigkeit Karl Ludwigs, der sich sogar gelegentlich zu einer Geldentschädigung geneigt gezeigt hatte, wich bald wieder der festen Entschlossenheit, sein gutes Recht zu wahren. Von den Reichsständen versprach er sich nichts mehr, da ergriff er denn die Hand, die Schweden ihm geboten hatte und betrat den Weg, den die nordische Macht ihm wies. Unter entschiedener Einsprache des Kaisers wandte er sich an Schweden und Frankreich, um von ihnen den Streit entscheiden zu lassen. So lange der Kaiser vermittelte, hatte Frankreich jede Einmischung abgelehnt, erst als die kaiserlichen Vermittlungen gescheitert waren und Karl Ludwig völlig hülflos seinen mächtigen Feinden gegenüberstand, griff der französische König ein, um

dem Pfälzer zu zeigen, daß in seiner Hand die kurpfälzischen Interessen besser aufgehoben seien, als in der des Kaisers. Das freilich konnte Kurpfalz nicht ahnen, daß vor Ausbruch des Orleans'schen Krieges Ludwig XIV. seine Einmischung in die Pfälzer Verhältnisse mit dem Schiedsrichteramte erklärte und begründete, welches ihm Karl Ludwig in der Wildfangfrage übertragen hatte[1].

Unterdessen waren auch die sechs Monate ergebnißlos verlaufen und vor allem waren es die Lothringer, die Kurpfalz jetzt aufs unbarmherzigste heimsuchten und der ganzen Rheingegend zur schweren Plage wurden. Da mochte sich denn Karl Ludwig die Frage vorlegen, wer eigentlich das Reich mehr schädige, er, der auf seinem guten Rechte bestehe, oder jene, die ihm dieses Recht bestritten, und den Auswurf landloser Leute auf die rheinischen Gegenden hetzten[2]. Nichts war mehr sicher als fest ummauerte Städte mit theuren Besatzungen und wo sich die gefürchteten lothringischen Reiter zeigten, da klangen die Glocken und riefen das Volk zur Abwehr und Verfolgung zusammen. Auch der Bürger mußte sich bewaffnen, und an alle waffenfähigen Unterthanen erging der Befehl, sich mit Gewehren zu versehen. Ein freiwilliges Reiterkorps, vom Kurfürsten mit den größten Freiheiten ausgestattet, bildete sich zum Schutze der Pfalz. Handel und Wandel stockten, die Landstraßen lagen verödet, (es war zugleich die Zeit, wo die Pest wüthete), und eine Hülfe für die Pfalz war nicht abzusehen. Unter dem Unwillen der Bevölkerung hatten die Pfälzer Beamten viel zu leiden und damals war es, als die Wirthin zum rothen Bock in Weinheim dem Kurfürsten sagen ließ, daß sie fürderhin eine Anzahl Gänse nur für ihn halten werde, damit er mit Federn und nicht im Felde Krieg führe: in ärgerlichem Humor legte ihr der Kurfürst zur Strafe für ihre lose Bemerkung die Lieferung von Gänsefedern für die kurfürstliche Kanzlei auf.

Aber humorvolle Stimmungen waren bei Karl Ludwig selten geworden. Mit Bitterkeit erinnerte er sich, daß er den westfälischen Frieden, der ihn an Land und Leuten und Ansehen schmälerte, widerspruchslos angenommen habe und zum Danke jetzt von Kaiser und Reich verlassen und den Plünderungszügen des Herzogs von Lothringen überliefert werde, der seit Jahrzehnten wie unter kaiserlichem Schutz die Geißel der deutschen Grenzlande sei. In diesem Gefühl unverdienter Zurücksetzung, überzeugt, daß alle Unterhandlungen nur das eine Ziel verfolgten, ihn bis zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken, trotzte er allen Friedensdekreten des Kaisers, die sich — man muß es zugeben — häufiger an ihn, als an seine Gegner richteten[3]. Eine

gewisse Bewunderung versagte das Reich dem in der Vertheidigung seiner Rechte so zähen Kurfürsten nicht; im Norden Deutschlands sprach man anerkennend von dem Pfälzer Löwen, der mit seinen Klauen so brav um sich greife[1].

Von den Vermittlern wurde auf ein Ende gedrungen. Schweden war durch den bremischen Krieg zu sehr in Anspruch genommen, als daß es seine Kräfte hätte theilen mögen und Frankreich, das zum Schlage gegen die spanischen Niederlande ausholte, wollte unter allen Umständen einen Krieg im Innern Deutschlands vermeiden[2]. Da kamen denn im November 1666 in Heilbronn (man hatte diese Stadt gewählt, weil sie von der damals herrschenden Pest verschont geblieben war), die Vertreter der kämpfenden und vermittelnden Parteien zusammen, und im Februar wurde durch das „laudum Heilbronnense" dem Kurfürsten mit geringen Aenderungen das Recht zugesprochen, um das er jahrelang gekämpft und gerungen, Zurücksetzung und Verachtung ertragen hatte.

Wenn auch der Friedensschluß in Kurpfalz festlich begangen wurde, so war es doch keine reine Freude, die Karl Ludwig genoß. Widerwillig nur hatten sich Lothringen und Mainz dem Spruche gefügt und Karl Ludwig fürchtete von ihrer Gegnerschaft derart, daß er eine Vereinigung aller pfälzischen Linien zu erreichen suchte, wie er es, freilich ebenso vergeblich, schon 1664 versucht hatte[3]. Kurmainz sah nicht mit Unrecht in dem Spruch des französischen Königs einen Racheakt für seine Weigerung, den Rheinbund zu erneuern, der in dieser Zeit ablief und es forderte noch Jahre hindurch vom Kaiser Schutz gegen die pfälzischen Uebergriffe, und trug zeitweilig kein Bedenken, ihn sich unter Umständen selbst zu nehmen. Schon gleich nach Abschluß des laudi sandte Johann Philipp unter dem Vorwande, den Spruch des Schiedsgerichtes überall zu verkünden, eine Kommission umher, über deren Thätigkeit bald Klagen einliefen, da sie zum Ungehorsam gegen den Spruch aufforderte, dem sich die Theilnehmer am Konföderationsrezeß nicht fügen wollten. Besonders heftig erregte sich Speier, das nicht nur den zur Frankfurter Messe ziehenden Pfälzern das Geleit verweigerte und jeden Briefwechsel seiner Unterthanen mit Kurpfalz verbot, sondern auch dem Kurfürsten selbst, der die badischen Markgrafen besuchen wollte, den Durchritt durch Bruchsal nur dann gestattete, wenn er die Begleitung bischöflicher Reiter annahm. Da sich Karl Ludwig dessen weigerte, wurden ihm die Thore der Stadt verschlossen.

Bei seiner Stellung als Reichsstand und Erzkanzler des Reiches mußte Mainz trotz allem Haß gegen Kurpfalz immerhin gewisse Rücksichten auf den Spruch des Schiedsgerichtes nehmen, aber Lothringen hatte diese Bedenken nicht, und konnte ungestört nach einer Gelegenheit suchen, um wenigstens einen Theil des Rechtes, das ihm abgesprochen war, wieder zurückzugewinnen. Die erwünschte Gelegenheit fand sich bald. Das westfälische Friedensinstrument und der ergänzende Nürnberger Hauptrezeß hatte eine Reihe von territorialen Veränderungen bestimmt, deren Erledigung sich nur unter den größten Schwierigkeiten vollzog, wenn sie nicht überhaupt bis zum Schlusse des Reiches unerledigt blieb. So waren dem Pfälzer die Burgen Landstuhl und Homburg zugesprochen worden, die einst lothringischer Besitz gewesen, und Herzog Karl, der sich zu ihrer Herausgabe nicht verstehen wollte, und die Entschiedenheit des Pfälzers bei Durchführung seiner Ansprüche kennen gelernt hatte, betrachtete ihn mit um so größerem Unbehagen, als der Kurfürst, wie es sich zu Heilbronn gezeigt, auf den Schutz Ludwigs XIV. rechnen konnte. Dem Wunsche des französischen Königs gehorchend, hatte Lothringen 1663 die letzte ihm noch gebliebene Festung Marsal an Frankreich abgetreten, und stand nun wehrlos dem mächtigen Könige gegenüber, als dieser ihm, um den Pfälzer zu schützen, die sofortige Entlassung seiner Truppen anbefahl, wofern er sie ihm nicht bedingungslos zur Verfügung stelle. Aus Furcht vor spanischen Repressalien sträubte sich der Herzog gegen die letztere Forderung und zog die Entlassung seiner Truppen vor, die er indeß derart vertheilte, daß er sie sofort zur Hand hatte, wenn er ihrer bedurfte. Und er bedurfte ihrer bald, da Karl Ludwig die beiden Vesten Landstuhl und Homburg, deren Räumung der Herzog verweigerte, mit Gewalt zu nehmen beschloß — wie man in Holland meinte, auf Anstiften Ludwigs XIV., der durch den Kampf an der Westgrenze des Reiches die Aufmerksamkeit der Stände von seinem Bemühen ablenken wollte, bei den polnischen Wahlverhandlungen einem Prinzen seines Hauses die Krone zu verschaffen[1].

Der lothringische Krieg, der von der Einnahme einiger fester Plätze und „Raubnester" abgesehen, keinerlei irgendwie bedeutendere Einzelthat enthält, löste sich bald in einen Kleinkrieg mit ziellosem Plündern und Landverderben auf, und mehr noch als einst im Wildfangstreite empfand Karl Ludwig jetzt, mit welcher Schwere die Lothringer auf seinem Lande lasteten. Wenig Trost fand er dabei in dem Gedanken, daß die lothringischen Reiter im Gebiete des treuen Freundes und Bruders, des Kurfürsten von Mainz ebenso hausten,

da er durch seine Weigerung, am Kriege gegen Kurpfalz theilzunehmen, sich der Rache des Herzogs ausgesetzt hatte, dem die parteiische Art, mit der Kurmainz die Klagen Karl Ludwigs gegen Lothringen von der Verlesung am Reichstage ausschloß, allein nicht genügte. Hülfe fand Karl Ludwig kaum. Kurköln hatte seine Zusage, ihm ein Truppencorps zur Unterstützung zu schicken, zurückgezogen, und da er seine jungen Pfälzer, deren er zur Hebung seines Landes dringend bedurfte, in einem solchen Kriege nicht zwecklos opfern wollte, so ließ er seine Werber hinter dem Heere des Lothringers herziehen und mancher Ausländer und mancher schlechte Mensch wurde unter die pfälzischen Soldaten gesteckt. Ein derart zusammengesuchtes Heer mußte sich im Ernstfalle selbstredend schlecht bewähren; es zog außerdem dem Kurfürsten den Vorwurf zu, fremdes, zugelaufenes Volk, ohne Herd und ohne Heimath, in die rheinischen Gegenden gebracht zu haben und in seinem Dienste zu behalten; vergebens machte er zu seiner Entschuldigung geltend, daß der Lothringer dieses Volk ins Reich gebracht und er nur die Ueberläufer geworben habe[1].

Für die Person, wie die Politik Karl Ludwigs waren die Verhandlungen, die während des lothringischen Krieges mit Wien und Paris geführt wurden, werthvoller und bedeutender als das zwecklose Herumprügeln mit den Lothringern. Das Mißtrauen in die kaiserliche Gesinnung der Pfalz gegenüber hatte sich im Wildfangstreite vertieft, die zum Frieden mahnenden Briefe des Kaisers während des lothringischen Krieges schienen dem Kurfürsten nur geschrieben zu sein, um seine Gegner zu weiterem Widerstande anzufeuern, und wenn er auch nach Möglichkeit den Wünschen des Kaisers gehorchte, so scheute er sich doch nicht, ihm sagen zu lassen, daß er, der das lothringische Unwesen so lange ruhig geduldet habe, ein gut Theil der Schuld an diesen Wirren und Irrungen trage[2]. Es dünkte ihm eine persönliche Gehässigkeit, daß der Kaiser ihn mit dem Herzog von Lothringen auf die gleiche Stufe stellte, und den kurmainzischen Beschwerdeschriften williges Gehör lieh, die schon deßhalb in lothringischem Sinne gefärbt waren, weil Kurmainz dem Herzoge größere Summen schuldete. Die vom Kaiser zu Vermittler ernannten Markgrafen von Baden hörten dabei manches böse Wort des Pfälzers, in dem noch ein stilles Mißtrauen gegen sie fortglimmte, weil sie im Vikariatsstreit sofort auf bayrische Seite getreten waren. Und als sie nicht verhindern konnten, daß der Kaiser ein Verbot, sich für die pfälzisch-lothringischen Händel anwerben zu lassen, durch das Reich erließ und vor allem vor den pfälzischen

Werbungen warnte, da warf er auch ihnen parteiische Gesinnung vor und erwartete von ihrer Vermittlung nichts Gutes mehr für sich.

Wenn Karl Ludwig in den Regennächten des lothringischen Krieges in einsamer Stille seine Lage überdachte, dann überkam ihn eine Stimmung, wie etwa zehn Jahre später den großen Kurfürsten nach dem Frieden von St. Germain en Laye. Wie dieser, war auch er von der Schädlichkeit des französischen Einflusses in Deutschland überzeugt und treu und ausharrend hätte er an der Seite des Kaisers gestanden, wenn er dort Schutz und Sicherung für sein Land und seine Rechte gefunden hätte, wo er sie fordern zu dürfen glaubte; nur der Zwang trieb ihn auf die Seite Frankreichs. Mit guten Hoffnungen verfolgte Ludwig XIV. die wachsende Erbitterung des Kurfürsten, die ihm nicht verborgen blieb, und, wie sehr er auch die persönliche, durch den Heilbronner Spruch freilich etwas gemilderte Abneigung Karl Ludwigs gegen Frankreich kannte, so glaubte er doch die Stunde nahe, wo die politischen Verhältnisse ihm den engsten Anschluß an Frankreich zur gebieterischen Pflicht gegen sein Land machen würden.

Man sah nun doch in Wien nicht ohne Besorgniß und Bedenken die mit der Verstimmung Karl Ludwigs zunehmende Hinneigung zu Frankreich. Es herrschte am Kaiserhofe eine gereizte Stimmung gegen Ludwig XIV., die durch die Uebereilung beim Abschluß des ersten Theilungsvertrages der spanischen Erbschaft hervorgerufen war, in dem man der französischen Krone völlige Gleichberechtigung mit den deutschen Habsburgern zugesagt hatte; die aggressive Politik Frankreichs im niederländischen Kriege hatte diese Besorgniß noch verstärkt, und man konnte in Wien nicht wünschen, daß die Macht Frankreichs durch neue Bündnisse mit deutschen Reichsständen, nachdem eben erst der Rheinbund abgelaufen war, wiederum für das Reich gefahrdrohend gemacht werde. Als daher der Kurfürst nach langem Schwanken und nachdem er gesehen, daß alle zu seinen Gunsten gefaßten Reichstagsbeschlüsse in Wien zu seinen Ungunsten gedreht und gewendet wurden, Anschluß an Frankreich suchte und damit den einzigen Weg betrat, der ihm noch eine geringe Sicherheit bot, da sparte man in Wien nicht mit herben Vorwürfen und scharfem Tadel[1]. Wild begehrte Karl Ludwig auf, als er erfuhr, daß man ihn in Wien einer Verletzung seiner Pflichten gegen das Reich beschuldige, weil er Fragen, die dem Reiche zur Entscheidung hätten unterbreitet werden müssen, einem fremden Monarchen und gar dem französischen Könige zur Entscheidung vorgelegt habe. Man liest dem Schreiben, in dem Karl Ludwig sich gegen

diese Vorwürfe verwahrt, die Erregung an, in der es verfaßt ist: als Mainz zur Reduktion Erfurts französische Truppen ins Reich führte, als Mainz den Rheinbund schloß, in dem doch bestimmt war, daß der französische König als consors pacis die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Ständen beilegen sollte, da habe sich Niemand gefunden, der den Mainzer tadelte, weil es eben der Mainzer war, nun aber, da er sich, weil das Reich versagt, an Ludwig XIV. um Hülfe gegen den Herzog von Lothringen wende, den das westfälische Friedensinstrument ausdrücklich als auswärtigen Fürsten anerkannt hat, der sich um Kaiser und Reich je nach Maßgabe seiner Bedürfnisse kümmerte: jetzt werde natürlich dem Kurfürsten von der Pfalz ein Strick gedreht, eben weil es der Pfälzer sei. Worin bestehe denn seine vermeintliche Schuld anders, als darin, daß er sich an einen Garanten des westfälischen Friedens gewandt habe, um im Genusse dieses Friedens zu leben, den der Lothringer fortwährend verletze? sei dieser Streit unrecht oder unklug? und wenn er sich, hülflos und verlassen, schutzsuchend an Frankreich wende — beweise nicht das Beispiel des (ebenfalls nicht getadelten) Bischofs von Speier, daß wenigstens Frankreich die zu schützen wisse, die sich in seinen Schutz begeben[1]?

Aber trotz allem trennte er sich nicht ganz von seinem Kaiser. Er konnte nicht vergessen, daß er in ihm seinen obersten Herrn zu erblicken hatte, auch er hatte das Empfinden, wie später Friedrich Wilhelm I. von Preußen, daß er dem Kaiser angehöre und das treue Wort Friedrich Wilhelms: „Der Kaiser muß mich mit Füßen wegstoßen, sonsten ich mit Treu und Blut sein bin" — ist auch der Sinnesart des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz entsprechend. Nicht auf äußeren Gründen beruhte diese Hingebung Karl Ludwigs. Es war nicht etwa Furcht vor dem Zorn des Kaisers über seine scheinbar undeutsche Haltung — was hätte er auch, im Besitz seiner Lande durch Frankreich geschützt, vom Kaiser zu fürchten brauchen! In keinem seiner Briefe hat der Gedanke, sich der Rache des Wiener Hofes durch seine Politik auszusetzen, eine Stelle gefunden. Nur weil er in seinem Kaiser stets seinen Herrn sah und sein Wille auch für ihn maßgebend blieb, soweit er ihn freilich mit den Interessen der Pfalz in Einklang zu bringen vermochte, verlangte er von Frankreich, daß die gewechselten Verträge dem Kaiser zur Einsicht und Billigung vorgelegt würden. Er that es in der Hoffnung, in seinem Handeln dann richtiger beurtheilt zu werden, wofern freilich die Saat des Mainzers am Wiener Hofe nicht zu üppig emporgeschossen sei und die pfälzischen Beziehungen zu Frankreich während der Wahlhandlung nicht ein unbesiegbares Mißtrauen beim

Kaiser gegen ihn zurückgelassen hätten[1]. Es schien ihm ein „schlecht patriotisch Stück", wenn ohne Wissen des Kaisers Frankreich die Vermittlung zwischen ihm und Lothringen übernehme, obwohl diese sich nur auf diplomatische Verhandlungen, nicht auf Waffenhülfe, wie Karl Ludwig anfänglich wünschte, beschränkte. Der französische König, der seine deutsche Klientel zur Verfolgung seiner eigenen Pläne nöthig hatte, wollte nicht zulassen, daß sie sich durch kriegerische Wirren schwächte und ermüdete, und ebensowenig war Schweden geneigt, dem Kurfürst den gewünschten kriegerischen Beistand zu leisten, zumal bei den getrübten Beziehungen zwischen ihm und Ludwig XIV. (es war die Zeit der Tripelallianz!) der Anschluß des Kurfürsten an Frankreich in Schweden verstimmend wirkte[2].

Wer sein Ziel erreicht, auch auf anderm Wege, als er gedacht, mag zufrieden sein. War es auch keine militärische Hülfe, die Frankreich dem Kurfürsten bot, so befreite es ihn doch für immer von den lothringischen Plünderungszügen. Dem Worte des Königs vertrauend, daß bei jeder Feindseligkeit Lothringens der Herzog auch Frankreich zum Feinde habe, löste Karl Ludwig sein Heer auf und behielt nur einige Gardetruppen und die Besatzungen in den Grenzfestungen bei. Vor der drohenden Haltung Frankreichs mußte Lothringen zurückweichen; den tollen Gedanken, dem französischen Marschall Crequi mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, gab Herzog Karl bald auf und erklärte sich mit den Kommissionsverhandlungen einverstanden, die seit Monaten bereits zur Schlichtung der beiderseitigen Streitigkeiten eingeleitet waren.

Es würde zu weit führen, den Leser in das Gestrüpp der langwierigen Verhandlungen einzuführen, die häufig an dem hartnäckigen Widerstand beider Fürsten gegen Bestimmungen zu scheitern drohten, durch die sie ihre Rechte verletzt glaubten. Zeitweilig ließ sogar der Lothringer trotz des kaiserlichen Verbots die Werbetrommel rühren, zahlte aber den Geworbenen keinen Sold, sondern vertröstete sie zum Schrecken Karl Ludwigs auf Kurpfalz[3], aber schließlich kam es doch zu einem nothdürftigen Vergleich, auf Grund dessen die umstrittenen Festungen Landstuhl und Homburg dem Kurfürsten gegen Zahlung von Evacuationsgeldern übergeben wurden. Daß Karl Ludwig sich anfänglich sträubte, die festgesetzten Gelder an Lothringen durch den Reichspfennigmeister auszuzahlen und sie besonderen Kommissaren zu diesem Zwecke übergeben wollte, mag als ein weiterer Beweis für das Vertrauen gelten, welches die Reichsstände in die kaiserliche Finanzverwaltung setzten[4]. Aber auch jetzt wich der Herzog von

Lothringen nur langsam aus dem Kurpfalz zugesprochenen Besitz, so daß Ludwig XIV., der den lothringischen Räumungen ungeduldig zuschaute, an den Kurfürsten das Anerbieten gelangen ließ, mit Hülfe französischer Truppen den Lothringer zu etwas größerer Eile zu veranlassen. Karl Ludwig lehnte dies Angebot dankend ab. Von neuem würden dann fremde Kriegsvölker in der Pfalz gelegen haben und der Zuchtlosigkeit der französischen Soldateska, wie sie sich jetzt gerade in den Niederlanden zeigte, und wie er sie noch von den französischen Durchzügen in guter Erinnerung hatte, wollte er seine Unterthanen nicht aussetzen. Er bat den König nur, durch seinen Residenten Gravel am Reichstag die pfälzische Forderung nach einer schnelleren Räumung der ihm zugesprochenen Lande unterstützen zu wollen[1]. Alle Einwohner, die aus Furcht vor den Lothringern geflohen waren, rief er zurück; zur Linderung ihrer Noth sollten alle Mittel angewandt, vor allem solle die Abgabepflicht eingeschränkt oder aufgehoben werden — dem aber, der sich dem Rufe entzog, waren schwere Strafen angedroht, zunächst wurden seine Güter beschlagnahmt[2].

Der Friede von Aachen, am 2. Mai 1668, hatte den ersten Krieg Ludwigs XIV. gegen die spanischen Niederlande, den sog. Devolutionskrieg beendet, ohne daß der französische König die erstrebten Ziele erreicht hätte. Die Tripelallianz zwischen Schweden, England und den Generalstaaten war ihm in den Arm gefallen und hatte ihn gezwungen, auf seinem Siegeslaufe innezuhalten. Daß der französische König nur auf die Gelegenheit wartete, den unterbrochenen Zug, der sich dann auch gegen die Generalstaaten richtete, wieder aufzunehmen, lag Jedermann klar vor Augen, wenngleich sich der Leiter der staatlichen Politik, Jan de Witt, einer tiefen Täuschung über die Pläne und Gesinnungen Ludwigs XIV. hingab. So herzlich man auch dem anmaßenden holländischen Krämervolk gründliche Hiebe gönnte, dieser Nation von Schiffern und Viehtreibern, deren Fischweiberfrechheiten der stolze Franzose tief verachtete, und so gern auch Leopold I., der für seine Person im Widerspruch mit den meisten seiner Rathgeber einen Konflikt mit Frankreich vermied, einen französischen Krieg gegen Holland sah, wodurch Ludwig XIV. wenigstens abgehalten wurde, den Türken, die sich wieder zu regen begannen, heimliche Unterstützung zukommen zu lassen[3], so fürchtete man doch in Deutschland nicht mit Unrecht, daß

Ludwig XIV., wenn er erst die Generalstaaten niedergezwungen habe, an den vermorschten deutschen Grenzpfählen nicht Halt machen werde. Und so sind die Jahre vom Aachener Frieden bis zum Ausbruch des holländisch-französischen Krieges von einer rastlosen Thätigkeit erfüllt, Bündnisse zu schließen und schützende Freunde zu werben.

In dieser geschäftigen Bewegung stand Karl Ludwig abseits. Seine Stellung zum Reiche war kühl; was er von ihm zu hoffen hatte, war ihm im Wildfangstreite und im Lothringerkriege klar geworden. Versuche, die besonders von der Gemahlin Eduards, der princesse palatine, gemacht wurden, ihn mit Kurmainz zu versöhnen, waren ebenso erfolglos, wie die gleichen Versuche ein Jahrzehnt früher. Von Niemandem im Reiche hoffte er noch etwas; der einzige Weg, um in dieser bedrohlichen Zeit seine Lande zu sichern, war ein noch engerer Anschluß an Frankreich und die emsigen Hände seiner Schwägerin waren eifrig bemüht, an dem Bande zu weben, das Frankreich und Kurpfalz umschlingen sollte. Es war ihr freilich nicht gelungen, den Kurprinzen nach ihrer Wahl zu verheirathen, daß ihr die Vermählung ihrer Nichte, der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte mehr nach Wunsch gelang, ist bekannt. Wir werden später von dieser Heirath noch zu reden haben, bei der besonders in Betracht gezogen wurde, daß „solch hohe Alliance zu mehrerer Stabilirung und Befestigung ihrer Frankreich nächst angrenzenden Landen Ruhestand und Sicherheit dienen möchte“[1]; hier handelt es sich nur um die politischen Folgen, die Kurpfalz aus dieser „Verführung durch ein Weib“ erwuchsen und die, wie bekannt, nicht nur in dem von Karl Ludwig erhofften Sinne nicht eintraten, sondern direkt zur Zerstörung und Vernichtung der Pfalz führten. Auf eine Mitgift hatte der Herzog von Orleans dabei nicht gerechnet, oder besser gesagt, er hatte auf ihre Auszahlung nicht gedrungen; jahrelang blieb dieser Punkt zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn unberührt, erst 1674, als Karl Ludwig ein festes Bündniß mit Frankreich abgelehnt hatte, führte Ludwig XIV. einen vernichtenden Schlag gegen das Ansehen des Kurfürsten, indem er öffentlich erklären ließ, daß seine Truppen die bisher nicht gezahlte Mitgift der Herzogin von Orleans einzutreiben beauftragt seien[2].

Die enge Familienverbindung zwischen Pfalz und Frankreich erregte ungeheures Aufsehen; die mannigfachsten Gerüchte von einer völligen Ueberantwortung der pfälzischen Politik in französische Hände durchschwirrten das Reich, aber nichts war wohl bedenklicher und den Ruf des Kurfürsten schädigender, als daß man sich erzählte, Karl Ludwig habe den Schaden, den sein Land während der letzten Jahre

von den benachbarten Reichsständen erlitten, auf sieben Tonnen Goldes geschätzt und den Anspruch darauf dem Herzog von Orleans als Mitgift seiner Tochter gegeben[1].

Bestätigung schienen diese reichsfeindlichen Gerüchte zu finden durch die Abneigung Karl Ludwigs gegen alle Bündnisse, wie sie damals unter den Reichsständen und in rastloser Thätigkeit geschlossen wurden, um unter ihrem Schutz mit größerer Ruhe den kommenden Ereignissen entgegenzusehen, die Ludwig XIV. weitblickend vorbereitete. Der Schlag, den er in dieser Zeit gegen den Lothringer führte, klang drohend und dröhnend wie ein Schlag gegen das morschgewordene Reichsgebäude selbst. Ohne Kriegserklärung schickte der französische König seine Truppen in das Gebiet des ihm durch seine Beziehungen zu Spanien und den Generalstaaten verdächtigen Herzogs, der sich nur mit knapper Noth vor der Gefangennahme rettete. (1670). Und während er selbst wieder der fahrende Mann wurde wie einst, „sans feu, ni lieu," diesmal freilich „ohne den Tag der Heimkehr zu schauen," war sein Land für Ludwig XIV. der erste Stützpunkt in dem Kriege, den er dem Reich zu bereiten gedachte.

Seit Jahren war das Bestreben Ludwigs XIV. auf Sprengung der Tripelallianz gerichtet, und den französischen Subsidien blieben die Königsthore weder in London noch in Stockholm verschlossen. Für Karl Ludwig war das Bündniß zwischen Schweden und Frankreich bedeutungsvoll. Denn da der lange gehegte Gedanke einer wittelsbachischen Hausunion, der alle in Europa regierenden Zweige dieses Hauses umfassen und somit in den Stand setzen sollte, sowohl das Ansehen des Hauses Wittelsbach zu steigern, wie auch den Gang der französischen Politik zu beeinflussen, weder jetzt noch später zu Stande kam, so suchte Schweden statt dessen den Kurfürsten von der Pfalz, der durch die Heirath seiner Tochter ohnehin schon in engere Beziehung zu Frankreich getreten war, nun auch offiziell zu einem Anschluß an das Bündniß zwischen ihm und Ludwig XIV. zu veranlassen, das nach Auflösung der Tripelallianz im Jahre 1672 geschlossen war. Dankbar nahm Karl Ludwig das schwedische Anerbieten auf und näherte sich der französisch-schwedischen Allianz, ohne sich ihr freilich völlig zu verkaufen, wenn auch einzelne Reichsstände, wie etwa der Brandenburger, glaubten, daß er in erster Linie Ludwig XIV. seine Stimme zur nächsten Königswahl versprochen habe[2]. Karl Ludwig aber wünschte nur, wie er dem schwedischen Residenten in Regensburg mittheilen ließ, in ruhigem Besitz der ihm durch Friedensschlüsse und Reichsabschiede gewährleisteten Lande zu bleiben und seinen Besitz

gegen alle Vergewaltigungen und Thätlichkeiten geschützt zu sehen[1]. Wie ein Jahrhundert nachher Kurfürst Karl Theodor sich durch die Hoffnung auf ein Königreich Burgund bethören ließ, Ideen, die wiederum hundert Jahre später den Sinn des hochgenialen Königs Ludwig II. unter dem Einflusse Richard Wagners umnebelten[2], so war jetzt die Aussicht auf ein Königreich Austrasien der lockende Magnet, der Karl Ludwig den französischen Anerbietungen zugänglich machen sollte. Wie der Kurfürst von Trier, der mit Frankreich in ein Bündniß trat, wie vor allem Ferdinand Maria von Bayern, der bereits 1670 jenes für das Reich wie für sein Haus so entscheidende Bündniß mit Frankreich unterzeichnet hatte, wie Köln und Mainz, war auch der Pfälzer im Herzen ein Gegner Frankreichs, was der Kaiser freilich nicht glauben wollte, der dem Kurfürsten ebensowenig wie Frankreich Vertrauen entgegenbrachte; und doch führte ihn die Rücksicht auf sein Land zu einer Partei, die er verlassen zu wollen erklärte, wenn ihm das Reich den Schutz und die Sicherheit versprach, die er von dem Zusammengehen mit Frankreich erhoffte. Wenn nun auch Karl Ludwig, der bei den glänzenden französischen Anerbietungen einen Augenblick geschwankt hatte, auf den Rath seiner Umgebung von dem Abschlusse eines formellen Bündnisses mit Frankreich zurücktrat, so verbot ihm die Lage der Pfalz doch auch andererseits, sich offen gegen Frankreich zu erklären[3] und der Vorwurf der vaterlandslosen Gesinnung, der auch damals schon leichthin gegen Andersdenkende und Andershandelnde geschleudert wurde, ohne die Beweggründe ihrer Ueberzeugung und ihres Thuns zu kennen, trifft den Kurfürsten nicht mit Recht. Persönliche Abneigung hat das Urtheil der Zeitgenossen über den Kurfürsten Karl Ludwig beeinflußt und dieses Urtheil hat sich durch die Jahrhunderte fortgepflanzt, und doch bedarf es keiner sympathischen, sondern nur einer gerechten Beurtheilung, um uns den vielgeschmähten Mann politisch und persönlich nahe zu bringen.

Wenn Karl Ludwig geglaubt hatte, durch das Eingehen eines nur halben Bündnisses, durch wohlwollende Neutralität die Pfalz vor den Schrecknissen des Krieges gerettet zu haben, so sollte er bald inne werden, daß Ludwig XIV. nur eine völlig blinde Hingabe an seine Politik kannte, mit Gewissensreservationen kleinerer deutscher Reichsstände sich aber nicht aufhalten wollte. Und ich möchte auch hier wieder eine Parallele finden zu dem Verhalten Karl Theodors hundert Jahre später. Wie dieser, so wollte auch Karl Ludwig den Franzosen in wohlwollender Neutralität gegenüberstehen, ohne doch die Bande, die ihn mit dem Reich verknüpften,

völlig zu lösen; er war sogar gegen Einräumung der Stadt Worms, was aber Leopold I. verweigerte, zu einem sofortigen Anschluß an die Partei des ihm mißtrauenden Kaisers bereit[1]. Die schmerzlichen Erfahrungen, die ihnen aus dieser schwankenden Haltung erwuchsen, erfuhren Beide in gleicher Weise, nur daß Karl Ludwig das Leid mit seinem Lande und Volke empfand, während Karl Theodor stumpf geworden war gegen die Pfalz, der er sich entfremdet fühlte. Und wie Karl Theodor, so erfuhr jetzt auch Karl Ludwig von den deutschen Truppen selbst Bitterkeit genug. Die vereinigten kaiserlichen und brandenburgischen Truppen, geführt von Montecuculi und Friedrich Wilhelm von Brandenburg, begannen im Herbst 1672 ihren Vormarsch an den Rhein. Trotz aller Vorstellungen Karl Ludwigs, der sich ebensowenig wie Bayern durch die brandenburgische Publizistik überzeugen ließ, daß Frankreich den Frieden bereits gebrochen habe, und dem ein schlechter Friede besser dünkte als ein schlechter Krieg[2], war der Vormarsch beschlossen worden. Vergeblich hatte er darauf hingewiesen, den Weg der Güte, der ja noch offen stehe, zu betreten, und Deutschland nicht in einen blutigen Krieg zu verwickeln, der den rheinischen Landen, die den Unterhalt der Heere zu tragen hätten, eine unerträgliche Last aufbürden würde: man schenkte in Wien diesen Erwägungen keine Beachtung, nur der Kaiser hegte zeitweilig die Furcht, die aber durch seine Umgebung schnell beseitigt wurde, die rheinischen Stände in die Arme Frankreichs zu treiben[3]. Denn es klang nicht unbedenklich, daß Karl Ludwig sich in Gegenwart eines französischen Gesandten bei dem Abgesandten Brandenburgs über die verbündeten Truppen beklagt und gedroht hatte, Belästigungen und Schädigungen durch sie mit Gewalt abzuwehren, aber an ein Zurückziehen der Truppen war jetzt, wo sie schon so weit vorgerückt waren, nicht zu denken und Schwerin erwiderte in diesem Sinne dem französischen Gesandten, der in Aussicht stellte, daß beim Rückzuge der deutschen Truppen auch die französischen den Rhein und das Elsaß verlassen würden[4].

Nur zögernd hatte der Kaiser sich zum Kriege gegen Frankreich bereit erklärt. Wenn auch der holländische Gesandte in grellen Farben die Folgen ausmalte, die für das Reich aus dem Wiederaufleben der Ideen Heinrichs IV. erwüchsen und die eine sofortige und gemeinsame Abwehr erforderten, so waren doch neben den kriegsbegeisterten auch andere Stimmungen am kaiserlichen Hofe thätig und man verschloß sich nicht immer den Vorhaltungen einzelner Reichsstände, besonders Bayerns, daß das Reich sich der Holländer wegen

nicht in einen schweren Krieg verwickeln solle[1]. Aber schließlich siegte doch die Kriegspartei des Wiener Hofes, auch aus religiösen Gründen[2], und dem Bündnisse, das trotz der drohenden Sprache Ludwigs XIV. am 23. Juni 1672 zwischen dem Kaiser und Brandenburg zum Schutze des Reiches geschlossen wurde, folgte am 25. Juli ein solches zwischen Leopold I. und den Generalstaaten. Ueber zielloses Hin- und Hermarschiren der Truppen „mit bleischweren Füßen" kam es freilich in diesem Jahre nicht hinaus. Es entsprach dies den Weisungen Leopolds I. an Montecuculi, wodurch auch Brandenburg an entschiedener Kriegführung gehemmt wurde. Im Reiche wurde dadurch freilich der Anschein erweckt, daß zwischen Leopold und dem französischen Könige ein geheimes Einvernehmen bestehe, wie es auch thatsächlich am 1. November 1671 in Wien geschlossen war und dem französischen Könige gegen die Generalstaaten freie Hand ließ, wenn er das Reich und die spanischen Niederlande unberührt lasse. Oeffentlich aber schob Kaiser Leopold den rheinischen Kurfürsten die Schuld an der langsamen Kriegführung zu; ihre zweifelhafte Haltung verbiete jedes entschiedenere Vorgehen und es sei nicht möglich, mit dem Kopfe durch die Wand zu laufen[3].

Als die vereinigten Truppen den Rhein überschritten, wurden in der Pfalz alte Erinnerungen wieder lebendig. Man wollte fremde Stimmen gehört und seltsam ausschauende Menschen gesehen haben, die in der Tracht einer längstvergangenen Zeit bald hier, bald dort auftauchten, und kommendes Unheil anzukünden schienen; mit ängstlicher Scheu vermied man die Orte, an die sich besonders grause Erinnerungen aus der Zeit des großen Krieges knüpften und wo man häufig klagende Weherufe zu vernehmen glaubte. Wohl war Grund zum Wehklagen. Denn wo die zum „Schutze des Reiches" entsandten Truppen hinkamen, loderten die Flammen; schaarenweise flüchteten die Bewohner aus den Rheingegenden und sie beteten händeringend: Erlöse uns, du guter Gott; sie hausen wie die Teufel[4].

Das Herz wollte dem Kurfürsten brechen, wenn er die Greuel der Verwüstung erblickte, wenn er das Werk zwanzigjährigen Fleißes allmählich in Schutt sinken sah, ohne das Elend abwenden zu können. Flehentlich, aber vergebens bat er den Kurfürsten von Brandenburg, seine Truppen wegzuführen, da nicht nur ihr Vorrücken, sondern auch das Stehenbleiben Repressalien der Franzosen hervorrufe; mit Proviant und Vorräthen, mit allem, was sie bedürften, wolle er sie ja gerne versehen. Und es ist unbegreiflich, wie ein neuerer Historiker in der verzweifelten

Bemerkung Karl Ludwigs an den Kurfürsten von Sachsen, daß es wenig Unterschied ausmache, ob man von Deutschen oder Franzosen zu Grunde gerichtet werde, wiederum eine willkommene Gelegenheit findet, die undeutsche Gesinnung des Pfälzers hervorzuheben[1].

Von dem Getriebe der vielfachen Verhandlungen, deren Mittelpunkt Mainz war, wurde Kurpfalz nur wenig berührt. Einer Erneuerung des Kurvereins, der Marienburger Allianz und zahlreichen anderen Plänen und Projekten jener Jahre stand Kurpfalz fremd gegenüber, nur dem Gedanken der wittelsbachischen Hausunion, um die Ruhe im Reich herzustellen und unter Leitung der Wittelsbacher eine „dritte Partei“ im Reiche zu errichten, war er nähergetreten[2]. Am Gegensatz zwischen Bayern und Pfalz scheiterten diese Ideen, und während Ferdinand Maria von Bayern festen Anschluß an Frankreich gefunden hatte, begannen auch zwischen Kurpfalz und Ludwig XIV. Verhandlungen, denn ein lauer Bundesgenosse, wie er bisher war, konnte Ludwig XIV. nicht genügen, er verlangte vollen Anschluß an seine Politik und seinen Staat[3]. Durch einen eigenen kurpfälzischen Gesandten, Seiler, wurden diese Verhandlungen in Paris geführt. Ludwig XIV. legte neben den politischen auch aus persönlichen Gründen Werth auf die Freundschaft Karl Ludwigs, war aber nicht geneigt, diese Waare über Preis zu bezahlen, zumal der Pfälzer das letzte Wort eines bedingungslosen Anschlusses auszusprechen zögerte. Sein Hülfebedürfniß, das er stets betonte, stand mit seiner wenig entgegenkommenden Haltung im Widerspruch. Ernsthaft konnten die Streitkräfte, die Pfalz aufzubringen vermochte, (alles in allem etwa 3000 Mann), nicht ins Gewicht fallen und der Kurfürst forderte dann auch, daß französische Truppen sein Land und vor allem seine Festungen besetzt hielten, von denen er nur Mannheim und Friedrichsburg selbst schützen zu können erklärte, was Ludwig aber sofort mit dem Bemerken ablehnte, daß er sein Heer weder zersplittern könne, noch wolle. Monatelange Besprechungen in Paris führten zu keinem Ziel. Karl Ludwig scheute sich, gegen den Rath seines Gesandten den engen Anschluß an Frankreich zu vollziehen, da die kaiserlichen Truppen bereits heranrückten und er die Rache des Kaisers fürchtete, und Ludwig forderte vor allem den Eintritt des Pfälzers in den von ihm neu zu begründenden Rheinbund. Zu diesem Zwecke sandte er, wenn auch vergeblich, im Herbste 1672 den Marquis Dangeau nach Heidelberg, zu diesem Zwecke, um den Pfälzer gefügiger zu machen, gab er Weisung, die Disciplin der französischen Truppen in der Pfalz nicht gar zu strenge zu handhaben, und sandte schließlich nochmals

Dangeau, den französischen Agenten in Trier, im Frühjahr 1673 nach Heidelberg, den Kurfürsten zu einem Bündniß mit Frankreich zu veranlassen und ihm vorzustellen, wie der König ihn gegen alle Angriffe schützen werde, wenn er sich enge an ihn anschließen wolle. Und Frankreich verlange nicht vieles als Gegendienst — wenn Kurpfalz die französischen Beschwerden in Regensburg unterstütze, Neutralität halte und auch seinerseits dafür sorge, daß in allen Bündnissen der Stände mit Frankreich die Niederlande unerwähnt blieben, wenn Oppenheim dem französischen Könige als Stützpunkt eingeräumt werde, — dann genieße er den Schutz des französischen Königs in allen Lagen, in denen er dessen bedürfe[1].

Dangeau hatte wenig Erfolg, die Plünderungen der Franzosen in der Pfalz hatten dem Kurfürsten den Werth der französischen Freundschaft in zweifelhaftem Lichte gezeigt, und so sah sich Ludwig XIV., der den Pfälzer zum Bundesgenossen haben zu müssen meinte, veranlaßt, zudem er Kenntniß von geheimen Beziehungen zwischen dem Pfälzer und dem Kaiser erhalten hatte, einen zweiten Gesandten, den Marquis de Bethune nach Heidelberg zu senden, um mit Karl Ludwig auf's Neue zu unterhandeln.

Mit beklommenem Herzen sah der Kurfürst der Ankunft des Gesandten entgegen, wenn ihm auch gemeldet wurde, er käme, um ihn in der Simmern'schen Sache zu beglückwünschen und die Entschädigungsansprüche zu regeln, die Kurpfalz forderte. Er war ihm nicht fremd. Vor wenigen Jahren hatte er in Straßburg den Ehekontrakt mit Elisabeth Charlotte im Auftrage Ludwigs XIV. und des Herzogs von Orleans unterschrieben und Karl Ludwig glaubte, daß er, um seine politische Haltung zu beeinflussen, wegen Auszahlung der übrigens bereitliegenden Mitgift von Ludwig XIV. gesandt sei[2].

Die Stellung des Kurfürsten war schwierig, der Anschluß an eine der kriegführenden Parteien hatte die Rache der anderen zur Folge und die Anerbietungen Ludwigs XIV., der von der festen Gesinnung des Pfälzers ein für Frankreich schädliches Beispiel im Reiche befürchtete, waren verlockend genug. Aber auf wessen Seite sollte er sich wenden? Auf die Hülfe, die ihm vom Kaiser und vom fränkischen Kreise zugesagt war, rechnete er nicht sonderlich. Die ihm von Holland, mit dem er 1674 einen Subsidienvertrag schloß[3], und Spanien angebotene schien ihm vielleicht noch gefährlicher — seine Hoffnung, freilich trübselig genug, beruhte darauf, daß Ludwig XIV., wenn er einmal Krieg führen wolle, das Schwert doch sicher gegen ein Land ziehen

werde, aus dem mehr zu holen sei, als aus der zertretenen Pfalz. Damals war es, als Karl Ludwig, zweifelnd und unsicher die Münze schlagen ließ, auf deren Rückseite man ein über der Weltkugel aufrecht schwebendes, von zwei gekrönten Schlangen umgebenes Steuerruder mit der Umschrift sah: Juvet prudentia sortem[1]. Und nun kam Bethune, als guter Freund, als Abgesandter eines Königs, der sich gekränkt fühlte, weil er in dem Simmern'schen Erbschaftsstreit zwischen Mainz und Pfalz von Karl Ludwig nicht auch, wie von Mainz, zum Schiedsrichter erwählt war, weil ihm Karl Ludwig, dem er doch stets treu geholfen, noch nicht einmal von den neuen Schwierigkeiten, in denen er sich befand, Mittheilung gemacht hatte. Diese Streitigkeiten knüpften sich an den Besitz des Dorfes Böckelheim, das der letzte Herzog von Simmern, Ludwig Heinrich, der Sohn des einstigen Administrators der Pfalz, 1663 vom Kurfürsten von Mainz, der es als ehemaliges verpfändetes Mainzer Eigenthum einlösen wollte, als Lehen genommen hatte, während Karl Ludwig es als Eigenthum der Pfalz in Anspruch nahm und von ihm damals schon gegen eine Mainzer Lehnshoheit protestirt worden war. Nun war der Herzog, mit dem Karl Ludwig in wenig freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte, gestorben, und es erhob sich sofort der Zwist zwischen Kurpfalz und Mainz um den Besitz des kleinen Ortes. Der Mainzer wandte sich an den Kaiser und um sich an ihm, durch dessen Ansprüche der umstrittene Besitz von Kaiser Leopold späterhin sequestrirt wurde, zu rächen, zerstörte Kurpfalz einige Mainzer und Speierer Grenzfestungen unter dem Vorwande, den Franzosen dadurch jeden Stützpunkt am Rhein zu rauben.

Während Bethune mit Karl Ludwig über diese Zwistigkeiten redete, führte er das Gespräch wie zufällig auf Gerüchte einer engen Verbindung zwischen dem Kaiser und Karl Ludwig, auf Grund deren der Pfälzer gegen Subsidien und militärische Hülfe die Festung Germersheim an Leopold als Pfand seiner guten Gesinnung einräumen wolle. Selbstredend glaube der König daran nicht, da aber aus diesem Gerücht die Absicht des kaiserlichen Hofes hervorgehe, engeren Anschluß an Pfalz zu suchen, so halte er es immerhin für angezeigt, den Kurfürsten auf die Nachtheile der französischen Feindschaft und den Werth der französischen Freundschaft aufmerksam zu machen. Karl Ludwig erfuhr mit Schrecken, daß seine geheimen Verhandlungen mit Wien in Paris bekannt waren, und daß man dort, wo man doch die Schuld an seinem Zusammengehen mit dem Kaiser trug, dafür Rache zu nehmen entschlossen war. Es war nämlich bei Ausbruch des Krieges ein kaiserliches Verbot in's Reich ergangen, in französische Dienste zu

treten, Kurpfalz hatte dieses Verbot noch verschärfend erlassen, derart, daß alle seine Lehensleute, die in französischen Diensten seien, diese sofort verlassen sollten; jeder Briefwechsel mit Frankreich wurde unterbrochen[1]. Aber die Klagen über desertirende Soldaten, die dort hingingen, wo sie den meisten Sold erhielten, manchmal auch aus Leichtsinn und Muthwillen davon liefen, wollten nicht verstummen und die strengsten Dekrete konnten diesem Uebel nicht abhelfen. Dadurch nun, daß die Franzosen die Ueberläufer nicht nur aufnahmen, sondern auch die Pfälzer mit Gewalt zu ihrem Dienste zwangen oder durch große Versprechungen dazu veranlaßten, hatten sich gereizte Korrespondenzen zwischen dem Kurfürsten und dem Kaiser ergeben, der aus der Vergangenheit Karl Ludwigs genügend Gründe herleiten zu können glaubte, um als Absicht zu erkennen, was der Pfälzer als Zwang der Verhältnisse darzustellen bemüht war.

Der kaiserliche Gesandte Lisola, dem Karl Ludwig sein Leid klagte, hatte ihm gerathen, um die Zweifel an seiner Treue beim Kaiser zu beseitigen, ein engeres Bündniß mit ihm einzugehen, und ihm versichert, daß der Kaiser gerne dazu bereit sei[2].

Auf diesen Rath hin hatte der Pfälzer denn auch sofort Verhandlungen mit Wien angeknüpft, allerdings nicht in der Erwartung, daß der französische König davon in Kenntniß gesetzt würde. Nun, wo ihm diese Verhandlungen vorgehalten wurden und er sie nicht leugnen konnte, verhehlte er dem französischen Gesandten die Klagepunkte nicht, die ihn auf die Seite des Kaisers trieben. Wenn er die Gegnerschaft des Kaisers auf sich nehmen solle, müsse er durch die Freundschaft Frankreichs geschützt sein; wenn er dem Kaiser seine Truppen weigere, so dürfe sie ihm Frankreich nicht, wie Louvois persönlich befohlen, mit Gewalt wegnehmen und ihn völlig wehrlos der kaiserlichen und brandenburgischen Invasion aussetzen[3].

Er knüpfte heftige Beschwerden über den Kommandanten von Philippsburg an, der seine Befehle ohne Rücksicht auf ihn als Landesherrn gebe, und durch häufigen Garnisonwechsel und damit verbundene Einquartirungen das Land auf's Schwerste schädige, und er betonte besonders, wie sehr er sich in seiner kurfürstlichen Würde dadurch verletzt fühle, daß die französischen Offiziere seine eigene Person beschimpften, ohne daß am französischen Hofe auch nur ein Wort des Tadels für sie laut werde[4]. Eine Gesandtschaft an Ludwig XIV., (der sich damals in Nancy befand), habe bereits die gleichen Beschwerden beim König vorgebracht, wie könne man ihm jetzt zumuthen, einem Gesandten mehr zu vertrauen, als den guten Worten des Königs

selbst. Es sei kein Heldenstück, kleine schutzlose Orte einzunehmen, und er könne dem Gesandten nicht verhehlen, daß er von der so oft gerühmten Freundschaft Ludwigs XIV. bessere Beweise erwartet habe, als er sie thatsächlich während der letzten Monate erfahren; seine Truppen seien an dem Kriege gegen Holland nicht betheiligt, trotzdem aber würden seine Unterthanen fortwährend von Philippsburg aus insultirt und sogar während der Anwesenheit des Gesandten werde der grausamen Gewaltthaten kein Einhalt gethan[1].

Den zahlreichen Klagen stellte Bethune zahlreiche Versprechungen entgegen[2]. Zunächst entwickelte er in langer Rede die Selbstlosigkeit seines Königs, der nicht daran denke, die festen Plätze in den Niederlanden nun auch zu behalten, sondern als einziges Ziel seiner Politik betrachte, den westfälischen Frieden gegen alle Ruhestörer und Friedensbrecher zu schützen und dabei auf die Unterstützung vor allem der rheinischen Fürsten zähle. Denn sein König wolle keinen Krieg mit Deutschland, an Leopold sei es, Ruhe zu halten und Ludwig XIV. den Austrag seiner Streitigkeiten mit den Niederlanden allein zu überlassen. Nicht er, sondern Leopold kümmere sich um fremde Interessen, wie der Vertrag mit den Generalstaaten beweise. Er begreife die Klagen Karl Ludwigs über die Verwüstung des Landes, aber da die Haltung des Kurfürsten schwankend sei, so habe sein König wider Wunsch und Willen auch der Pfalz gegenüber den Kriegsbrauch geschehen lassen. Das solle aber anders werden. Gehe Karl Ludwig das gewünschte Bündniß mit Frankreich ein, dann werde die Pfalz fürderhin geschont, als sei sie königlicher Besitz. Und für das, was sie bisher erlitten, solle Karl Ludwig an dem holländischen Friedensvertrage Antheil haben, um daraus neben jährlich zu zahlenden reichlichen Subsidien Entschädigung zu erhalten.

Alle Bemühungen Bethunes waren vergeblich. Der fürstliche Stolz Karl Ludwigs empörte sich dagegen, daß ihm eine politische Freundschaft gleichsam mit gezogenem Schwerte aufgenöthigt werden sollte, und indem er die französischen Anerbieten zurückwies, nahm er die Verhandlungen mit dem Kaiser um so nachdrücklicher wieder auf, damit ihm vor allem Germersheim, der wichtigste Punkt am Oberrhein, geschützt werde. An seine Schwester Sophie aber schrieb er in dieser Zeit, er wolle nicht länger der Sklave dieses Königs sein, der wie ein christlicher Türke hause, und verzichte darauf, wie ein Diener an den Thüren unverschämter Minister stundenlang um Einlaß zu klopfen und zu betteln[3].

Es war ein Grundsatz Ludwigs XIV., der sich besonders späterhin im Orleans'schen Kriege zeigte, jeden Reichsstand, der ihm die Gefolgschaft verweigerte, nach Kräften zu schädigen. Bethune hatte dies dem Kurfürsten gegenüber warnend bemerkt und auf den ausdrücklichen Befehl Ludwigs XIV. hinzugefügt, daß das Reich ihm möglichsten Schaden thue; wer könne ihm da verdenken, daß er dem Reiche mit Gleichem vergelte. Dies erfuhr jetzt auch Karl Ludwig. Gleich nach dem Scheitern seiner Sendung hatte Bethune sich nach Waghäusel begeben, wo sich im dortigen Kloster Vaubran aufhielt, und als am nächsten Tage der Kurfürst von Heidelberg nach Friedrichsburg zurückritt, wurde ihm bereits die Belagerung von Germersheim gemeldet. Denn Vaubran hatte den ersten Schlag gegen diese Festung gerichtet, ehe sie, in den Händen der Kaiserlichen, den Franzosen größere Schwierigkeiten bereiten konnte. Auf einem Hofballe soll Ludwig XIV. das Vernichtungsedikt gegen Kurpfalz unterzeichnet haben, und während der brandenburgische Minister Schwerin schrieb: „diese Aktion der Franzosen wird bei Allen und Jedem übler aufgenommen, als alles andere, so jemals von ihnen geschehen"[1], sandte Ludwig XIV. den Höfen eine Abschrift des Vertrages zwischen dem Kaiser und Karl Ludwig zu, der ihm durch Verrath zugekommen war, um sein Vorgehen gegen Kurpfalz und Germersheim zu rechtfertigen. Vergebens beschwerte sich Karl Ludwig bei den französischen Generälen Rochefort und Vaubran über den Angriff auf Germersheim; dieser erwiderte gar nicht, jener bemerkte kühl, daß er als Unterthan Ludwigs XIV. nur seinem Könige Rechenschaft schuldig sei[2]. In wenigen Tagen war Germersheim erobert und geschleift. Die kaiserliche Hülfe war noch fern, beeilte sich auch nicht, da man in Wien über die französische Verwüstung der Pfalz und die Erfahrungen, die Kurpfalz mit seinem französischen Freunde machte, unverhohlene Schadenfreude empfand[3]. Die benachbarten Stände kümmerten sich trotz der kaiserlichen Mahnbriefe nicht um den Pfälzer, (der kurrheinische Kreis war ohnehin schon ruinirt), und der Reichstag war, wie die Erfahrung lehrte, so langsam und schläfrig, daß von dort Hülfe nicht zu hoffen war; er vergnügte sich mit dem „Idolo" einer zusammenziehenden Armee und beschränkte seine Thätigkeit auf zwei Gutachten, so daß Karl Ludwig empört seinen Gesandten abforderte, da er doch nichts erreiche und nur Geld verzehre, das in diesen Zeiten nicht zu erschwingen sei[4].

Die Zurückhaltung der benachbarten Kreise gründete sich auf die Furcht vor der Rache der Franzosen, und nur der fränkische Kreis

bezeugte mehr als „herzliches und hohes Mitleid“, und sandte eine geringe Truppenunterstützung. Auch die Vermittlung, die Karl II. von England versprach, beschränkte sich auf Worte. Recht ungeschickt suchte jetzt Philipp Wilhelm den Gedanken der wittelsbachischen Hausunion wieder aufzunehmen, den aber Karl Ludwig mit dem kurzen Bemerken ablehnte, daß man von wittelsbachischer Hausunion nicht reden könne, solange kurkölnische Truppen, unterstützt durch bayrische die Pfalz verwüsteten und schändeten[1]. Nach anderer Hülfe schaute er aus, aber vergebens schickte er Gesandte nach Stuttgart und Darmstadt, um die Landesherren zu veranlassen, Truppen zu werben und im Verein mit Kurpfalz den Franzosen den Uebergang über den Neckar zu verwehren, damit nicht durch diesen Flußübergang die Hülfe aus dem Reiche abgeschnitten werde. Er glaubte diese Bitte mit der Aussicht auf Erfolg thun zu können. Denn alle Reichsfürsten hatten sich jetzt um den Kaiser zur Abwehr der französischen Uebergriffe zusammengeschlossen, und auch der Brandenburger, der ärgerlich über die langsame Kriegführung im Februar 1673 zu Vossem seinen Frieden mit den Franzosen gemacht hatte, fand den Weg zum Kaiser wieder — der Reichskrieg begann. Aber eine Schaar schnell zusammengesuchter Truppen, wie es in Darmstadt und Württemberg möglich gewesen wäre, hätte ohne weitere Reichshülfe gegen die Soldaten Ludwigs XIV. nichts auszurichten vermocht. Mit höflichen Worten lehnten daher beide jede materielle Unterstützung ab, und versprachen nur ihre gute Verwendung am Reichstage. So ruhte denn vorerst die ganze schwere Last des Krieges auf der Pfalz. „Hilf Dir selbst, so helfen Dir die Reichsstände“, rief damals Karl Ludwig aus, als er sich allein gelassen und sein Land den Greueln des großen Krieges wieder überantwortet sah. Germersheim war gefallen und wie in der Türkei hausten die Soldaten des allerchristlichsten Königs. Auf alle Beschwerden entschuldigten sich die Offiziere mit den kurzen Worten, daß sie zwar gute Ordre befohlen hätten, es aber schwer sei, bei einem großen Heere dieselbe aufrecht zu erhalten — eine Entschuldigung, deren wir uns noch aus dem Schwedenkriege erinnern. Der Kurfürst, der all dies Leid über Kurpfalz kommen sah, weil er nicht der Sklave Frankreichs sein wollte, bäumte sich in verzweifeltem Schmerze empor und in dieser Zeit erhielt er von seinem Schwiegersohn einen Brief, der von den freundschaftlichen Gesinnungen des französischen Königs und seinen Wünschen sprach, die Pfalz zu schonen, wenn der Kurfürst ein Bündniß mit ihm eingehen wolle. Mit würdigem Stolz wies Karl Ludwig dieses Anerbieten zurück; sein Platz, so erwiderte

er, sei als Reichsfürst an der Seite des Kaisers und er wolle als deutscher Kurfürst nur der Gnade des Reiches leben und unbeschadet der Ehrfurcht, die er gegen einen so mächtigen Monarchen, wie den französischen König hege, dennoch von diesen Grundsätzen nicht abgehen. Den Bischof von Straßburg, der ihm in gleicher Weise geschrieben, würdigte er selbst keiner Antwort; er ließ ihm durch seine Tochter erwidern, daß der Rauch längs der Bergstraße, die Turenne von Heidelberg bis Weinheim habe anzünden lassen, in seinen Augen brenne und ihn zum Schreiben unfähig mache[1].

Zugleich erfuhr er, daß der französische König mit dem Gedanken umgehe, ihn abzusetzen und seinem Sohne die Kur zu übertragen. Gerne erklärte er sich dazu bereit, wenn er damit die Schleifung von Philippsburg und für Deutschland die Ruhe erkaufe, denn sonst würde es dem Sohne schlimmer ergehen, als es dem Vater ergangen sei; nie aber hat er sich selbst mit Abdankungsgedanken getragen, die er, als er davon erfuhr, als Weibergeschwätz bezeichnete[2].

Es war eine furchtbare Zeit im Leben des auch von körperlichen Leiden schwer geplagten Kurfürsten, zumal ihm jetzt seine Lieblingstochter starb. Da flammte er auf in leidenschaftlicher Wuth, der Mensch überwog in ihm den Philosophen, wie er selbst äußerte[3], es kam eine wilde Verzweiflung über ihn, daß er, der um die Jahreswende in der ganzen Pfalz einen Bettag angeordnet hatte, Gott lästern zu müssen fürchtete, daß sein Herz zu brechen drohte. Da sagte er sich, daß sein Leben Last und Arbeit gewesen, vom ersten bis zum letzten Tage, und er fragte, wodurch er verdient habe, daß das Schicksal mit so furchtbarer Gewalt auf ihm ruhe; mit einer gewissen Sehnsucht seh er dem Tode entgegen, der ihn von einem Leben befreie, in dem ihn das Leid mehr anrühre als die Freude. Und wenn er den Wunsch ausspricht, daß seine Freunde sein Schicksal nicht beklagen, sondern ihn bewundern, wenn er will, daß sie das Unglück seines Landes nicht ihm, sondern der Laune des Schicksals zuschreiben, dann finden wir Stimmungen in ihm, wie sie in den schwersten Zeiten des siebenjährigen Krieges den großen Preußenkönig überkamen[4]. Der aber, von dem ihm das Leid widerfuhr, war seit Vaterszeit mit seinem Hause eng verbunden. Einst war Kurpfalz dem Vater Turennes eine sichere Zuflucht gewesen, als er des Glaubens wegen aus Frankreich fliehen mußte, und dankbar bot er dem Winterkönig sein festes Schloß Sedan an, um dort die Heidelberger Bibliothek vor den Stürmen des Krieges zu retten und wir erinnern uns, daß die umhergetriebene Leiche des Winterkönigs in den Mauern dieser Festung und unter dem Schutze

dieses Hauses die endliche Ruhe gefunden hat. Und dem Sohne des Winterkönigs trat jetzt der Sohn dieses Mannes, an der Spitze eines Heeres stehend und im Dienste eines fremden, erbarmungslosen Königs entgegen, und wo er hintrat, bezeichneten Verwüstung und Zerstörung die Spur seiner Schritte. Wie sollte der Kurfürst die Bedürfnisse seines Heeres, seines Hofes und seiner Beamten aus einem verwüsteten Lande decken? Ein Heer vermochte er dem Dränger seiner Unterthanen nicht entgegenzustellen, da bot er sich denn selbst als Opfer an für sein duldendes Land und forderte den überraschten Franzosen zum Zweikampf, wenn ihm auch die Zukunft seiner Unterthanen, wenn er fallen sollte, am Herzen nagte.[1]

Turenne hielt den Vorgang geheim, er glaubte, daß den Kurfürsten sein heftiges Aufbegehren selbst bald reuen werde, zugleich auch wollte er einen Affront für die Gemahlin des Bruders seines Königs vermeiden.[2] Mit kühlen Worten wies er die Herausforderung zurück, doch hatte Karl Ludwig so viel wenigstens erreicht, daß die französischen Truppen für die Folge schonender verfuhren. Es kam hinzu, daß der eigentliche Kriegsschauplatz sich aus der Pfalz hinwegzog, daß nach der Schlacht von Sinzheim im Elsaß weitergefochten wurde. Freilich von den Lasten des Krieges blieb die Pfalz nicht verschont und besonders war es Philippsburg, dessen Besatzung ihr zur schweren Last wurde, da sie, unterstützt von der wider den Willen Karl Ludwigs für neutral erklärten Stadt Speier, Ausfälle und Plünderungszüge in die benachbarte Pfalz machte. Karl Ludwig kümmerte sich um diese Neutralität nicht. Als Schirmherr der Stadt forderte er die ihm zustehenden Kontributionen ein und ließ sich auch durch ihre Beschwerden nicht abhalten, sie mit Gewalt einzutreiben. Er fand es unbegreiflich, wie der Kaiser die Neutralität Speiers hatte zugeben können, da eine Blockade von Philippsburg ohne den Besitz dieser Stadt unmöglich war. Speier aber war ein fester Stützpunkt der Franzosen, nicht nur, daß sie aus ihr zum größten Theil ihre Subsistenzmittel bezogen, sie unterstützte sie auch insofern, als jede Annäherung deutscher Truppen durch Signalschießen und Alarmläuten den Franzosen mitgetheilt wurde, und während die Lande umher verwüstet lagen, ging man dort ruhig den Geschäften nach und genoß die Wohlthaten des vom Kaiser ihr zugestandenen Friedens.[3] Als aber auch Straßburg, das freilich vergebens um Neutralität nachgesucht hatte, die Franzosen unterstützte, griff Karl Ludwig zur Selbsthülfe und so sehr er auch sonst den Handel auf dem Rhein selbst während des Krieges zu schützen suchte, so schien ihm jetzt doch

scharfe Abwehr geboten, erbittert, daß er und sein Land leiden müßten, während Straßburg sich die Neutralität wider den Willen des Reiches anmaße zum Schaden anderer Reichsstände, obwohl es doch, wie jede größere Stadt von den vielen Truppendurchzügen seinen Vortheil gehabt habe. Alle nach Straßburg bestimmten Waaren wurden jetzt angehalten und ein kurfürstliches Edikt verkündete, daß Jeder, der Anzeige von einem solchen Waarenzuge mache, 10 % seines Werthes erhalte[1].

Vergebens hatte Karl Ludwig am elsässischen Feldzuge mit dem Kurprinzen theilgenommen, um das Reichsheer (schwerfällig, wie der Gedankengang des Kaisers, meinte Sophie) zu rascher That aufzumuntern; es war ihm nicht gelungen, „den Koloß von Rhodus" schneller vorwärts zu bewegen.[2] Jeder verfolgte seine eigenen Interessen und Karl Ludwig weigerte darum auch jede Zahlung zum Unterhalte des Heeres oder der Generalität, ehe die Armee wirklich thätig sei. Unmuthig kehrte er zurück, wenigstens darüber glücklich, daß die schlimmen Tage, da Turenne in der Pfalz befehligte, vorüber. Es war eine Milderung eingetreten, als der Kurfürst, um sich in etwa Vergeltung zu verschaffen, befohlen hatte, nach dem Vorgange Montecuculis die gefangenen Offiziere bei Wasser und Brot in den Thurm zu legen, und auch gegen die gemeinen Soldaten mit Härte und Schärfe vorzugehen. Wie er seine eigenen Truppen, die bei Plünderungen ertappt wurden, henken ließ, so kannte er auch den Franzosen gegenüber kein Erbarmen mehr und es ist noch ein Edikt vorhanden, worin er bestimmt, daß Jeder, der beim Feuerlegen ergriffen werde, erbarmungslos sofort in das Feuer hineingeworfen werden solle. Freilich führten trotz allem noch immer Mars und die Furien das Scepter in der Pfalz und er begriff nicht, wie seine Schwester glauben konnte, daß dort Apoll und die Musen herrschten.

Am tiefsten aber schmerzte ihn die Haltung des Kaisers und der Stände. Es wollte ihn oft wie mit zermalmender Gewalt niederdrücken, wenn er sich sagte, daß er um des Kaisers und des Reiches willen alles Schwere der letzten Jahre auf sich genommen habe, und daß er nun von denen, um deretwillen er geduldet und gelitten, als lästiger Bittsteller zurückgewiesen oder mit salbungsvollem Hinweis darauf getröstet werde, daß man Kriege als Strafe des Himmels für menschliche Sünden hinnehmen müsse.[3] Es ist ja wahr, die Kriege Ludwigs XIV. bedrohten das ganze Reich, und vor den Forderungen der Allgemeinheit mußten die Bedürfnisse des Einzelnen zurücktreten, aber die Pfalz hatte seit einem Menschenalter so furchtbar unter

fortwährenden Kriegsunruhen gelitten, daß Karl Ludwig nicht mit Unrecht vor allen andern Ständen zuerst Hülfe und Unterstützung vom Reich verlangte. Und wie sich der Kurfürst später, als der Friede von Nymwegen geschlossen war, darüber beklagte, daß der Friede seinem Lande nicht weniger verderblich sei als der Krieg, so empfand er auch jetzt, als statt der Feinde die Freunde ins Land kamen. Die kaiserlichen Truppen, die zum „Schutze" der Pfalz bestimmt waren, lagen nicht minder drückend auf dem Lande wie einst die Franzosen, und Karl Ludwig beschuldigte mit scharfen Worten die kaiserlichen Generale, daß sie ein Interesse an der Fortsetzung des Krieges hätten und den so nothwendigen Frieden stets aufs Neue zu hindern wüßten.[1] Nach seiner Ansicht war es nicht zweifelhaft, daß nicht nur ihr Ziel und ihre Absicht war, den Krieg so zu führen, daß das Geschick der Lande von ihnen abhänge, sondern daß auch der Wiener Hof selbst mit dem Aufleben Wallensteinischer Anschauungen einverstanden war, die Truppenführer auf Kosten der Fürsten zu erhöhen, um durch sie den Unterthanen der Reichsfürsten befehlen und die Einkommen der Reichsfürsten genießen zu können. Immer wieder drängte er auf Frieden und gerade jetzt, wo bei Trier die Franzosen eine schwere Niederlage erlitten hatten, schien ihm die beste Zeit zu sein, auf Grund der dadurch erreichten Vortheile Frieden zu schließen, denn wenn das Spiel am besten sei, meinte auch Sophie, müsse man aufhören[2].

Was den Kurfürsten in dieser Zeit besonders erregte, war Philippsburg. Gegen die Erbauung dieser Festung an der Grenze der Pfalz hatte bereits der Winterkönig Einsprache erhoben und wie sie im Frieden eine ständige Drohung gewesen war, so war sie im dreißigjährigen Kriege zur wahren Geißel der ganzen Umgegend geworden. Als fester Ausgangspunkt für die weit in die Lande sich erstreckenden Plünderungszüge der Franzosen erfuhr Karl Ludwig nicht minder wie die benachbarten Stände auch jetzt wieder die unerträglich schwere Last dieser Festung. Von hier aus wurde sein Land verwüstet, trotzdem deutsche Truppen sich in der Nähe befanden, und er bestand deßhalb stets aufs Neue mit allem Nachdruck auf der Wegnahme und Schleifung dieser Festung. Schon Ende 1675 hatte er mit Genehmigung des Kaisers dem französischen Könige durch seinen Schwiegersohn vorstellen lassen, wie schwer die von der Philippsburger Garnison seinen Unterthanen auferlegten Kontributionen, die freilich die Mannheimer Bürger aus Dank dafür zahlten, daß sie in Ruhe und Frieden in ihrer Stadt hatten bleiben können,[3] auf Stadt und Land drückten und um Aenderung bitten lassen. Ludwig XIV. hatte Erfüllung

der kurfürstlichen Wünsche zugesagt, wenn Karl Ludwig wenigstens jetzt Neutralität mit ihm eingehen wolle, und aus dieser Forderung entspannen sich ungemein gereizte Verhandlungen zwischen Wien und Heidelberg. Karl Ludwig ließ die Antwort des Königs durch einen eigenen Gesandten dem Kaiser mit der Bitte zugehen, nun für bessere Unterstützung zu sorgen, wie sie ihm auch vor Beginn des Krieges zugesagt war, dann aber, wie er glaubte, aus religiösen Gründen verweigert wurde, oder einer Neutralität des gesammten Oberrheins, mit Einschluß der kaiserlichen Lande, eventuell auch des fränkischen und schwäbischen Kreises zuzustimmen; vor allem aber sollte im Interesse der in solcher Zeit doppelt nöthigen Bildung und Erziehung der Universität Heidelberg die nachgesuchte Neutralität bewilligt werden[1]. Er wies darauf hin, daß die Pfalz ruinirt sei und nichts mehr leisten könne, daß es aber auch für eine erfolgreiche Kriegführung nur von Vortheil sei, wenn der Kaiser seine Truppen nicht mehr so weit zu zerstreuen brauche und besonders Spanien den von den Franzosen in Besitz genommenen burgundischen Kreis besser zu schützen vermöge. Angesichts des demnächst in Nymwegen zusammentretenden Friedenskongresses könne der Kaiser dann bei so gesammelter Macht einen weit stärkeren Druck auf die handelnden Mächte ausüben und außerdem von den Niederlanden aus die nordischen Verhältnisse besser im Auge halten. Mit verbindlichen Worten sah Karl Ludwig seinen Vorschlag abgelehnt. Man schrieb ihm von Wien, daß er dadurch das reich verdiente Lob für sein bisheriges patriotisches Verhalten nur verdunkeln könne, und wie 120 Jahre später Franz II. unter Hinweis auf die Neutralität Württembergs den Kurfürsten Karl Theodor davon zu überzeugen suchte, daß es für die Franzosen nur eine Politik gebe, und die sei ihr eigenes Interesse, so wies Leopold I. jetzt auf den Herzog von Pfalz-Zweibrücken hin, der durch seine schwedische Verwandtschaft gewiß allen Grund gehabt habe, von Frankreich geschont zu werden und doch das Gegentheil erfahren hätte. Außerdem könne das Zurücktreten Karl Ludwigs nur schädliche Früchte tragen, da durch den Rückzug eines so bedeutenden Fürsten ein Präcedenzfall geschaffen werde, der von größtem Nachtheil für Alle sei[2].

Ueber die leitenden Grundgedanken der französischen Politik hatte Karl Ludwig selbst so schmerzliche Erfahrungen gemacht, daß er vom Kaiserhofe einer Belehrung darüber nicht bedurfte. Und die mit Schmeichelworten umkleidete Ablehnung seines Gesuches befriedigte ihn ebensowenig, (zumal er den wahren, ihm feindlichen Sinn aus den Worten des kaiserlichen Schreibens herauslas), wie das Versprechen

des spanischen Botschafters, daß er sich um Erleichterung der Pfalz von den Kriegslasten bemühen wolle.[1] Man erzählte sich gerade damals, daß österreichische Minister bei der Eidgenossenschaft Neutralität für einen gewissen Reichsdistrikt hätten vorschlagen lassen, und so glaubte Karl Ludwig nicht an den guten Willen und an patriotische Erwägungen des Kaisers und seiner Verbündeten. Er sah in der Verweigerung der Neutralität, die man als Trennung von den Reichsinteressen bezeichnete, den alten Haß gegen Kurpfalz und seine Person und wollte erst dann an die Ehrlichkeit des Kaisers glauben, wenn auf beiden Seiten des Rheines deutsche Truppen ständen, um die Festung Philippsburg zu bewachen und jedem Ausfall mit Waffengewalt entgegenzutreten. Er war empört, als er hörte, daß Kaiser und Reich, die sich um ihn und seine Beschwerden nicht kümmerten, deren Truppen in Kurpfalz kaum schlimmer gehaust hatten, als die Franzosen, ihm die Freiheit benehmen wollten, durch eine Neutralität sein Land von dem schweren Druck zu befreien, der jetzt jahrelang seine Kräfte verzehrte. Und es tauchte ihm die Erinnerung an Vaters Zeiten wieder auf — ein halbes Jahrhundert war freilich schon dahin, aber in der Seele Karl Ludwigs brannte noch der alte Groll, die Zeiten, wo man dem Winterkönig Hülfe versprach, wenn er sich mit Niemanden gegen Spanien einlasse und ihn dann doch in seiner Schmach sitzen ließ: es sind Gundomarische Possen, rief er aus, (denn Gundomar hieß der spanische Gesandte, der ihm zu helfen versprach, während er ihm die Hände band), von denen sich Kurpfalz diesmal nicht fangen läßt. Er danke für die ihm angebotenen guten Dienste, er habe sie von Spanien, das eine zweideutige Rolle spielte und mit den anderen Mächten einverstanden schien, Deutschland zum Schauplatz des Krieges werden zu lassen, nicht begehrt und wenn er ihm seine Beschwerden mitgetheilt, so habe er es nur aus Rücksicht auf die nahe Verwandtschaft zu seinem Kaiserhause gethan. Die unerbetenen Ermahnungen zum Stillesitzen und Abwarten wies er in hellem Zorn zurück. Wer gebe ihm etwas, rief er aus, wenn er ein fahrender Mann werde, wie der alte Herzog von Lothringen, wenn er mit greisem Haar, Pensionen erbettelnd am spanischen Hofe herumziehe[2]!

Es ist ein schwer gereizter und verbitterter Mann, der dies an seinen Gesandten schreibt, und die zitternden Züge seiner Handschrift zeigen noch heute die Erregung, in der der alte Kurfürst sich befand, als er seinem gepreßten Herzen Luft machte. Es kam hinzu, daß die ihm zugesagte Unterstützung an Geld und Mannschaft ausblieb, daß er sehen mußte, wie der Kurfürst von Sachsen, der nicht bedroht war

und nichts gethan hatte, mit 6000 Thalern monatlich unterstützt wurde, während die vertragsmäßig festgesetzten 2500 Mann, ebenso wie der Proviant an Kurpfalz nicht gegeben wurde und benachbarte Stände, wie etwa Darmstadt, die schuldigen Quartiergelder nicht zahlten und keine Pfälzer Truppen in ihrem Gebiete duldeten.

Die Holländer, die mit allem Eifer gegen die Neutralität wirkten, um nicht selbst größere französische Truppenmassen in's Land zu bekommen, zahlten ihm schon längst die zugesagte Leibrente nicht mehr und obwohl sie ihm noch 50 000 Thaler Kriegssubsidien schuldeten, waren sie doch, trotzdem er durch den kaiserlichen Residenten im Haag auf sie einwirken ließ, wenigstens 10 000 Thaler monatlich zu zahlen, so lässig in der Erfüllung ihrer Vertragspflichten, daß der Kaiser selbst die dadurch hervorgerufene Nothlage der Pfalz anerkannte und sich zur Auszahlung der rückständigen Gelder gegen Wiedererlangung der Anweisung verpflichtete.[1] Sonst erreichte der Pfälzer Gesandte in Wien wenig. Er war den Herren dort ein unbequemer Mann und mußte so viel Anzügliches hören, daß er es dem Kurfürsten nicht alles zu schreiben wagte; aus dem aber, was er dem Kurfürsten schrieb, läßt sich entnehmen, wie verächtlich man am kaiserlichen Hofe über Karl Ludwig dachte, dessen Fähigkeiten man sehr gering bewerthete und mit dem man gelegentlich auch seinen Spott trieb. Da kam wohl schon ein Werthpacket von Wien an, in dem Karl Ludwig freudig die lange erbetenen und so nothwendigen Gelder erwartete, in dem er aber beim Oeffnen nur Trost- und Bußpredigten vorfand. Die Erregung des Kurfürsten über diesen Hohn ist um so begreiflicher, als er gerade damals in der Schweiz ein Darlehen aufnehmen wollte, um den Kaiser zu entlasten und auch für schwere Zeiten der Zukunft stets einen Nothpfennig zu besitzen.[2] Seine unermüdlichen Klagen bezeichnete man als lästiges Queruliren und wie schon Montecuculi auf das Gesuch erneuter Hilfsmannschaft achselzuckend erwidert hatte, daß man auch nichts Unmögliches fordern dürfe, zumal Karl Ludwig den Reichstruppen kein rechtes Obdach gönne, was der Kurfürst freilich bestritt, da er erst jüngst fünfhundert kranke Sachsen verpflegt hatte, so ließ man ihm auch durch seinen Gesandten sagen, daß man im ganzen Reiche nichts Gutes von ihm höre und daß fortgesetztes Drängen um Hülfe und Unterstützung nicht nur den Zweck verfehlen, sondern binnen Kurzem mit der Verweigerung jeder Audienz an den Pfälzer Gesandten erwidert werde.[3]

Das Interesse, welches Karl Ludwig an der Pfalz nahm, konnte in diesem Umfange selbstredend in Wien nicht getheilt werden, und

wo die lange Rheinlinie zu vertheidigen war, konnte kein Reichsstand auf besondere Rücksichtnahme Anspruch erheben. Daher geht Karl Ludwig in seiner Verbitterung zu weit, wenn er annahm, daß jetzt, wo der Krieg vorüber und er gleichsam als Puffer gedient habe, seine Schuldigkeit gethan sei und man seiner nimmer bedürfe, und Sophie von Hannover, die Vertraute seines Lebens, steigerte diese Verbitterung, als sie ihm schrieb, daß man auf Dankbarkeit in Wien nicht rechnen dürfe, zumal wenn man Häretiker sei; aus den schlimmen Erfahrungen dieser Kriegsjahre solle er aber für seine spätere Haltung dem Kaiser gegenüber seine Lehren ziehen.[1] Abneigung herrschte gegen ihn in Wien, wir haben dies oft schon betont, und diese Abneigung wurde durch einen entlassenen kurpfälzischen Rath, Seiler, noch geschürt. Vor wenigen Jahren war dieser von Karl Ludwig einst hochgeschätzte Mann, dem die Pfalz ein zu kleiner Wirkungskreis dünkte, um seine Entlassung eingekommen. Karl Ludwig hatte sie ihm verweigert, ihn dann in nicht unberechtigtem Argwohn einige Zeit lang in leichter Haft gehalten und dadurch maßlos erbittert. Freigelassen ging er nach Wien und wußte dort die Stimmung gegen den Kurfürsten theils durch Verrath heimlicher Papiere, theils auch dadurch zu beeinflussen, daß er harte und unmuthvolle Ausdrücke Karl Ludwigs über den Kaiser und den Wiener Hof, an denen er in diesen Jahren freilich nicht sparsam gewesen war, mit eigenen Zuthaten wiedererzählte. —

Wer das freundliche Städtchen Philippsburg heute sieht, der mag die zahlreichen Flüche und Verwünschungen nicht ahnen, die einst darüber ausgesprochen wurden. Pfalz hatte an dem rechten Willen der kaiserlichen Generale, um diese Braut zu tanzen, deren Sprödigkeit allerdings nicht sonderlich zum Tanze einlud, seit Langem gezweifelt, über ihr persönliches Verhalten hatte nicht er allein geklagt und es erschien ihm stets mehr, daß Philippsburg den deutschen Fürsten als Zaum auferlegt sei, wie die Städte der Philister im Lande der Israeliten, wie der Pfahl im Fleische des Apostels Pauli, damit sie aus Furcht vor Frankreich desto mehr des Hauses Oesterreich bedürften[2].

Doch wurden die Bedrückungen, die die ganze Rheingegend auszuhalten hatte, allmählich so stark, daß man ernstlich daran ging, die Festung Philippsburg zurückerobern, um der Pfalz, schon wegen der Folgen, die für das ganze Reich dann zu befürchten waren, doch nicht geradezu die letzte Oelung ertheilen zu lassen. Trotz aller Anstrengungen der Franzosen wurde am 7. September 1676 die Festung, die durch Desertion sehr geschwächt war, dem deutschen Reiche

wiedergewonnen, ein Schlag, den Ludwig XIV., trotz der erzwungenen Gleichgültigkeit, mit der er sich darüber hinwegzusetzen versuchte, doch schwer empfand.

Vergebens aber verlangte Karl Ludwig, daß Philippsburg, den Bestimmungen des Vertrages mit Leopold I. gemäß, jetzt geschleift werde, um den seit sechzig Jahren gefährlichen Außenposten, diesen zur Festung gewordenen Haß des verbissenen Philipp Christoph von Sötern gegen Pfalz endlich zu beseitigen;[1] noch ein Jahrhundert lehnte die Festung an den Grenzen der Pfalz, erst in den Revolutionskriegen des 18. Jahrhunderts wurden ihre Werke aufgelassen und zerstört.

Das neue Jahr aber brachte noch unendliche Leiden für die Pfalz und gab dem Kurfürsten stets erneuten Anlaß, sich fast noch mehr über die Deutschen zu beklagen, deren Verhalten an die schlimmsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges erinnerte, als über die Franzosen. In der Ruhe ihrer Winterquartiere dachten die deutschen Truppen wenig an die Aufgabe, die ihnen oblag, und die Nachricht von einem neuen, unter Crequi herandrängenden Heere erfüllte den Kurfürsten mit den schlimmsten Sorgen. Wiederum wurden die festen Plätze des Landes auf ihre Widerstandskraft hin untersucht, die Gräben um Mannheim, die zu vertrocknen drohten, neu gefüllt und mit Pallisaden umgeben und der Kurfürst ließ die Hoffnung aussprechen, daß die Bewohner der Stadt schon im eigenen Interesse ruhig und thätig sein würden[2].

Doch zog sich der allmählich in sich selbst ausbrennende Krieg, in dem es nur selten noch zu größeren Thaten kam, deren bemerkenswertheste die Eroberung von Freiburg war, über den Rhein und leichten Herzens sah Karl Ludwig im Frühjahr 1677 die kaiserlichen Truppen sein Gebiet verlassen, nicht ohne daß sie auch auf dem Rückzuge noch Plünderungen und Räubereien begingen.

Während die Grenzlande des Reiches noch schwer unter der Last des Krieges zu leiden hatten, war bereits seit 1675 auf englische Veranlassung in Nymwegen ein allgemeiner Friedenskongreß zusammengetreten. Das Bemühen der kaiserlichen Politik, unter dem Vorgeben, daß die Friedensverhandlungen, die sich an einen Reichskrieg anschlössen, auch vom Reichsoberhaupt allein zu leiten seien, die Stände von den Verhandlungen fernzuhalten, scheiterte, wie dreißig Jahre vorher ähnliche Bestrebungen Ferdinands III gescheitert waren. Auch Karl Ludwig hatte einen Gesandten, Ezechiel Spanheim, dorthin geschickt, der als eine der Hauptforderungen des Kurfürsten Ersatz für die gewaltigen Schädigungen bezeichnete, die Karl Ludwig persönlich und sein Land

in den vorausgegangenen Kriegsläuften erlitten hätten. Erst spät hatte Karl Ludwig sich dazu verstanden. Ihm (wie auch Bayern) erschien es der Würde des Reiches wenig angemessen, unter dem Schutze einer fremden Macht über den Frieden des Reiches zu verhandeln, und bei so wichtigen das Reich berührenden Fragen die Gastfreundschaft des Auslandes zu genießen[1].

Es kann nicht meine Aufgabe sein, den Leser in die verwickelten Verhandlungen der Nymweger Friedensverhandlungen näher einzuführen; nur in großen Zügen sei hier der Verlauf derselben gschildert, denen Karl Ludwig mit sehr gemischten Gefühlen und tiefgehenden Zweifeln für das Reich und für die Pfalz entgegensah. Und diese Zweifel gründeten sich nicht in letzter Linie auf die Haltung des Reichstages. Während der ganzen Kriegszeit hatte sich der Reichstag in Berathungen ergangen, die mit der Schwere der Zeit in scharfem Widerspruch standen. Der Streit um Etikette und Vorrang, um leere Förmlichkeiten, die uns Deutschen so sehr im Blute liegen und uns so wohlthuend berühren, erneuerte sich, als die Verhandlungen in Nymwegen begannen, und eine Frage, wie etwa die, ob der Fürst von Oettingen das Recht haben solle, Perlen an seinem Fürstenhute im Wappen zu tragen, bewegte intensiv die Gemüther der Reichstagsgesandten. Der alte Streit zwischen Fürsten und Kurfürsten lebte wieder auf, mit zähem Widerstand hielten jene unter Führung der nicht immer von ganz lauteren Motiven geleiteten braunschweigischen Herzöge, in deren Dienst und Auftrag Leibnitz zu Gunsten der deutschen Fürsten schrieb, an ihrem von den Kurfürsten bestrittenen Gesandtschaftsrechte fest. Karl Ludwig bemerkte, als ihm die Aufforderung zukam, sich an einem offiziellen Proteste dagegen zu betheiligen, nicht unrichtig, daß das fürstliche Gesandtschaftsrecht den Vorrang der Kurfürsten nicht präjudicire,[2] (auch der Kaiser wies mit demselben Argument eine Beschwerde des Mainzers ab), wohl aber sollten die, denen das Ansehen der Kurfürsten am Herzen liege, darauf halten, daß im Schooße des Kollegiums selbst Friede herrsche und sie sich einander nicht herabsetzten. Denn Karl Ludwig erhielt gerade jetzt wieder einen Beweis des engeren Zusammenschlusses der Kurfürsten untereinander, als ihm die Klageschrift des Mainzers zugeschickt wurde, der in der Befestigung Hirschhorns während der Franzosenzeit einen Eingriff in seine Rechte erblickte, da auch er Mitbesitzer des kleinen Neckarstädtchens war. Alle diese Fragen waren für Karl Ludwig „Amusements", sonderbar in einer Zeit, wo die Existenz der kleinen Fürsten, wie das Beispiel Lothringens zeigte,

leicht vom Willen des französischen Königs abhing, wohl geeignet und wohl auch bestimmt, die Verhandlungen des Reichstages zu Gunsten von Privatinteressen hintanzuhalten, und als in der bewegten Zeit, die dem Abschluß des Friedens voranging, Kursachsen am Reichstag den Antrag stellte, über die Abschaffung der Duelle auf den evangelischen Universitäten zu berathen, da weigerte sich Karl Ludwig, an solche nebensächliche Fragen, die doch nur das Landesinteresse beträfen, die kostbare Zeit des Reichstags zu vergeuden und fügte als seine Privatmeinung die ewig richtige Bemerkung hinzu, die Studenten sollten weniger saufen, dann würde auch weniger gerauft und mehr geschafft werden[1].

In der Annahme, daß durch solche Anträge die Aufmerksamkeit des Reiches von den großen Fragen der Politik abgelenkt und Raum geschaffen werden solle zu privatem Handeln, irrte sich der Kurfürst nicht — denn die ganze Zeit der Nymweger Verhandlungen ist von der rastlosen Thätigkeit des Kurfürsten von Sachsen erfüllt, mit Bayern, das gleich ihm aus dem Geschlechte Wittekinds stamme, wie er rühmte, im engen Anschluß an Frankreich im Reiche eine dritte Partei zu schaffen, die sich gegen die brandenburgische Kriegspolitik, dann auch gegen den Kaiser richten solle[2]. Bayern hatte sich durch den Vertrag vom 17. Februar 1670 eng an das französische Interesse gebunden, und in den bewegten Zeiten des holländischen Krieges neutral bei Seite gestanden. Vergeblich hatte das Kurfürstenkollegium 1676 eine Abordnung an Ferdinand Maria gesandt, nachdem Karl Ludwig die unangenehme und undankbare Aufgabe einer persönlichen Vermittlung abgelehnt, um ihn zu einer thätigen Theilnahme an dem Kriege zu bewegen. Wie sehr ihn auch seine Vereinsamung unter den Ständen des Reiches und die Abneigung, mit der sie auf den Parteigänger Frankreichs blickten, niederdrücken mochten, wie sehr er auch zeitweilig in seinem Besitze bedroht schien, so wollte er sich doch nicht zu einer Verletzung jenes Vertrages verstehen und suchte in einer Vermittlungspolitik zwischen dem Reich und den Franzosen seiner Stellung und seinen Pflichten als Reichsstand zu genügen. Strenge wies er die durch Esaias Pufendorf stets erneuten Bemühungen zurück, in der Bedrängniß Schwedens, wie sie durch die Schlacht von Fehrbellin hervorgerufen und die Feldzüge des großen Kurfürsten fortgesetzt war, seinem wittelsbachischen Vetter mit Waffengewalt zu Hülfe zu kommen[3].

Dieser friedevermittelnden Politik stand der Kurfürst von der Pfalz nicht fern. Die Annahme, daß Bayern und Sachsen ihn in die Grundzüge ihrer Bestrebungen eingeweiht haben, ist nicht von der Hand

zu weisen, wenn man sieht, wie gerade diese drei Kurfürsten, getrennt und gesondert von den andern, ihre vermittelnde Politik beim Kaiser zur Anwendung brachten. In besonderem Schreiben, das vor allem der Initiative Karl Ludwigs zu verdanken ist, drängten sie bei Leopold auf raschen Friedensschluß oder wenigstens Waffenstillstand, ehe das Reich allein übrig bleibe und von Frankreich, das seiner sonstigen Feinde entledigt sei, nun nach Belieben geschädigt werden könne. Es war nicht nur die befürchtete Verzögerung, wenn Karl Ludwig dieses Schreiben einem kurfürstlichen Kollegialtage vorzulegen widerrieth, auch nicht nur die Furcht, daß je mehr Mitwisser, desto geringer die Aussicht auf Wahrung des Geheimnisses und desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß sich die Schrecken des Krieges für die rheinischen Gegenden wiederholten, es erschien ihm vor allem zwecklos, die übrigen Kurfürsten von diesen Plänen und Gedanken in Kenntniß zu setzen. Er zweifelte, ob das Interesse, welches die Herren von Mainz und Trier an ihrem Kurstaat nähmen, den sie doch nur „pro tempore" besäßen und Niemandem zu hinterlassen hätten, so groß sei, daß sie sich einer persönlichen Gefahr aussetzen wollten, und Kurbrandenburg sei zu sehr mit seiner eigenen nordischen Angelegenheit beschäftigt, als daß es sich um Reichsfragen sonderlich kümmere. So ging denn das Schreiben, aus dem Kurpfalz sorgsam alle etwa zu scharfen Wendungen ausgemerzt hatte, im Mai 1678 an den Kaiser ab, der es freundlich aufnahm, in seinem Antwortschreiben gleichfalls einen Waffenstillstand für das Beste hielt — und dann that, was er wollte[1].

Unterdeß schritt die französische Politik ihren sicheren Weg. Einer Koalition der verbündeten Mächte hätte der französische König doch wohl auf die Dauer nicht widerstehen können, um so weniger, als England durch die Vermählung von Maria Stuart mit Wilhelm III. von Oranien sich den kontinentalen Mächten bedeutend genähert hatte und die Frankreich wohlwollende Neutralität bei Fortdauer des Krieges wohl kaum hätte bewahren können oder wollen.

Da griff denn Ludwig XIV. zu dem gefürchteten Mittel, durch Sonderverhandlungen die ihm entgegenstehenden Mächte zu trennen. Ein guter Handelsvertrag, den Ludwig XIV. in Aussicht stellte, ließ in Holland die Friedenspartei das Uebergewicht erhalten; unter dem heftigsten Widerstreben Wilhelms von Oranien wurde nach vorausgegangenem kurzem Waffenstillstand zwischen Frankreich und den Generalstaaten Friede geschlossen (10. Aug.); wenige Wochen später, im September, hatte sich auch Spanien „herausgehalftert". Nun standen dem französischen Könige, der reiche Erfolge über Spanien und die

Niederlande davongetragen, nur noch das so gering geschätzte Reich und Kaiser Leopold gegenüber. Der Friedensdrang mächtiger Reichsstände war ihm nicht unbekannt, Bayern und Sachsen unterhielten die engsten Beziehungen zu Frankreich — da glaubte er denn, (und der Verlauf der Dinge gab ihm später nicht Unrecht), den Frieden nach seinem Willen dem Reiche auferlegen zu können. Wohl gab es damals in Wien eine Partei, die auf Fortsetzung des Reichskrieges drängte, der zugleich zur Stärkung des kaiserlichen Ansehens im Reiche dienen sollte, aber sie verlor allmählich an Ansehen und Bedeutung; die noch immer fortglimmende ungarische Revolution und ein drohender Türkenkrieg ließen im Verein mit der Eifersucht auf das durch seine schwedischen Siege so hoch gepriesene Brandenburg, das ebenfalls die Weiterführung des Krieges wünschte, den Einfluß vor allem der friedebegehrenden Geistlichkeit auf den Kaiser übermächtig werden und schließlich den Sieg in diesem Kampfe der Parteien davontragen[1].

Durch neue kriegerische Bewegungen, die sich wieder gegen die rheinischen Gegenden und besonders gegen die Pfalz richteten, suchte Ludwig XIV. den Frieden zu beschleunigen. Crequi befehligte die Franzosen und hatte die strengste, oft wiederholte Weisung erhalten, jedem ernsthaften Kampf aus dem Wege zu gehen, nichts zu versuchen, was die glänzende Stellung des Königs beeinträchtigen und die guten Bedingungen schmälern könne, wie sie zum Abschluß eines für Frankreich günstigen Friedens nöthig seien[2].

Es waren neue schwere Sorgen für Karl Ludwig, und dem Geiste der Zeit gemäß sah man in den erneut drohenden Kriegsgräueln die Strafe Gottes für das lasterhafte und verwilderte Leben, besonders für das gottlose Fluchen, und uralte Verordnungen wurden wieder ausgegraben, die gegen eine in so ernster Zeit doppelt unverständliche Sittenlosigkeit mit harten Strafen vorgingen[3]. Gegen Ende September waren die französischen Truppen wieder in der Pfalz angelangt, und die Kaiserlichen wagten nicht, ihnen offen entgegen zu treten. Es war ihr Fehler, (den übrigens auch die Spanier in den Niederlanden begangen hatten), daß sie ihre Truppen nicht zu offenem Kampfe, sondern zur Besetzung fester Plätze verwandten, die schließlich doch nicht zu halten waren. Statt den durch die französischen Truppen bedrohten Landen zu helfen, plünderten und hausten die kaiserlichen Soldaten in der Pfalz ärger als zuvor und selbst die Offiziere scheuten vor einer persönlichen Beschimpfung des Kurfürsten nicht zurück. Durch die Vermittlung des Pfalzgrafen von Neuburg,

der kurz vorher Schwiegervater Leopolds geworden war, ließ Karl Ludwig bei diesem über das Auftreten der kaiserlichen Offiziere Klage führen und ihn an das bei Beginn des Krieges vertragsmäßig gegebene Versprechen mahnen, von allen Operationen, wenigstens von jenen, die sich auf Kurpfalz bezogen, in Kenntniß gesetzt zu werden[1]. Geholfen hat es nichts. Immer nachdrücklicher drängte er dabei in Wien auf Abschluß des Friedens, die ganze Verzögerung schien ihm nur in der nordischen Verwicklung zu liegen und er ließ dem kaiserlichen wie den kurfürstlichen Gesandten am Regensburger Reichstage, bei denen er gutes Gehör fand, gesprächsweise sagen, man solle doch darauf hinwirken, daß die schwedische Verwicklung das Friedenswerk nicht nur nicht aufhalte, sondern daß auch der Brandenburger nicht auf jedem Stein und jedem Fleck Erde beharre, dessen Gewinnung er dem Glück seiner Waffen verdanke; gebe doch auch das siegreiche Frankreich bei seinen Friedensschlüssen so manche Eroberung wieder zurück, die es als gute Kriegsbeute erworben habe[2]. Es spricht aus diesen Worten die Abneigung Karl Ludwigs gegen den Kurfürsten von Brandenburg, die auch im persönlichen Verkehr beider zum Ausdruck kam. Wir werden noch von der Haltung Friedrich Wilhelms reden, die er in den pfälzischen Ehehändeln und in den Zwistigkeiten Karl Ludwigs mit Rupprecht einnahm und die den Kurfürsten tief verstimmten. Und diese persönlichen Verstimmungen wirkten auch auf die politischen Beziehungen zwischen beiden zurück. Der Pfälzer vergaß ihm nicht, daß er sich in schweren Zeiten als Sohn seines Vaters gezeigt hatte, daß seine Stellung ihm gegenüber eine zweifelhafte war, wie einst die Georg Wilhelms dem Winterkönig gegenüber, und daß er es gewesen, der in dem Höhepunkt des französischen Krieges dem Pfälzer eine jährliche Apanage von 8000 Thalern für die Pfalzgräfin von Simmern zu erpressen versucht hatte[3].

Endlich schloß dann am 5. Februar 1679 Kaiser Leopold für sich und das Reich den verhängnißvollen Nymweger Frieden mit Frankreich und Schweden, einen Frieden, der den Keim zu neuen, gleichsam vertragsmäßig festgesetzten Verwicklungen in sich trug, und von der Kurfürstin von Hannover, die die Nachricht während einer Theatervorstellung erhielt, auch nicht höher als eine wandelbare Theaterdekoration gewerthet wurde[4]. Es widersprach der goldenen Bulle, dem westfälischen Friedensinstrument und seiner eigenen Wahlkapitulation, daß Leopold ohne Zuziehung des Reiches diesen Akt geschlossen hatte und er suchte am Reichstage um Indemnität nach für dieses verfassungswidrige Handeln. Karl Ludwig, sonst der

ängstlichste Wächter der kurfürstlichen und ständischen Rechte, unterließ in diesem Falle jeglichen Protest, nicht nur, weil der Kaiser feierlich erklärt hatte, daß hiemit kein Präjudiz geschaffen sein solle, und der langersehnte Friede endlich geschlossen war, sondern in der richtigen Erkenntniß, daß ein Ende der Verhandlungen unter Zuziehung des Reichstags überhaupt nicht abzusehen gewesen wäre. Denn gerade die letzten Wochen hatten wieder deutlich gezeigt, daß Formfragen und Etikettestreitigkeiten am Reichstage allen ernstlichen und wichtigen Fragen vorgingen. Da war der Kurfürst von Mainz gestorben und gleich erhob sich die Frage nach seinem Nachfolger im Direktorialamt, das auf Grund eines Abkommens von 1529 Kursachsen mit Recht für sich beanspruchte. Karl Ludwig begriff nicht, wie aus solchem Grunde die Verhandlungen des Reichstags stocken konnten, er begriff nicht, daß die einzelnen doch freien Reichsstände ihr Votum ohne die Anwesenheit eines mainzischen Vertreters nicht abzugeben wagten, ihm erschien es, wie wenn zur Löschung eines Brandes nur mit Erlaubniß des Bürgermeisters gelaufen werden dürfe[1]. Lange zogen sich die Streitigkeiten hin, auch spielten selbstredend wieder konfessionelle Rücksichten mit, und so war der einzige Weg, den der Kaiser einschlagen konnte, wenn er den Frieden haben wollte: mit Umgehung des Reichstages für sich und das Reich abzuschließen.

Eines aber hatte Karl Ludwig nicht erreicht: die Schleifung der Festung Philippsburg. Seit Jahren hatte er darauf gedrungen, um endlich die Pfalz von der fortgesetzten Drohung und das Reich von dieser „höchst gefährlichen Brill" zu befreien, und in dem Traktat, den er 1674 mit dem Kaiser geschlossen hatte, war die Schleifung von Philippsburg ausdrücklich verlangt und ausdrücklich zugestanden worden. Oft hatte Karl Ludwig den Kaiser daran erinnern lassen, zumal nach der Eroberung der Festung der Zustand der Truppen, die barfuß umher gingen, immer kläglicher und für die Nachbarn stets bedrohlicher wurde, er verlangte vom Kaiser, daß Pfalz wieder die Wacht am Rhein übernehme und er konnte nicht mit Unrecht sagen, daß zu jener Zeit, als Kurpfalz noch die Grenzen hütete, das Reich besser geschirmt war, als nunmehr, wo kaiserliche Truppen die Grenzlande unter dem Vorgeben des Schutzes verwüsteten. Es war dem Kaiser unmöglich, die Forderung Karl Ludwigs zu erfüllen, hinter der man im Reiche unlautere Absichten vermuthete; Freiburg hatte er abtreten müssen und es schien ihm unerläßlich, wenigstens eine Festung am Rhein zu besitzen[2].

Wenn auch der Krieg selbst beendet war, so blieb doch der

Zustand des Krieges. Nur langsam zogen sich die Truppen aus den rheinischen Gegenden zurück, jeden Augenblick konnte der alte Haß wieder aufflammen, wofür Frankreich wie Deutschland die Wehr stets bei der Hand haben wollten.

Die Wiederherstellung seines Landes nach dem Kriege war eine Arbeit, an der Karl Ludwig verzweifelte. Wie nach dem großen Kriege lag Handel und Wandel darnieder, was er in harter entsagender Arbeit geschaffen, war zertreten und vernichtet, von neuem mußte er als alternder Mann die Arbeit beginnen, der er die Jahre seiner Kraft gewidmet hatte, in der Hoffnung, in blühenden Gegenden ein ruhiges Alter zu verleben.

Daß es anders gekommen, gab er nicht mit Unrecht dem Reiche schuld. Und darum verweigerte er auch alle Zahlungen, die man als Ersatz der Kriegsausgaben von ihm forderte und begegnete jeder Mahnung und jedem Einwand mit den Vortheilen, die der Nürnberger Friedensexekutionsrezeß ihm eingeräumt. Aber auch von Frankreich widerfuhr ihm Schlimmes. Nicht nur, daß Ludwig XIV. durch Einquartirungen die Gelder eintrieb, die die Eroberung der Festung Philippsburg den französischen Staat gekostet hätten, weil diese Festung nur auf Antrieb Karl Ludwigs eingenommen worden sei, daß er sich auch für die Schädigungen durch andere pfälzische Garnisonen Ersatz zahlen ließ — es kam jetzt die Zeit der Reunionen, deren Beginn Karl Ludwig noch erlebte. Zahlreich waren die Ortschaften, die von den Franzosen in Anspruch genommen wurden, um vermeintliche Rechte aus verschollenen Jahrhunderten zur Anerkennung zu bringen und von den in Metz tagenden Reunionskammern wurden die Grenzen der Pfalz zerfetzt und zerrissen.

Auch jetzt sah der Kurfürst sich wieder allein, selbst die Hülfe, die ihm befreundete Reichsstände früher geboten hatten, versagte und die braunschweigischen Herzöge, die er durch Sophie um wenige hundert Mann Unterstützung angegangen hatte, wiesen ihn auf die näher liegenden Kreise hin. Vom Kaiser war nichts zu hoffen und vom Reichstag, an dem der französische Gesandte Verjus den Boden für Karl Ludwig untergrub, erwartete der Kurfürst mit bitterer Verachtung wieder das so oft ausgesprochene „große Mitleid“ und gute Worte. Es ging kaum schlimmer zu, als in den ersten Jahren des Krieges und durch vorgegebenes Unwohlsein vermied Karl Ludwig, mit den französischen Führern in Berührung zu treten, da sie besonders in angetrunkenem Zustande den Kurfürsten aufs Schwerste kränkten, wie ihm von den Amtmännern des Landes gemeldet wurde[1].

Persönliche Abneigung Louvois' sollte der Grund zu den neuen Quälereien sein, denen die Pfalz ausgesetzt war. Man erzählte sich, daß Karl Ludwig dem französischen Minister habe sagen lassen, daß er gegen den König, nicht aber gegen ihn Ergebenheit kenne und daß er sich weigere, seine Bauern den Befehlen Louvois' willenlos unterzuordnen.

Mehr als eine verbindliche Wendung war diese Versicherung der Ergebenheit gegen den französischen König nicht. Wohl wußte Karl Ludwig, daß ein engerer Anschluß an Ludwig XIV. ihm großen Nutzen und Vortheil gebracht haben würde, aber er vermied nach wie vor, der Sklave dieses Mannes zu sein und verwies es noch kurz vor seinem Tode seiner Schwester Sophie ernstlich, daß sie ihrem nach Paris reisenden Sohne auftrug, von der freundlichen Gesinnung Karl Ludwigs beim Könige zu reden — er wollte nicht, daß man seine Stellung als Spiegelfechterei auffasse, daß Thorheit oder Bosheit sein Verhalten für Lüge und Trug erklärten. Durch Thaten, nicht durch Worte sei Ludwigs Gunst zu erlangen und Thaten könne und wolle er ihm nicht zeigen[1].

Briefe und Gesandtschaften gingen hin und her — Karl Ludwig fragte freilich oft, wozu die französischen Gesandtschaften, die an den Verhältnissen doch nichts änderten, dienen sollten — aber weder durch sie, noch durch die persönliche Verwendung seiner Tochter und seines Schwiegersohnes wurde beim Könige etwas erreicht. Liselotte hatte wenig Geschick und Neigung zu politischer Thätigkeit; ihre Tante Sophie tadelt sie in dieser Zeit, daß sie aus ängstlicher Scheu vor der Gunst des Königs kein Wort für ihren Vater und die Pfalz einlege, daß sie als einzigen Zweck ihres Daseins betrachte, den König durch ihr drolliges Wesen zum Lachen zu bringen[2]. Mehr noch als durch seine Tochter, wollte er durch seine Söhne den Versuch machen, was sich für die Pfalz Gutes erreichen lasse. Der Kurprinz ging zu den Generalstaaten und zu Karl II., um beide zunächst zu einer Verwendung für Kurpfalz zu veranlassen, dann auch, um eine Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen, der späterhin Dänemark, wohin die Kurprinzessin reiste, und der Kaiser beitreten sollten. Zu solchen weitausgreifenden Gedanken war indeß nirgend Neigung vorhanden, und nach kühler Abweisung einer formellen Gesandtschaft durch Ludwig XIV. vermied der Engländer fürderhin, seine eigenen Beziehungen zum französischen König durch nachhaltiges Eintreten für den wenig geliebten pfälzischen Vetter zu beeinträchtigen[3]. Ebenso vergeblich war die Mission seines ältesten raugräflichen Sohnes

Karl Ludwig nach Paris. Nur durch seine Person sollte er dort wirken, und mit Befriedigung hörte Karl Ludwig von der guten Aufnahme, die der neunzehnjährige Jüngling am Hofe und besonders beim Herzoge von Orleans fand; die politischen Hoffnungen aber, die er an den Aufenthalt des sympathischen jungen Mannes in Paris knüpfte, scheiterten, wie vor vierzig Jahren die Hoffnungen gescheitert waren, mit denen die Winterkönigin ihn selbst nach England hatte ziehen lassen[1].

Es waren die letzten Kümmernisse des vielgeprüften Mannes, der des Lebens und Kämpfens müde wurde. Er glaubte, dem Schicksal seines Vaters entgegenzugehen und gleich ihm in der Verbannung das zur Last gewordene Leben zu beschließen, wenn ihm nicht noch Schlimmeres bevorstehe[2]. Die Wege der göttlichen Vorsehung verstand er nicht mehr, willenlos ergab er sich in das, was sie ihm zudachte und was er nicht mehr zu begreifen vermochte. Wie eine Ahnung kam es über ihn, daß das ersehnte Ende seiner Tage nicht mehr ferne sei, und er war bereit. In seinem mehr als sechzigjährigen Leben hatte er erlitten, was ein Mensch nur zu erleiden vermag, nichts fesselte ihn mehr an dieses Leben, und wären die Sorgen um die Zukunft seiner Pfalz nicht gewesen — als dankbar Sterbender hätte er von einem freudlosen Leben willig Abschied genommen.

Karl Ludwig und seine Verwaltung.

Mit einem feierlichen Tedeum wurde am Morgen des 25. Oktober 1648 in Münster die Unterzeichnung des westfälischen Friedensinstrumentes begangen. Was Niemand mehr zu hoffen gewagt hatte, war erfüllt, und als die Boten mit der Friedensnachricht durch das Reich sprengten, da wollte es manchem wie ein Traum erscheinen, daß es wieder werden sollte, wie es um ein Menschenalter früher gewesen war. Wohl riefen die Prediger das, was ihnen von ihren Gemeinden noch geblieben war, zu Dankgebeten in die zerstörten Kirchen, aber nicht in allen, die in den rauchgeschwärzten, halbverbrannten Hallen standen und die Worte des Pfarrers hörten, lebte ein Dankgefühl gegen Gott, daß er den Krieg beendet und dem Morden Einhalt gethan; der Glaube an einen gütigen Vater im Himmel war bei vielen durch das Elend des Krieges erstickt worden und sie schüttelten das Haupt, wenn sie von der Gnade und Güte Gottes hörten, und dabei ihrer zerstörten Wohnstätten und ihrer verstorbenen und verdorbenen Dorfgenossen gedachten. Sie konnten nicht begreifen, daß „der da droben" um seines Namens willen einen solchen Jammer zugelassen und sich der verkommenen Schaaren als Zuchtruthe in seiner Hand bedient habe, die noch immer in der Feldgemarkung ums Wachtfeuer lagerten, und, unzufrieden mit dem geschlossenen Frieden, gleichsam die Hand am Schwertknauf, das Wiederaufleben des Kampfes erwarteten. Wenn die wilden Horden in die stillen Dörfer eingebrochen waren und nicht nur die Habe des kleinen Mannes an sich nahmen, sondern auch in wilder Gier ihren sinnlichen Lüsten fröhnten, mochten es nun alte wettergehärtete Männer sein, in deren Zügen man die Spuren wilder Kriegszeit las, oder Knaben, denen kaum der erste Flaum ums Kinn sproßte, dann hatten die geängsteten Bewohner flehentlich den Namen des Herrn angerufen, daß er ihnen helfe, aber die Sonne war aufgegangen und niedergegangen und keine Hülfe zeigte sich, sondern nur tiefer wurde das Leid und grausiger der Jammer. —

Nun war Friede geworden und aus dem Schutt und den Trümmern, die den deutschen Boden bedeckten, sollte eine neue Welt erstehen. Aber bei den kargen Mitteln erschien es fast wie ein Unrecht, in dieser armen Zeit stattlich zu bauen und wie eine Entschuldigung solchen Thuns klingt der Spruch, den ich einst über der Thüre eines im Jahre 1649 errichteten Hauses fand:

Daß dieses Haus aus Noth und nicht aus Lust erbauet,
Weiß, der so voriges jemals hat angeschauet.

Im Gebiet der alten Pfalz freilich werden wir einen solchen Spruch vergeblich finden. Für Karl Ludwig war die Wiederherstellung der zerstörten Wohnstätten eine der ersten Regierungssorgen, und durch das ganze Reich flatterten seine Einladungsschreiben, die Pfalz wieder zu bevölkern. Denen, die im Kriege um Hab und Gut gekommen, die um des Glaubens willen Verfolgung erlitten — ihnen allen wurde in der Pfalz ein freies Asyl eröffnet und zahlreich folgten sie diesem Rufe und strömten besonders nach Mannheim, dessen weitgehende Privilegien, die auf allen Pfälzer Jahrmärkten verlesen wurden, ihnen Sicherheit und Behaglichkeit des Lebens verbürgten[1]. Denn bei den Arbeiten zur Wiederherstellung des Landes war die Neuaufrichtung dieser Stadt die Hauptaufgabe des Kurfürsten, und wie man die rauhen Zeiten und Stürme des Krieges in dem stürmischen Wetter des Gründungstages vorbedeutet sehen wollte, so erblickte man in dem heiteren Sonnenglanze des 20. August, an dem Karl Ludwig die Privilegien der alten Stadt erneuerte, das Sinnbild einer glücklichen Zeit, die der Stadt bevorstehe[2].

Es waren freilich nicht alles ausgesuchte Elemente, die sich in dem Winkel zwischen Rhein und Neckar niederließen und mühelos wieder zu Geld und Gut zu kommen trachteten. Gelang dies nicht, so war ihnen doch der Aufenthalt in dem schönen Lande recht sympathisch, und der Mannheimer Stadtrath hatte oft schwere Sorgen mit denen, die in der fröhlichen Pfalz fröhlicher geworden waren, als es mit den Zielen und Absichten des Kurfürsten und mit ehrbarer Bürgerstellung zu vereinigen war. Aber auch ernstere Elemente fühlten sich enttäuscht und mancher englische oder holländische Kaufmann, dem die Pfalz als ein aufgehendes Paradies erschienen war, wo man schnell sein Glück machen könne, fühlte sich von der harten und rauhen Arbeit, die seiner wartete, von dem mühevollen Schaffen um geringen Gewinn bald abgestoßen[3]. So floß die Bevölkerung zu und ab, gute und schlechte Elemente, aber alle genossen die Wohlthat weitgehender Privilegien und ein Antrag, das Bürgerrecht und damit den Privilegien-

genuß erst ein Jahr nach fester Ansiedelung zu verleihen, wurde vom Kurfürsten abgelehnt[1].

Auch denen, die gerne bleiben wollten, erschien der Aufenthalt in Mannheim doch von nur fragwürdigem Werthe, wenn sie ihrer Zukunft gedachten und sich sagten, daß Kurpfalz ihnen für den Augenblick das Leben sorglos und freier gestalten, aber sich nicht dazu verstehen wollte, irgendwelche Bürgschaft und Sicherheit für die Gelder zu geben, mit denen sie ihre Geschäfte begründet hatten[2]. Es kam hinzu, daß die geforderten hohen Arbeitslöhne von den um ihre Existenz mühsam Ringenden kaum gezahlt werden konnten und es Niemandem zusagte, seine Dienstleute besser gestellt zu sehen, als sich selbst. Da lag dem Stadtrath die wenig angenehme Pflicht ob, die Bewohner zu „caressiren", damit sie nicht davonliefen und er klagte oft bitter, daß nicht jeder, der sich enttäuscht fühlte, für liebevollen Zuspruch empfänglich war[3]. Aber es war der dringende Wunsch des Kurfürsten, gerade die besseren Elemente festzuhalten und er glaubte durch Häuserbau die Seßhaftigkeit am ersten zu fördern. Sein Edikt vom 9. Mai 1650, worin er zweijährige Steuerfreiheit für die Wiederherstellung zerfallener und dreijährige für den Bau neuer Häuser verspricht, ist bekannt und zeigt, wie richtig der Kurfürst erkannte, daß nur die Seßhaftigkeit in kleinen, wenn auch bescheidenen Wohnhäusern die Unterthanen zu geordneten Zuständen zurückzuführen vermöge; ein ähnliches Abgabenbefreiungspatent erließ er später für diejenigen seiner Soldaten, die sich nach dem lothringischen Kriege in der Pfalz ansiedeln wollten, und wiederholte es, um nach dem Frieden von Nymwegen die Pfalz neu zu bevölkern[4]. Zugleich rief er alle Unterthanen, die im deutschen Krieg aus dem Lande gezogen, wieder zurück, um ihre Häuser und Güter, soweit sie einer Besserung noch fähig waren, wiederherzustellen, aber trotz der Androhung, daß der, der nicht zurückkehre, sein Eigenthum verlieren solle, blieben viele Güter noch lange Jahre nachher herrenlos, so daß er 1663 die Einziehung solcher wüst und wild liegenden Güter anbefahl, nachdem er lange gezögert hatte, aus dem verlorenen Privateigenthum eine Staatsdomäne zu bilden. Es war in den ersten Jahren schon vorgekommen, daß Karl Ludwig herrenlos scheinende Parzellen zum Bebauen verschenkte, dann aber mit den plötzlich auftauchenden früheren Besitzern, die ihr Eigenthumsrecht geltend machten, in Streitigkeiten gerieth; solches wollte er nach Möglichkeit vermeiden[5].

Das kurfürstliche Edikt fand keine schnelle Befolgung und jahrelang noch wohnte der größte Theil der Mannheimer Bevölkerung

widerwillig und oft gegen hohe Miethe an die Hauseigenthümer in düsteren Wohnungen oder in engen und kleinen Kellern. Das Geld war nicht zu beschaffen und das Wenige, was in Kurpfalz umlief, war schlecht. Und schwer war es, Darlehen zu erhalten. Die kapitalkräftigen Leute wußten ja nicht, ob sie ihr Geld wiedersehen würden und nur gegen den, übrigens auch in Polen, England und Schweden üblichen, hohen Zinsfuß von 7% ließen sie sich auf Darlehensgeschäfte ein, wobei ihnen indeß zu jeder Zeit die mit dem Gelde errichteten Baulichkeiten als Unterpfand blieben, nachdem vorher ausdrücklich ausbedungen worden war, daß die zwei Jahre lang unkündbaren Kapitalien lediglich und ausschließlich zum Häuserbau verwandt werden sollten[1]. Soweit Karl Ludwig es vermochte, gab er selbst Darlehen, die erst nach einer Reihe von Jahren mit 5% verzinst wurden, (es war der Zinsfuß, der während des Krieges und nachher am Rhein üblich war), oder räumte leere Plätze ein, die er als Staatseigenthum betrachtete. Und wie die Eingewanderten, die, verstimmt über die schweren Enttäuschungen und die harte Arbeit, die ihrer wartete, wieder davon ziehen wollten, mit Vertröstungen zum Bleiben veranlaßt wurden, so sollten auch die, die sich zum Häuserbau entschlossen hatten, ohne Zögern den Bau beginnen und vollenden, damit ihnen der Wegzug möglichst erschwert werde; wer einen begonnenen Bau etwa stocken ließ, dem drohte der Kurfürst an, daß er das unvollendete Haus öffentlich versteigern lasse, wenn es nicht zur bestimmten Zeit fertig gestellt werde. Freilich waren es keine glänzenden Gebäulichkeiten, die damals aufgeführt wurden, kaum daß die Häuser unterkellert waren, und im Hinblick auf die zumeist auf Sandboden errichteten verbot Karl Ludwig vorerst die Anlage einer Stampfmühle in der Stadt. Stallungen fehlten meist ganz und noch nach Jahren klagte man in Mannheim, daß die Straßen der Stadt mit geringen „nichtswürdigen" Häusern angefüllt seien, die dem, der bessere bauen möchte, den Platz versperrten. Denn die Ziegel hatten gefehlt und auch die Dächer waren nur nothdürftig mit Stroh gedeckt, was von Karl Ludwig zwar nicht gern gesehen wurde, aber geduldet werden mußte, um die Vollendung der Häuser nicht zu hindern; empfand er doch schon unangenehm genug, daß der völlige Mangel an Baumaterialien für manchen ein Grund war, aus der Pfalz wieder wegzuziehen und sie in „böses Geschrey" zu bringen. Soweit möglich, griff der Kurfürst auch hier persönlich ein und verfügte, daß aus den Heidelberger Steinbrüchen die Steine frei geliefert wurden und daß neben zollfreier Einfuhr der außerhalb Kurpfalz bearbeiteten Hölzer der Staat den Ankauf und

Verkauf der Ziegelsteine übernehmen sollte. Offene Gärten an der Straße wurde nicht mehr geduldet, alle sollten zu Bauplätzen verwandt werden, ob nun die Eigenthümer solcher Parzellen selbst bauten, oder sie den Baulustigen überließen[1].

Er vermied dabei, Gebäude auf dem flachen Lande zu errichten, weil bei ausbrechendem Kriege gerade sie zuerst verbrannt würden und im Zusammenhange damit mag die bis ins 18. Jahrhundert gepflogene Sitte stehen, in Kurpfalz die Landstraßen möglichst weit von den Städten und größeren Oertlichkeiten vorüberzuführen. Noch im Jahre 1669 verbot er, jenseits des Neckar ein Haus zu errichten, (freilich auch um der überhand nehmenden Wilddieberei zu steuern), nur ein Gasthaus stand dort, das aber in das Festungsgebiet einge- zogen werden konnte, und ein kleines Häuschen, dessen Name „Laus- hütte" auf den Werth dieser Baulichkeit genügend Licht wirft.

Den einwandernden Judenfamilien war der Häuserbau zu einer von ihnen unangenehm empfundenen Pflicht gemacht worden; bei ihnen verlangte der Kurfürst es auch von den ärmsten und er achtete mit Schärfe darauf, daß sie nicht nur bauten, sondern auch gut bauten und es gab Zeiten, wo die gesammte jüdische Gemeinde wegen Verletzung der kurfürstlichen Bauvorschriften in Strafe genommen war. Und als einst ein eingewanderter Jude sich mit seinen bescheidenen Mitteln entschuldigte und, unterstützt vom Stadtrath, um geringen Aufschub bat, ehe er den Bau eines Hauses beginne, ließ ihm der Kurfürst herb und scharf mittheilen, daß er seiner Concessionspflicht nachzukommen habe, widrigenfalls er Mannheim, wo schon genug Juden seien, ver- lassen müsse[2]. Von Zeit zu Zeit wiederholte der Kurfürst die Ver- günstigungen, die er an den Bau neuer Häuser knüpfte, denn das enge Beieinanderleben der stets zunehmenden Bevölkerung förderte die Sittlichkeit in der Stadt nicht und es mußte auf Abhülfe gedacht werden. In der Fassung dieser Privilegien, wie der Kurfürst sie im Laufe der Regierung wiederholte, zeigte sich der fortschreitende Wohl- stand der Pfalz. Da war zwar von einfachen, aber doch gediegenen Wohnstätten die Rede, deren Errichtung Tausende erforderte, und wir lesen in späteren Jahren sogar von Schwibbogenhäusern an der Friedrichstraße in Mannheim, neben denen freilich auch noch elende Hütten sich befanden, so daß Karl Ludwig gegen Ende seiner Regierung jedem Steuererlaß gewährte, der die letzten Schwibbogenhäuser in der Straße herstellte. Die schönsten Häuser wurden von den Juden gebaut, nicht gerade zur Freude des streng reformirten Stadtraths, und gestärkt durch die Ablehnung eines stadträthlichen Gesuchs an den

Kurfürsten, die Juden in einem Ghetto zu kaserniren, betheiligten gerade sie sich am eifrigsten an der Häuserspekulation; seit den siebziger Jahren, als nach der Pest ein neuer Aufschwung der Stadt begann, waren auch die Häuser zur Waare geworden, mit der man handelte und feilschte, und schon deßhalb legte man Werth auf eine freundliche Bauart[1].

Neben dem gefälligen Aeußern, das einnehmend wirkte, sollte aber auch der Aufenthalt in der Stadt selbst Einheimischen wie Fremden angenehm gemacht werden, und vor allem sollten sich die Preise in mäßigen Grenzen halten. Der Mannheimer Stadtrath richtete ein wachsames Auge darauf und er nahm selbst wohl schon die Herabsetzung übertriebener Wirthshausforderungen vor oder wußte die Wirthe durch Strafandrohung zur Ermäßigung anzuhalten, die dann nicht mit Unrecht, aber meist vergeblich, vom Stadtrath forderten, er solle zunächst die Metzger und Bäcker zur Herabsetzung ihrer Preise veranlassen[2]. Das Wirthshausleben der Pfalz hatte sich nach dem Kriege sehr schnell wieder entwickelt und es wurde speziell in Mannheim trotz der weinreichen Gegend unverhältnißmäßig viel Bier gesiedet und getrunken; denn Karl Ludwig förderte das Bierbrauen auch aus nationalökonomischen Gründen, da er ein billiges und doch gutes Volksgetränk haben wollte, und das Mißrathen des Hopfens weit weniger möglich war als das des Weines. So bestanden bereits 1669 dort 23 Biersieder und, um die Güte des Bieres stets auf gleicher Höhe zu halten, wurde das Amt des Bierkosters eingeführt, das bis zum Ende der Pfalz geblieben ist. Vierzig Thaler sollte jeder dieser Bierkoster erhalten, und wenn auch Karl Ludwig meinte, daß ein solches Gewerbe sich eigentlich in sich selbst belohne, so lehnten doch die Mitglieder des Rathes unter der Begründung, daß es einen Tagesdienst ausfülle, die Abschaffung der Bezahlung solcher Bierkoster ab, erklärten sich aber bereit, bei einer Erhöhung ihrer Bezüge auch dieses Amt zum Wohle der Stadt zu versehen[3]. Jeder Brauer hatte eine bestimmte, nach Zeit und Ort häufig wechselnde Taxe zu zahlen, die den jeweiligen Städten und in einem kleinen Bruchtheil auch dem Koster zu gute kam. Es war bei der Verschiedenheit der Geschmacksrichtungen nicht immer eine leichte Aufgabe, über die Güte des Bieres ein Urtheil abzugeben, das im Winter nicht unter vierzehn, im Sommer nicht unter acht Tagen nach Sieden und Proben verkauft werden sollte, und die Entscheidungen der Bierkoster und die Anweisungen über die Brauart führten zu manchen Differenzen zwischen Wirth und Kostern. Darin aber waren beide einig, und auch die

Bewohner der Stadt wandten gegen solche Magistratsverfügung nichts ein, daß das Bier schnell getrunken werden mußte, da es bei dem Mangel an geeigneten Kellern leichtem Verderben ausgesetzt war, was man durch Wegtrinken vermeiden wollte. Das Wirthsgewerbe war unter strenger Aufsicht, wenn auch die Polizeistunde ziemlich locker und nur in Kriegszeiten straffer gehandhabt wurde, und neben einer festen Ungeldordnung, die oft genug überschritten wurde, war den Wirthen späterhin eine genaue Taxordnung für Speisen und Getränke vorgeschrieben, wobei auch betont war, daß für die hohen Herren, die bei Hofe aßen, der Preis für das Bett erhöht werden dürfe[1].

Es war ein anderer Geist in die Pfalz eingezogen, als ihn das Zeitalter der Reformation und des Krieges gekannt hatte. Das neue Geschlecht, das heranwuchs, und dessen Leben nicht von grauenvollen Erinnerungen überschattet war, genoß fröhlich, was die Gegenwart bot und ließ sich die unbefangen heitere Stimmung nicht leicht trüben; wie im übrigen Deutschland wurde auch in der Pfalz lustig und üppig gelebt. Pfälzer Küche und Pfälzer Keller haben allezeit einen guten Ruf gehabt und das Wort: „Der Mensch hot en Maage un' nit umesunscht" war Pfälzer Grundanschauung, ehe der Dichter es aussprach. Die enge Berührung mit dem Frankreich Ludwigs XIV. hatte, wie die Lebensauffassung in der Pfalz überhaupt, auch die Küche nicht unberührt gelassen und die Polizeiverordnung, die Malvasier und Marzipan bei bürgerlichen Kindtaufen verbietet, gewährt einen tiefen Einblick in das Wesen des damaligen Pfälzer Lebens. Und diesen Neigungen seiner östlichen Nachbarn trug der Franzose Rechnung, als er ihnen späterhin die Herrschaft seines Königs dadurch erträglicher zu machen suchte, daß er ihnen an seinem Geburts- und Namenstage einen freien Trunk versprach.

Auch im Wirthsbetriebe hatte der Kurfürst Gewerbefreiheit zugestanden. Wer sich den städtischen Verordnungen unterwarf, die Accise und das Zapfgeld zahlte, hatte das Recht zum Wirthschaftsbetrieb erworben, und nur wenn er ein Schild über die Thüre hängen wollte, bedurfte er der Genehmigung des Rathes; in der Regel haftete das Schildrecht dann fürderhin am Hause. Den Schultheißen und Zollschreibern wurde der Wirthschaftsbetrieb späterhin untersagt: ersteren um die „Unterthanen" nicht zu zwingen, dahin zu gehen, wo sie keine Polizeistunde zu fürchten hatten und wo aus Geschäftsrücksichten die landesherrlichen Verordnungen leicht lockerer gehandhabt würden, als es der Kurfürst wollte; diesen, weil sie durch den Einkauf, besonders von Wein, Kurpfalz zu schädigen im Stande seien[2]. Manche legten

übrigens, als diese Verordnung erlassen wurde, die Staatsanstellung dankend in die Hände der Regierung zurück und betrieben ihr weit einträglicheres Wirthsgewerbe, das mannigfache Gelegenheit zu dunklen Nebeneinnahmen bot. Denn wenn der Pfälzer ans Trinken kam, so blieb er nach altem Zecherbrauch, wenn die Mittel nicht reichten, Einfaches zu zahlen, gern Besseres schuldig, weils gleich war, und unter den Maßregeln gegen Schuldenmachen läßt besonders jene Verordnung tief blicken, die dem Wirth streng verbietet, von Soldaten herrschaftliche Pferde oder Stücke seiner Montur zur Zahlung oder als Pfand anzunehmen. Und, wie es überall geht, die angetrunkenen Gäste, die nicht mehr recht klar wußten, ob die Rechnung auch stimmte, waren den Wirthen die liebsten und der Engelwirth in Mannheim hatte vor dem Rathe wegen seiner Schwäche im Rechnen zeitweilig böse Stunden, zumal man es ganz ungehörig fand, wenn der Wirth selbst angetrunken war und seinen Gästen den Weinkrug oder das Bierfaß zur freien Benutzung überließ und mit ihnen über die Stadtverwaltung Reden führte, die der Rath nicht immer als Anerkennung seines Thuns auffassen konnte[1].

Vergebens versuchte der Magistrat, den Kurfürsten zum Erlaß strenger Verordnungen zu bewegen, die sich auf das Leben des Bürgers bezogen. Da konnten auch die Konsistorien, an die er sich mit der Bitte wandte, ebenfalls Vorstellungen bei Karl Ludwig zu erheben, nicht viel machen, trotz aller Verordnungen, die sie in sehnsüchtiger Erinnerung an die guten Tage streng kalvinistischer Kirchenzucht unter Friedrich dem Frommen vom Kurfürsten erzwangen. Lächelnd gab er sie, ohne sonderlich auf ihre Durchführung zu halten, da streng reformirte Anschauungen seiner eignen Natur zu ferne lagen, als daß er seine Pfälzer nach konsistorialen Gesinnungen hätte regieren mögen. Er wußte zudem sehr wohl, daß, wen man aus dem Wirthshause heraus-, damit noch nicht in die Kirche hineinverordnet und das dringend geforderte Verbot harmloser Vergnügen, wie es die Sonntagsspaziergänge zum Lusthäuschen auf der Mühlau waren, würde kaum tiefere religiöse Empfindungen erweckt und nur unnütze Erregung unter der Bürgerschaft hervorgerufen haben.

Karl Ludwig gehört nicht mehr zu den frommen, glaubensstarken Naturen, wie sie einst den Pfälzer Kurhut getragen hatten und in schweren Tagen die Stütze des Protestantismus gewesen waren. Jene Zeit war dahin, und mit ihnen auch die bibelfeste Generation

des vergangenen Jahrhunderts. Gestalten, wie Ludwig V. von Hessen-Kassel, der sich auf das Todtenhemd sticken ließ: Deo et Caesari fidelis, wie Ernst der Fromme oder Georg II. von Darmstadt, die unter Thränen die Bibel lasen, blieben vereinzelt; es war aber mit dieser Generation auch viel Aergerniß aus der Welt geschwunden, da es den frommen Herren nicht immer leicht geworden war, ihr Privatleben mit den strengen Satzungen evangelischen Lebens in Einklang zu bringen. Vor den Wallungen menschlicher Leidenschaft, die sie bei den Unterthanen mit streng väterlichem Auge überwachten, schützten keine noch so festen Grundsätze, und die Unterthanen waren in ihrem Urtheil über das Gebahren ihrer fürstlichen Herren nicht immer so nachsichtig, wie zuvorkommende Hofprediger, denen das Bibelwort vom willigen Geiste und schwachen Fleische meist nahe bei der Hand lag.

Der theologische Geist, der im vergangenen Jahrhundert auf jede Lebensregung bestimmend einwirkte, war durch den großen Krieg zerstört worden. Die Freiheit, die dreißig blutige Jahre den christlichen Konfessionen erkämpft hatten, machte ein starres unduldsames Festhalten des Landesherrn an einem der christlichen Bekenntnisse unmöglich, wenn auch Sachsen noch lange die feste Burg des Lutherthums geblieben ist. In einem so durchrüttelten und durchschüttelten Lande, wie in der Pfalz, mochte sich zwar der religiöse Sinn des Volkes erhalten haben, die Pfälzer Geistlichkeit, freilich im Verein mit den Fürsten des Landes, hatte aber selbst dafür gesorgt, den Werth der Bekenntnisse, die dem Volke in unausgesetztem Glaubenswechsel aufgezwungen wurden, herabzusetzen. Aus diesem Zwist um die Worte des Glaubens war der große Krieg hervorgegangen, hier lag die große Mitschuld an den leidvollen Schicksalen des Winterkönigs und seines Hauses, und ihm verdankte Karl Ludwig seine verbitterte Jugend, aus der aber der Pfalz ein duldsamer Herr erwuchs.

Und mit der Erinnerung an die Geschichte seiner Pfalz und seines Hauses verbanden sich die Eindrücke seiner Jugend; die haßerfüllten Religionskämpfe, wie sie damals die Kanzeln Hollands zum Tummelplatz wüster religiöser Eiferer machten, die an Heftigkeit unduldsamer Gesinnung den Predigern aus Kurpfalz unter Friedrich III. nicht nachstanden, hat Karl Ludwig nie vergessen. Wie hier, drehte sich auch in den Niederlanden der Kampf vielfach um leere Formeln und Vorstellungen, und das Volk, das die werkthätige Liebe bei den Dienern am Worte des Herrn vermißte, verwilderte im Leben, wie die Prediger in ihrer geistlichen Gesinnung verwildert

waren. Aber weit schlimmer als die Kanzelzänkereien und die gehäuften akademischen Flugschriften war, daß sich mit den kirchlichen Gegenparteien der damaligen Niederlande, den Arminianern und Gomaristen, die sich um die Prädestinationslehre stritten, auch die politischen Parteien des Landes, die Republikaner und Monarchisten verbanden, und daß die Letzteren, zu deren Führer der streitbare Voetius gehörte, den Erfolg erlebten, das Haupt des republikanischen Parteiführers Oldenbarneveldt, der wie auf politischem, so auch auf religiösem Gebiete Freiheit erstrebte, auf dem Schaffotte fallen zu sehen. Das war kurz vor der Ankunft des Winterkönigs in den Niederlanden gewesen, in Leyden und Dordrecht — für den Augenblick schien mit der monarchischen Partei auch die kirchliche Anschauung des Voetius gesiegt zu haben, aber dem mit Blut erzwungenen Frieden trauten die Theologen nicht, „deren Inquisitionstalent schlimmer war als das spanische"; immer neue Angriffspunkte wußten sie zu finden, und während der Studienzeit Karl Ludwigs in Leyden dauerten die Kämpfe in den Professorenkreisen fort, die sich dann zum Kampf gegen die Lehre des guten Freundes des kurpfälzischen Hauses, des Philosophen Descartes verdichteten und ihn aus den Niederlanden vertrieben. All dies hatte Karl Ludwig vor Augen, als er die Regierung der Pfalz antrat, die um des Glaubens willen so viel gelitten hatte, hier wie dort waren Blutzeugen ihres Glaubens gefallen und die Erinnerung an Silvan war in der Pfalz noch nicht vergessen. Solche verbitternde Kämpfe sollten sich nicht wiederholen. Und wäre er auch nicht seiner hohen Sinnesart gemäß ein Fürst der Duldung gewesen, so hätten ihn schon die Interessen seines Landes darauf hinweisen müssen, alles zu vermeiden, was das friedliche Zusammenarbeiten seiner Pfälzer hätte beeinträchtigen können. Und darum mochte in der Pfalz Karl Ludwigs jeder nach seiner Façon selig werden; nur das staatliche Interesse bestimmte die Stellung des Kurfürsten den drei christlichen Konfessionen gegenüber, deren Vereinigung er sein ganzes Leben im Auge behielt, und wie er dies Streben äußerlich im Bau der Konkordienkirche zum Ausdruck brachte, so betheiligte er sich auch eifrig an dem gleichen Versuch des Bischofs Spinola von Tina, wovon noch zu reden sein wird.

Genoß auch das reformirte Bekenntniß, zu dem der Kurfürst sich selbst bekannte, größere Vorrechte als das lutherische und katholische, so war doch auch für die Anhänger dieser Glaubensrichtungen, wenn sie auch hin und wieder Klage erhoben, in der Pfalz besser wohnen, als in anderen deutschen Territorien und Karl Ludwig rief durch sein

Verhalten gerade den Katholiken gegenüber und durch seinen Verkehr und seine Gespräche mit katholischen Geistlichen zeitweilig in dieser, fürstlichen Konversionen so geneigten Zeit, Gerüchte über seinen bevorstehenden Uebertritt wach[1]; besonders tadelte ihn seine Geistlichkeit, als er 1654 bei der Elevation des Kelches während der Krönungswahlmesse die Kirche nicht verlassen hatte[2]. Man wollte sich wundern, wie er, der einst den Puritanern gefolgt, sich nun dem Katholizismus zuwandte; man glaubte auch hierin den Wankelmuth seiner Sinnesart zu erblicken und vergaß, daß die Sympathie, die er einst dem düstern puritanischen Bekenntniß entgegengebracht, politischen Gründen, nicht innerer Ueberzeugung entstammte. Ihre dumpfen asketischen Anschauungen hat der Kurfürst nie getheilt; sie lagen seinem ganzen Wesen ferne und er hat trotz aller schweren Lebensschicksale nie an Stelle des heiteren Lebensgenusses den finstern Geist der Entsagung treten lassen.

Die Stellung der drei christlichen Konfessionen in Kurpfalz war durch den westfälischen Frieden geregelt worden. Die Lutheraner, die während des Krieges an Schweden und Sachsen eine Stütze gefunden hatten, waren zurückgedrängt, das reformirte Bekenntniß war zum herrschenden erklärt worden. Es war den Lutheranern nur gelungen, sich den Besitz des Jahres 1624 zu erhalten, und sich die gesetzliche Duldung dort zu sichern, wo sie bis dahin nicht bestanden hatte. Besondere Erwähnung hatte nur die Stadt Oppenheim in dem Friedensinstrument gefunden, die 1624 durch darmstädtische Geistliche dem Lutherthum zugewandt, dann unter spanischer Herrschaft katholisch gemacht und nun wieder lutherisch wurde. In den wechselnden Fürstengeschicken der Pfalz hatte sie ihren Glauben so oft ändern müssen, daß sie einst selbst äußerte, sie sei umhergetrieben worden, wie ein Rohr im Winde und zu einem Menschen, der nichts recht glaubte, pflegte man noch im vorigen Jahrhundert zu sagen: Du hast einen Glauben, wie ein Oppenheimer[3]; nun aber hatte sie sich endlich ein Bekenntniß gesichert, und sie war damit einverstanden, als ihr statt des Katharinenstiftes die Sebastianskirche eingeräumt wurde. Nur ungern sahen die Reformirten die freier gewordene Stellung der Lutheraner, denen der Kurfürst leitende Aemter in der Verwaltung der Pfalz überließ, aber sie weigerten sich entschieden, wo es eben anging, ihnen den Theil der Kirchengüter, den sie früher an sich gezogen, zurückzustellen, und begründeten ihr Eigenthumsrecht damit, daß die Schweden den pfälzischen Lutheranern einst das Halten der Prediger und Lehrer ausdrücklich nur auf eigene Kosten zugestanden hätten, was sie kaum gethan haben würden, wenn

nicht die Reformirten im thatsächlichen Besitz der Schulen und Kirchen gewesen wären; vergebens versuchte der Kurfürst, die streitenden Parteien miteinander zu vergleichen.

Es waren ständige Zwistigkeiten zwischen beiden Bekenntnissen und allen Bemühungen der Lutheraner, in den Besitz eigener Kirchen und Schulen zu gelangen, wußten die Reformirten mit dem nicht gerade unrichtigen, aber für die Lutheraner nicht eben erfreulichen Einwand zu begegnen, daß ihnen die reformirten Kirchen und Anstalten offen ständen und daß sie gewiß nichts Böses darin lernen würden[1]. Vergebens suchten die Lutheraner in Mannheim, wo sie ihre größte Gemeinde hatten, beim Kurfürsten auch um äußere Gleichstellung nach. Trotzdem sie ihn an seiner schwächsten Seite berührten, als sie ihm die Zunahme der Bevölkerung vorstellten, wenn erst die Lutheraner völlig freie Religionsausübung besäßen und sie nicht mehr auf privaten Gottesdienst augewiesen wären, so entschied der Kurfürst doch, daß ein eigener Gottesdienst nicht gestattet werde, ehe 50 Familien in Mannheim seien; dann auch erst könne ihrem Gesuch nähergetreten werden, unter Aufhebung einer alten Verordnung, wonach die Unterthanen zum Bau ihrer Kirchen, Schulen und Pfarrhäuser selbst die Mittel herbeischaffen mußten, den Platz zur Schule und Kirche der Gemeinde unentgeltlich zu überlassen. Es zeigte sich hierin die Abneigung, die der geschichtskundige Kurfürst stets gegen die Lutheraner hegte. Denn die Kirchengeschichte der Pfalz hatte ihre unseligsten Elemente unter ihnen gehabt, und wenn er in die jüngste politische Vergangenheit seiner Heimath zurückschaute, so sah er unter den Lutheranern kaum größere Feinde als unter den Katholiken, und der Haß Johann Georgs von Sachsen blieb ihm ebenso unvergessen wie die Verachtung, die der schwedische Kanzler dem Administrator zeigte, als es ihm nicht gelang, die lutherische Religion in der Pfalz zur herrschenden zu machen. Es war daneben auch der Gedanke maßgebend, daß der Friede unter den Bekenntnissen, wie in der Familie leicht gestört werden könne, wenn zwei verwandte und doch so scharf getrennte Konfessionen öffentlich ihren Gottesdienst in verschiedener Weise feierten. Und darum beschränkte Karl Ludwig in Mannheim das lutherische Religionswesen, während den Lutheranern zu Heidelberg in der Spitalkirche außerhalb der Stadt ein Ort eingeräumt wurde, an dem sie ungestört ihren gottesdienstlichen Verrichtungen obliegen konnten und er ließ sogar zu, daß sie sich 1659 dort eine Kirche bauten, deren Grundsteinlegung er selbst beiwohnte und der er, nach seinem Wahlspruche: Deus providebit, den Namen Providenzkirche gab. Aber auch hier war der Kampf zwischen Lutheranern

und Reformirten nicht minder heftig als an anderen Orten der Pfalz und besorgt meldete einst der lutherische Pfarrer, daß die reformirten Weiber Heidelbergs gedroht hätten, ihm gelegentlich die Augen auszukratzen[1].

Die Lutheraner, die sich in den ihnen durch den westfälischen Frieden karg genug zugemessenen Freiheiten noch stets mehr beschränkt fühlten, nahmen nun auch eine feindliche Stellung gegen die Reformirten ein, die sich theilweise in recht kindlicher Form äußerte, wie etwa in der Bestrafung solcher Gemeindemitglieder, die sich von reformirten Familien zu Gevatter bitten ließen. Der Proselytismus blühte dabei selbstredend und zwischen Eheleuten, die den beiden Bekenntnissen angehörten, gegen deren gemischte Ehen auch in der Pfalz, wie vor allem im Lande der Unduldsamkeit, in Kursachsen von den Kanzeln gedonnert wurde, kam es zu Bekehrungsversuchen, die mit der Liebe des so hitzig vertretenen Glaubens nur wenig Berührungspunkte hatten. Jahrelang lebten die Lutheraner, besonders in Mannheim, gedrückt und in engsten Verhältnissen, während sie die reformirte Gemeinde in Blüthe und durch zahlreiche außerdeutsche Glaubensangehörige verstärkt sahen. Strenge wurden ihre Schritte überwacht und man kargte von reformirter Seite nicht mit Beschwerden, wenn etwa ein lutherischer Geistlicher vom Lande in einem Privathause der Stadt Mannheim das Abendmahl ausgetheilt hatte, und der Rath, an den die Reformirten sich klagend wandten, der aber genauer als sie wußte, daß die private Ausübung des lutherischen Gottesdienstes ebensowenig gegen den westfälischen Frieden, wie gegen die Privilegien Mannheims verstoße, suchte die in ihrem Gewissen geängsteten Reformirten zu beruhigen und versprach, wenn auch nicht die Predigt, so doch die Austheilung der Sakramente mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln verhindern zu wollen. Denn er mußte Rücksicht nehmen auf die in der Stadt so zahlreich angesessenen Reformirten, die ohnehin schon durch die Zulassung der wegen ihres Fleißes geschätzten Mennoniten gekränkt waren, zumal Karl Ludwig ihnen sogar den Eid auf die Privilegien erlassen hatte, um sie leichter zum Bleiben zu bewegen. Umsonst bemühten sich die Lutheraner, die kurfürstliche Forderung zu erfüllen und ihre Gemeinde auf fünfzig Familien zu erhöhen, selbst der verdoppelte Eifer, mit dem die Lutheraner Proselyten zu machen suchten, trug nicht die gewünschten Erfolge. Die unsicheren Verhältnisse und fortgesetzten Kriegsunruhen waren es nicht allein, die von einer Einwanderung in die Pfalz abschreckten, es kam die Zeit der Pest hinzu, die nicht nur jeden neuen Zuzug hemmte, sondern auch

die Einwohner selbst bedeutend verminderte. So dauerte es bis um das Jahr 1673, ehe die lutherische Gemeinde in Kurpfalz sich wieder zu regen begann.

Es hing dies mit den Kriegszeiten zusammen[1]. Wie Karl Ludwig damals die Freizügigkeit in der Pfalz ziemlich beschränkte, und die Thore der Stadt früh schließen und spät öffnen ließ, so wollte er auch nicht dulden, daß die Lutheraner Mannheims, wie sie es wohl schon thaten, da das Friedensinstrument nicht mehr so genau innegehalten zu werden pflegte, in benachbarte Orte gingen, um dort die Predigt ihrer Lehre zu hören und die Sakramente zu empfangen. Damals war es, wo Karl Ludwig ausnahmsweise gestattete, daß ein lutherischer Pfarrer, Happius, den Einwohnern das Abendmahl spenden und (nur bei dieser Gelegenheit) predigen dürfe. Gleich aber regte sich auch der Haß der Reformirten, gesteigert durch die Gewohnheit des neuen Pfarrers, im lutherischen Chorrock über die Straße zu gehen, vielleicht auch durch die Furcht, einige ihrer Mitglieder durch den Uebertritt zur lutherischen Gemeinde zu verlieren. So finden wir wenige Monate nach der kurfürstlichen Erlaubniß bereits eine Klageschrift des Mannheimer Pfarrers Grimm, der den Kurfürsten darauf aufmerksam macht, daß die Lutheraner jetzt alle vierzehn Tage eine Abendmahlsfeier hielten und nicht mehr die Kirche der Reformirten benutzten, denen, um neben den geistlichen Kümmernissen auch die weltlichen zu berühren, dadurch vieles vom Almosen entgehe. Der kurfürstliche Entscheid, daß das bei lutherischem Gottesdienst gesammelte Geld der hochdeutschen reformirten Gemeinde zu überlassen sei, die für die lutherischen Armen mitzusorgen habe, mißfiel dem erst kurz angestellten lutherischen Pfarrer, der sich ohnehin mit seinen Gemeindemitgliedern nicht sonderlich zu stellen wußte, ungemein, und steigerte die bedenkliche Geldnoth in seiner Kasse, da ihm besondere Sporteln von Kindtaufen, Hochzeiten und Sterbefällen nicht zustanden und die Reformirten freigebiger mit Grobheiten als mit der Zahlung der den Lutheranern zukommenden Almosen waren. Zur reinen Freude der Reformirten, die sich über den lutherischen Kirchenrock allein schon heftig aufgeregt hatten, ergab sich trotz aller Verschleierung, daß der nach fast fünfundzwanzig Jahren unausgesetztem Drängens und Bittens den Lutheranern Mannheims endlich bewilligte Pfarrer gar kein Pfarrer, sondern nur ein entlassener Schuldiener war. Karl Ludwig hatte einst seine Ernennung, die er zu den durch den Krieg gebotenen Maßregeln rechnete, selbst unterfertigt und auf die Handschrift des Kurfürsten gestützt, weigerte Happius sich, den Platz

zu verlassen, auf den ihn sein Landesherr selbst hingestellt hatte. An seine Stelle, die er im Laufe der Zeit nun doch aufgeben mußte, nachdem ihm ein anderer lutherischer Pfarrer zur Seite gegeben war, meldeten sich viele, doch die meisten waren derart, daß man ihnen „kein Schaf, geschweige denn eine Seele in Pflege geben mochte"[1].

Vieles trug zu diesen trübseligen lutherischen Pfarrverhältnissen freilich auch die geringe Besoldung bei, die den Pfarrern die Freude an ihrem Berufe derart trübte, daß sie für „kupfernes Geld" auch nur „kupfernen Gottesdienst" hielten. Und doch wäre für die zunehmende lutherische Gemeinde in Mannheim ein goldener Gottesdienst wohl angezeigt gewesen. Denn es waren nicht immer werthvolle Elemente, die die Zahl der Gemeindeangehörigen vermehrten. Es sind wenig erbauliche Schilderungen, die sich in den Berichten jener Tage finden, und bei dem Drängen der Lutheraner nach äußerem Bekennen ihres Glaubens dürfte wohl weniger das religiöse Bedürfniß, als der Wunsch maßgebend gewesen sein, es den Reformirten gleichthun zu können, und nicht hinter ihnen zurücktreten zu müssen. Die Reformirten, die über den allzuhäufigen Gottesdienst der Lutheraner Klage führten, fanden nur darin eine tröstliche Befriedigung, daß der lutherische Gottesdienst nicht von den Folgen begleitet war, die man von der Predigt des Gotteswortes hätte erwarten dürfen; erzählte man sich doch in Mannheim, daß bei dem großen Andrang zur Beichte und zum Abendmahl Dinge vorkämen, die mehr von irdischem, als himmlischem Verlangen zeugten, was von den Lutheranen auf reformirtes Anstiften zurückgeführt wurde[2].

Der Wunsch nach einer eigenen Kirche war bei den Lutheranern reger geworden, seit ihnen die Ausübung des Gottesdienstes gestattet war. Ein im Jahre 1675 an den Kurfürsten gerichtetes Gesuch schlug er nicht mehr ab, genehmigte es aber nur unter der Bedingung, daß binnen Jahresfrist die Kirche vollendet sein müsse. Auch andere Bedingungen knüpfte Karl Ludwig an die Gewährung ihrer Bitte, und wenn er das Eigenthumsrecht an der Kirche der Gemeinde auch nicht bestritt, so erklärte er sich doch als ihren Patronatsherrn, dem auch die Bestätigung der Pfarrer zustehe. Mancher konnte sich dabei der Furcht nicht entziehen, daß der Kurfürst, wie er es auch thatsächlich bezweckte, eine allmähliche Vereinigung der reformirten mit der lutherischen Lehre erneut im Auge habe, zumal die Schulen in reformirten Händen bleiben und jedes kirchliche Disciplinarverfahren ebenfalls von den Reformirten, wenn auch unter Zuziehung eines lutherischen Pfarrers, geleitet werden sollte, und man hatte wenig Neigung, unter

solchen Verhältnissen mit vielem Gelde den Reformirten eine neue Kirche zu bauen. Es kam auch nicht dazu, denn die Opferwilligkeit der Gemeinde war nicht so groß, wie man sie dem Kurfürsten vorgestellt hatte; der Bau stockte, die eingezahlten Gelder wurden zurückgefordert und auf Grund eines kurfürstlichen Erlasses vom 1. November hin auch zurückgezahlt. Nach wie vor hielten die Lutheraner ihren Gottesdienst in einem Privathause ab, bis ihnen nach Errichtung der Konkordienkirche ein würdigerer Raum gegeben war, in dem sie ihrer Lehre nachleben konnten — es waren nur wenige Jahre, dann kam die katholische Reaktion ins Land und erschwerte ihre Lage mehr als je vorher.

Weit freier war die Stellung der Reformirten, wenngleich ihr Mannheimer Bethaus zu Beginn der Regierung Karl Ludwigs ebenfalls recht bescheiden war. In einem der leeren Rathhaussäle, durch den der Weg zum Lagerspeicher führte und unter dem sich die Apotheke befand, hielten sie ihren Gottesdienst und es wurden neben den Klagen über Unreinlichkeiten auch heftige Beschwerden über den Apotheker laut, der seinen Mörser während der Predigt wacker benutzte, so daß Pfarrer und Gemeinde, wie man klagte, häufig den Faden der Predigt verloren. Aber das Gefühl, dem herrschenden Bekenntniß anzugehören, setzte doch über manche Mißstände hinweg und die Pfälzer Reformirten wußten die herrschende Stellung auch mit viel Nachdruck zur Geltung zu bringen, so daß noch ein französischer Präfekt der napoleonischen Tage sie im Gegensatz zu Katholiken und Lutheranern als die groben Schreier bezeichnen konnte[1]. Waren ihnen auch in Mannheim keine besonderen Privilegien ertheilt, so lag doch ihre Stärke darin, daß in den Privilegien nur von ihnen die Rede war und daß Karl Ludwig selbst dem Glauben angehörte, den sie bekannten. Das Selbstbewußtsein der reformirten Prediger war dem Kurfürsten häufig recht unbequem und als es ihm nicht gelingen wollte, unter den streitenden Pfarrern der drei christlichen Konfessionen Frieden zu stiften, verbot er den Lutheranern, Prediger anzustellen, die auf Universitäten gebildet und daher leicht geneigt waren, die zornigen gelehrten Meinungskämpfe von den Kathedern auf die Kanzeln zu übertragen; er wollte die Predigt zur Begründung und Fortbildung der Moral verwandt, nicht aber zum Kampfplatz umstrittener und spitzfindiger Fragen herabgewürdigt wissen, die am letzten Ende doch Niemand zu beantworten vermochte und, wie er sagte, als leerer Zeitvertreib höchstens in die gelehrten Schulen, nicht aber in die Kirche gehörten[2]; es waren Anschauungen, wie sie zu

gleicher Zeit Spener in Frankfurt vertrat und woran er die Gründung seiner pietistischen Gemeinde anknüpfte. Karl Ludwig wollte, daß seine Pfälzer gute Menschen würden und er selbst bestimmte, besonders in den Zeiten des Krieges, Form und Inhalt des Gottesdienstes aufs Genaueste, wann gepredigt und wann katechisirt werde und der alte Skultetus, der einst den flüchtigen Glanz des Winterkönigs getheilt und gleich ihm in der holländischen Verbannung ein elendes Leben geführt hatte, kam wieder zu Ehren, als Karl Ludwig befahl, daß die von ihm verfaßte Postille allen Katechisationen zu Grunde gelegt werden solle[1]. Im übrigen griff er auf die Kirchenordnung von 1601 zurück; er ließ die Bettage bestehen, wie Kurfürst Friedrich IV. sie eingerichtet hatte, änderte überhaupt an den Bestimmungen des kirchlichen Lebens, die sein Großvater getroffen, gar nichts, so daß bei einem Neudruck der Kirchenordnung von 1601 sogar die Druckfehler mit übernommen wurden[2].

Trotz ihres selbstbewußten Auftretens und ihrer pharisäischen Ueberwachung lutherischen Lebens waren auch die Reformirten nicht immer hervorleuchtende Muster sittlichen Wandels, weder Hirt noch Herde. Warfen sie den Lutheranern die schon erwähnten Anstößigkeiten bei der Abendmahlsfeier vor, so fragten diese, ob der zur Regel gewordene Zank um die Kirchenstühle und besseren Plätze etwa aus dem heißen Drang hervorgehe, keines der Worte des Predigers zu verlieren und ob der Kampf zwischen den bürgerlichen und adeligen „Weibspersonen" Mannheims um den Vorrang in der Kirche vielleicht zur Steigerung der Andacht diene? Bei solchen ärgerlichen Scenen (zu deren Schlichtung zeitweilig sogar die Autorität des Kurfürsten angerufen wurde, damit er über die Kirchenplätze entscheide!), griff man wohl schon mit Kirchenstrafen ein, aber wie sollten sie bei einer Bevölkerung wirken, bei der das Kirchenwesen ein so geringes Ansehen genoß! Und die vom Kirchenrath stets neu eingeschärfte Anzeigepflicht bei Verfehlungen in der Gemeinde wurde wenig beachtet, weil ihm die Befugniß zustand, solche Beschwerden an den Stadtrath zur Bestrafung der Schuldigen weiter zu leiten, und Niemand sich der Gefahr aussetzen wollte, durch eine Anzeige die Rache anderer herauszufordern und sein Leben genauer durchprüfen zu lassen, als ihm lieb war.

Viel Schuld an dem leichten Lebenswandel der damaligen Pfalz trugen die Geistlichen selbst. Ein großer Theil von ihnen eignete sich zu allem andern mehr, als zur geistlichen Führung einer Gemeinde, kam es doch schon vor, daß einzelne durch die Androhung

sonntäglicher Arbeit, wenn nicht gepredigt werde, zur Erfüllung ihrer geistlichen Pflichten gezwungen wurden, und das Wort der Lutheraner, daß sie für kupfernes Geld auch nur kupfernen Gottesdienst liefern könnten, läßt nicht eben auf eine besonders hohe Auffassung ihres Berufes schließen. Sie mochten ja etwas gelernt haben, dann aber wurde ihre Zeit, besonders auf dem Lande, durch das Einsammeln der ihnen zustehenden Kompetenzien derart in Anspruch genommen, daß sie das Gelernte, statt zu vertiefen und weiter auszubilden, vergaßen und vor allem litt durch dieses bettelnde Umherziehen in den Häusern ihr Ansehen bei den Gemeindemitgliedern. Aber auch dort, wo die Besoldungsverhältnisse weniger demüthigend waren, als auf dem Lande, sank mancher Prediger durch eigene Schuld tief in der Achtung seiner Gemeinde. In Mannheim war besonders der Pfarrer Moller lange Zeit hindurch ein Stein des Anstoßes. Seine Predigten, wie sein Leben, das auch in finanziellen Dingen nicht ganz einwandfrei war, riefen in der Stadt Mißstimmung hervor, und er pflegte dann auf der Kanzel jene, die ihn getadelt hatten, nicht immer mit den edelsten Geschöpfen des Thierreiches zu vergleichen. Anfänglich erregten diese im Stil Abrahams a Sta. Clara gehaltenen Predigten die Heiterkeit der Mannheimer und die Kirche war an den Predigtsonntagen angefüllt mit Leuten, für die solche zoologisch-theologischen Auseinandersetzungen und der Aerger der davon Betroffenen einen angenehmen Zeitvertreib bildeten. Dann aber, besonders als die Zeiten ernster wurden, kam den Mannheimern doch der Gedanke, daß ein solches Gebahren sündhaft sein könne, und wenn Moller früher vor gefüllter Kirche gepredigt hatte, so predigte er jetzt seine Gemeinde zur Kirche heraus, da die Mannheimer „zur Aufbauung ihrer armen Stadt“ Gottes Segen nöthig hatten, ein solcher Gottesdienst ihnen aber als ein Gräuel erschien, durch den der Segen des Herrn nur abgewendet werden könne, und, wie sie klagend hinzufügten, es dabei auch nicht möglich sei, Papistische dem reformirten Bekenntniß zu gewinnen[1]. Freilich war das religiöse Gefühl nicht bei allen gleichmäßig entwickelt und es gab viele in der Stadt, die vielleicht der Neugier wegen sich den streitbaren Herrn auf der Kanzel einmal anhörten, im übrigen sich aber um Gottesdienst und Predigt herzlich wenig kümmerten. An Sonntagmorgen wurde in den Mannheimer Wirthshäusern brav gezecht und bei dem geringen Verkehr auf der Gasse Kegel geschoben, aber nicht nur dies erregte bei den Predigern Anstoß. In den klagenden Beschwerdeschriften, die dem Kurfürsten eingereicht wurden, waren auch die Spazierfahrten und Spaziergänge an schönen

Sommersonntagen scharf verurtheilt und wenn Karl Ludwig auch seinen Pfälzern möglichste Freiheit lassen wollte, so verordnete er doch in den Pestjahren, unter Hinweis auf den sichtbar gewordenen Zorn Gottes, daß während der Kirchzeit nur mehr an durchreisende Fremde, nicht aber an Einheimische Wein verzapft und jeder Handel, (was besonders die Juden hart traf), in dieser Zeit eingestellt werden solle. Das Verbot, Handel zu treiben, ließ sich schließlich noch hinnehmen, aber daß auch der Weinkrug verschlossen war, wurde als unnöthige Härte betrachtet. Da liefen denn die jungen Leute schaarenweise in die benachbarten geistlichen Territorien, in denen sie mehr Freiheit genießen konnten, und manch Einer ist dort geblieben und zog vor, statt in der Pfalz, wo fleißige Arbeit gefordert wurde, unter dem Krummstabe besser zu wohnen[1].

Sie hatten viel zu thun, die reformirten Pfarrer und Gemeindeführer, denn neben der Sitten- und Glaubenswacht über ihre eigenen Gemeindezugehörigen hatten sie noch freiwillig die Wacht über die Lutheraner, wie wir wissen, und die Katholiken übernommen, die ohnehin den meisten Grund zur Klage zu haben glaubten und in der argwöhnischen Ueberwachung einen Eingriff in die ihnen auf Grund des Friedensinstrumentes zugebilligte Freiheit ihres Glaubens erblickten. Es ist schon erwähnt, wie auf dem Reichstage des Jahres 1653 dem Kurfürsten vorgehalten wurde, daß er es sich durch sein Verhalten den Katholiken gegenüber unmöglich gemacht habe, gegen die Bedrückung seiner protestantischen Glaubensgenossen in den katholischen Territorien, vor allem in den kaiserlichen Erblanden, nachdrücklich Einsprache zu erheben. Nicht ganz mit Unrecht, denn Karl Ludwig unterschied scharf zwischen Römisch-Katholischen und Papisten; während er in den ersteren Anhänger einer Lehre sah, die er seiner hohen Gesinnung gemäß tolerirte, hingen die anderen dem „dominium papae“ an und sein Haus hatte genug davon gelitten, um politisirende Katholiken nicht dulden zu können.[2] Noch immer erwuchsen ihm seine schlimmsten Gegner aus den Reihen der geistlichen Fürsten und wenn er den Katholiken Abneigung zeigte, so konnten sie nicht sagen, daß es Liebe war, die er mit Ablehnung erwiderte. Nicht nur, daß ihm im Wildfangstreit, wie im Kriege mit dem Lothringer die benachbarten geistlichen Herren als seine schärfsten Gegner gegenübertraten, auch in der inneren Politik stieß er überall auf ihre Gegnerschaft und die Feindseligkeit des Kammergerichts, wie sie sich besonders zur Zeit der Vikariatshandlung gezeigt hatte, schrieb er dem Umstande zu, daß es ihm nicht gelinge, jemals einen Assessor seiner Wahl in das

Kollegium aufgenommen zu sehen, während er doch ohne Bedenken die ihm vorgeschlagenen stets annehme. Nicht nur bei dieser Gelegenheit kam die Abneigung der katholischen benachbarten Reichsstände zum Ausdruck und wir haben verschiedentlich schon den aus konfessionellen Gründen zu Tage getretenen politischen Gegensatz zwischen ihm und seinen Nachbarn berührt. Nur unwillig waren bei dem Friedensschluß die katholischen Herren aus den stattlichen Pfälzer Pfründen gewichen und sie suchten von den einst innegehabten Rechten soviel wenigstens zu retten, wie zu retten war. Es waren oft nur Kleinigkeiten, kaum der Rede werth, aber eben durch ihre Unscheinbarkeit geeignet, das Gemüth zu verbittern und das Nebeneinanderleben zu erschweren. Der Wildfangstreit hatte gezeigt, daß man auch Gewalt nicht scheute, um die eigenen Rechte auf Kosten von Kurpfalz zu erweitern, im Streite mit Mainz um das altpfälzische Kloster Lorsch erfuhr Karl Ludwig, daß das, was bei der Restitution der Pfalz ihr durch ein „Versehen" entzogen war, (man hatte es bei der Neuabgrenzung ihres Gebietes nicht übermäßig genau genommen), ihr auch für immer verloren blieb, und bei dem Streit um Parkstein und Weiden ergab sich ihm deutlich, wie lokale Zwistigkeiten auf seine Stellung im Reichsverbande einwirkten und wie er von der Macht der Verhältnisse gezwungen wurde, seine protestantischen Unterthanen aufzugeben. Parkstein und Weiden war auf Grund des Friedensinstrumentes Kurpfalz und Pfalz-Sulzbach zu gemeinsamer Verwaltung übergeben worden. Einige Jahre hatten beide friedlich die kleinen Orte regiert, und nur vorübergehend waren dem Kurfürsten aus diesem Besitze Schwierigkeiten erwachsen, als Rupprecht den kurpfälzischen Antheil an Parkstein und Weiden für sich forderte. Als dann aber der schon lange zum Katholicismus neigende Pfalzgraf Christian August von Sulzbach 1656 übertrat, und nun mit dem Eifer des Renegaten seine früheren Glaubensgenossen zu beeinträchtigen suchte, nicht nur im Punkte des Glaubens, auch in den Einkünften, da erblickte Karl Ludwig darin einen Eingriff in seine eigenen landesherrlichen Rechte und es kam zu dem bereits erwähnten kriegerischen Zusammenstoß, der durch die Einmischung Bayerns, das als Reichsvikar handelte, für das ganze Reich von Bedeutung wurde, schließlich aber zu einem Vergleich führte (1662), durch den Karl Ludwig seine Glaubensgenossen in den beiden Orten aufgab, und gegen Zahlung von 200 000 Gulden seine Rechte an Pfalz-Neuburg abtrat. Daß dabei den Evangelischen gute Zusicherungen gemacht wurden, war die übliche vertragsmäßige reservatio mentalis, an die sich der neue Herr

nicht zu binden pflegte[1], und daß während solcher, auf konfessioneller Basis beruhender Kämpfe Karl Ludwig die Glaubensgenossen seiner Gegner entgelten ließ, was ihm von diesen Uebles geschah, wird man verstehen und man wird ihm nicht verdenken können, daß er sich diesem damals ziemlich allgemein gepflegten Brauche nicht entzog.

Den politischen, nicht den religiösen Katholicismus bekämpfte Karl Ludwig. Mochte jeder glücklich werden in dem Bekenntniß, das er vom Vater überkommen hatte und dem Sohne vererben wollte. Was ihn abstieß, war das leere Gezänk der Prediger, die er mit den Aerzten und Advokaten für die schlimmsten Charlatane der Menschheit hielt[2], und mit vollem Rechte erschien es ihm unvereinbar mit dem Wesen des katholischen wie christlichen Glaubens überhaupt, wenn der Geistliche, skrupellos in der Wahl seiner Mittel, in den Streit der Tagesereignisse herabstieg, wenn geistliche Eitelkeit und geistlicher Ehrgeiz sich des bedrohten Glaubens als Vorwand bediene, um eigensüchtige Ziele und Absichten zu erreichen. Stets konnte der Priester, der im Dienste seiner Gemeinde segensreich wirkte, auf Unterstützung beim Kurfürsten hoffen, wer aber im Partei- und Glaubenshader das Wesen seines edlen Berufes herabwürdigte, hatte in Karl Ludwig einen strengen Herrn; es war ihm, als träte ein solcher mit einem in unwürdigem Kampfe beschmutzten Kleide vor den Altar oder auf die Kanzel.

Und darum suchte er vor allem den Einfluß der Ordensgeistlichkeit von seiner Pfalz fernzuhalten. Schon während des großen Krieges hatte er seinem Gesandten geschrieben, daß er zwar einige Klöster, wenn es denn sein müsse, in der Pfalz dulden werde, daß er sich aber die strengste Aufsicht und landesherrliche Superiorität über sie unter allen Umständen wahren wolle[3]. Damals schritt man über diese Erklärung hinweg, wenn sie auch vom englischen Gesandten nachdrücklichst unterstützt wurde; die katholischen Stände hatten die Macht in Händen und gebrauchten sie ohne sentimentale Erwägungen von Recht und Billigkeit. Nun aber, da er wieder Herr war in seinem Hause, wollte er wenigstens jene streng überwachen, die mit den schlimmsten Erinnerungen der Pfalz untrennbar verknüpft waren und großes Leid in das Haus des Winterkönigs gebracht hatten, als es ihnen gelungen war, zwei seiner Geschwister dem väterlichen Glauben abwendig zu machen.

In diesem Kampfe gegen die Orden leistete die reformirte Geistlichkeit dem Kurfürsten eine bereitwillige, wenn auch nicht gewünschte Hülfe. Wenn man ein halbes Jahrhundert nachher den Jesuiten,

deren Kloster in Frankenthal Karl Ludwig nicht dulden wollte, vorwarf, auf Schleichwegen die Gesinnung der Andersgläubigen zu erforschen, und unter dem Vorgeben der Seelenrettung den Frieden unter den christlichen Bekenntnissen zu stören, so muß der gerecht Urtheilende bekennen, daß ihnen hierin die protestantischen Prediger zur Zeit Karl Ludwigs besonders in Mannheim mit gutem Beispiel vorangegangen sind. Bis über die kleinsten Lebensregungen der Katholiken wachte das reformirte Auge und manche Beschwerden über das ärgernißerregende Auftreten katholischer Personen lief beim Kurfürsten ein. Es bestand bei voller Gewissensfreiheit ein Verbot jedes katholischen Gottesdienstes und in gleicher Weise war den Katholiken untersagt, bei benachbarten Herrschaften den Bedürfnissen ihres Glaubens und dem Drange ihres Gemüthes zu folgen. War dies nun doch geschehen, oder hatte gar der Wormser Weihbischof in der Stadt Ladenburg, die doch dem Pfälzer und Mainzer gemeinsam gehörte, gefirmt, dann wurde mancher Bogen verschrieben, um dem Kurfürsten die Gefahr recht klar zu machen, die dem auf reformirte Säulen so fest gegründeten Staatswesen von der katholischen dunklen Minirarbeit drohe[1]. Die Höfe der Edelleute, besonders der reichsfreien, erfreuten sich einer besonderen Ueberwachung und es wiederholten sich die Warnungen, die dem Kurfürsten über das staatsgefährliche Thun dort zugingen, wo sich mißliebigen Personen ein refugium eröffne, aus dem kein Büttel sie vertreiben könne. Selbst dem Sterbenden wurde der Priester fern gehalten und es kam einst zu erbitterten Händeln zwischen Katholiken und Reformirten, als diese vor dem Hause eines mit dem Tode Ringenden den Pfarrer aus Seckenheim angriffen, so daß er nur mit Mühe seiner geistlichen Pflicht genügen konnte[2].

Den scharfen Gegensatz der Bekenntnisse vermochte auch die hohe Gesinnung Karl Ludwigs nicht zu überbrücken. Er hörte die Klagen an und entschied nach den Interessen des Staatswohls. Die Beschwerden der Katholiken, um ihres Glaubens willen Unrecht dulden zu müssen, wies er zurück; er erinnerte sich, daß noch kurz vor seinem Einzug in der Pfalz die Katholiken Mosbachs nicht zugelassen hatten, daß ein Reformirter in einen benachbarten Gottesdienst gehe, und daß, wer es doch gethan, vor den Thoren der Stadt von ihnen angehalten, ausgezogen und bis zum nächsten Morgen liegen gelassen wurde[3]. Er wußte, daß zum Glaubenskampf nur das Gewand, nicht das Wesen führe, es war aber eine Täuschung, wenn er annahm, daß der Gegensatz der Bekenntnisse ausgeglichen werden könne, wenn er die Bekenner des christlichen Glaubens an

einen Ort zum Gebet vor ihren Gott führe. Der Haß ließ sich nicht ertödten; er war um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der Pfalz noch so stark, daß an einzelnen Orten auf den Friedhöfen eine Mauer errichtet wurde, um den Reformirten, die mit den Juden die gleiche Ruhestätte ohne Scheu theilten, wenigstens den Anblick des verhaßten katholischen Kreuzes zu entziehen. Und gerade zur Zeit, da Karl Ludwig die Kirche der hl. Eintracht weihte, tobte in Mannheim ein erbitterter Kampf und wüster Streit, den das Wort des Kurfürsten nur mühsam beschwichtigte. Dem Sarge einer katholischen Frau war ein Kreuz mit ihrem Namen voraufgetragen worden und nun verlangte der reformirte Pfarrer in heiligem Zorn, daß solche Vermessenheit entschieden und nachdrücklich bestraft werde, damit ein solcher „päbstischer Mißbrauch" nicht noch andere und größere nach sich ziehe, zumal sich verdächtige Kapuzinergestalten in der Stadt zeigten, sich auch hier und da schon in die Häuser schlichen — es sollte nicht lange mehr dauern, bis sich die reformirte Unduldsamkeit an das Kreuz, als ein „katholisch Zeichen" gewöhnen mußte[1].

Aus dem unduldsamen Geiste eines reformirten Predigers heraus läßt sich schließlich der Zorn beim Anblick eines katholischen Kreuzes und eines lutherischen Chorrocks begreifen, aber unbegreiflich erscheint, wie den Führern der reformirten Gemeinde auch der stille Gottesdienst der Mennoniten ein Stein des Anstoßes und ein Gräuel sein konnte. Es war eine friedliche Sekte, die auf ihre Weise Gott verehrte, und dem Gebote des Kurfürsten, Niemanden mit Gewalt zu ihrem Bekenntnisse zu zwingen, stets treu geblieben ist. Sie fühlte sich wohl in der Pfalz und hegte dankbare Empfindungen zu Karl Ludwig, der ihr im Jahre 1655 am Rheinthor in Mannheim einen Platz angewiesen hatte, um dort ihr Bethaus zu errichten, und der ihr ruhigere Tage verbürgte, als sie hundert Jahre zuvor in der Pfalz verlebt hatte[2]. Das Recht der Aufenthaltskündigung blieb dem Kurfürsten ausdrücklich vorbehalten, aber er lernte bald die fleißige Gemeinde schätzen und versagte ihr nie seinen landesherrlichen Schutz, wenn sie sich vor dem Hasse der Reformirten hülfesuchend an ihn wandte; strenge Strafen drohte er den Handwerkern der Stadt an, als er erfuhr, daß die reformirten Meister ihnen durch die Drohung, keinen Gesellen anzunehmen, der länger als vierzehn Tage in mennonitischen Diensten gestanden, die geringen Einkünfte schmälern und den Aufenthalt in der Stadt verleiden wollten. Gerade solcher Leute bedurfte die Pfalz, und wenn Karl Ludwig sich zur Aufgabe gestellt hatte, seine zertretenen und verkommenen Heimathslande wieder herzustellen, so konnte

er die Einwandernden nicht mit konfessionellem Auge anblicken. Der Gebote, die der Kurfürst ihnen auferlegte, um den Eifer der reformirten Prediger zu beschwichtigen, bedurfte es bei den friedlichen Leuten nicht; Schmähung der Obrigkeit und Gotteslästerung lag ihnen fern und rühmend wird hervorgehoben, daß sie sich auch des Fluchens zu enthalten pflegten. Denn Fluchen war pfälzischer Landesbrauch; der Pfälzer konnte fluchen, „daß die Sterne am Himmel zitterten", und zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts entsetzte man den Wächter eines Thurmes, in den der Blitz geschlagen hatte, seines Amtes, weil man glaubte, daß er durch sein gotteslästerliches Fluchen den Blitz herbeigezogen hätte. Selbst einem so aufgeklärten und allem Überglauben abholden Fürsten wie Karl Ludwig kamen doch oft Gedanken, ob nicht das Elend seines Landes eine Strafe Gottes für den unausgesetzten Mißbrauch seines Namens sei; dann wurden die Verordnungen gegen das Fluchen und Schwören erneuert und verschärft und es wuchs die Neigung des Kurfürsten zu der friedlichen Mennonitensekte, die ihren Gott auf anderem, aber gewiß nicht schlechterem Wege als die übrigen Religionsparteien des Landes suchte. Die Neigung und Nachsicht des Kurfürsten wirkte bei den Reformirten verstimmend, und als er ihre Klagen über die Sonntagsentheiligung der arbeitenden Mennoniten mit der Weisung an diese erwiderte, Sonntags nur im Hause zu schaffen, und ihnen damit die letzte Wehre aus der Hand nahm, da beschränkten sie fürderhin den Kampf gegen die Mennoniten auf Kirchenstrafen, die sie jenen Gemeindemitgliedern auferlegten, die an ihrem Gottesdienste theilnahmen oder ihre Kinder von ihnen taufen ließen.

Eine besondere Stellung nahmen die Juden ein. Früher in der Pfalz nicht geduldet, und eng zusammengepreßt in den geistlichen Territorien wohnend, hatte erst Karl Ludwig ihnen die Grenzen der Pfalz gegen Erlegung eines jährlichen Schutzgeldes geöffnet, aber er erlebte wenig Freude an ihrem Thun und die Mannheimer Stadtverwaltung noch weniger. Es war ein fortgesetzter Zank zwischen den eingewanderten polnischen, portugiesischen und deutschen Juden, von denen wenigstens die beiden letzteren gemeinsame Kirchen und Schulen hatten, und den Juden selbst wollte dieser ewige Hader als Gott wenig wohlgefällig erscheinen[1]. Sie hatten ihre besondere Verfassung, erhoben von jedem Neuankommenden eine besondere Schatzung und suchten sich, des Ausgleichs halber, den staatlichen und städtischen Auflagen, soweit es ging, zu entziehen. Ihr Thun und ihre Religionsübung wurde trotz der ihnen zugestandenen Selbstverwaltung vom Kur-

fürsten streng beaufsichtigt, und obwohl er ihnen, trotz der Zuckungen der Lutheraner, die darin eine Schändung des Namens Christi erblickten, den Bau einer Synagoge gestattete, so duldete er doch nicht, daß ihre rituale Lebensart in die Befugnisse des Landesherrn oder des Stadtmagistrats eingriff, und als einst zwei Judenmetzger, die nicht den Vorschriften des Glaubens gemäß geschlachtet hatten, von ihrem Rabbiner mit dem Banne belegt wurden, der auch bürgerliche Nachtheile in der Gemeinde nach sich zog, befahl er sofort Aufhebung desselben und gebot aufs strengste, daß, wie die andern Konfessionen, so auch die jüdische sich jedes Polizeiwesens zu enthalten habe[1]. Der Viehhandel und die Metzgerei, später auch der Häuserschacher, waren die hauptsächlichsten Beschäftigungszweige der damaligen Pfälzer Juden, denen der Kurfürst, mit Ausnahme des Holz- und Weinhandels, ebenfalls volle Gewerbefreiheit zugesichert hatte. So sehr die jüdische Konkurrenz auch von den Christen gefürchtet und bekämpft wurde, so fand sie doch beim Rath der Stadt Mannheim Unterstützung und vergebens bemühten sich die christlichen Metzger in der Stadt um zünftlerischen Zusammenschluß. Der Rath sah ein, daß die Fleischpreise sich erniedrigten, wenn der Jude handelte, da seine Anspruchslosigkeit beim Einkauf des Viehs und der Fleischwaaren keine sonderlichen Betriebskosten verursachte[2]. Bei der erfreulichen Zunahme ihres Vermögensstandes trugen die Juden mit einer gewissen Gleichgültigkeit die Zeichen der Verachtung, der sie überall ausgesetzt waren. Sie verschuldeten freilich diese Abneigung nicht zum wenigsten selbst. Fromme Gemüther, insbesondere die geistlichen Leiter der Stadt, nahmen Anstoß an dem Handel, den sie während der Kirchzeit trieben und der Eifer, mit dem sie den christlichen Handwerkern die Kunden wegzufangen sich bemühten, führte zu strengen Maßregeln und Verordnungen Karl Ludwigs. Dann rächten sie sich wohl für die Strafen, die ihnen auf die Klagen der Handwerker vom Kurfürsten zuertheilt waren. So sah der Schuster Backofen in Mannheim eine Zeit lang Morgens früh seine Schuhwaaren, die er an der Straße zum Verkaufe ausgestellt hatte, von den über ihm wohnenden Juden bei der Reinigung ihrer Zimmer derart in Mitleidenschaft gezogen, daß ein Verkauf nicht mehr gut möglich war, und es bedurfte erst des Eingreifens des Magistrates, um seine Schuhwaaren und Fensterläden fürderhin sauber zu erhalten.

Wie im Leben, so schieden sich damals auch im Tode die Bekenner des alten und des neuen Bundes; die Zeit, wo ein gemeinsamer Gottesacker ihre Gebeine aufnahm, war noch fern; es kam schon

vor, daß ein Jude aus einem kleinen Oertchen der Pfalz stundenweit mit seinem todten Kinde wanderte, um es unter den Glaubensgenossen auf dem Mannheimer Friedhofe beizusetzen[1]. Der Kurfürst, an den der Jude sich mit der Bitte gewandt hatte, ihm die Beerdigung in Mannheim zu gestatten, und der ihn mit dem Leichnam seines Kindes den weiten Weg in der glühenden Hitze des Hochsommers nicht zurückmachen lassen wollte, duldete es für diesmal, verbot aber ähnliches für alle späteren Zeiten; er wollte, daß die, welche im Leben neben einander gewirkt hatten, auch im Tode neben einander ruhten. Bis zu den Franzosenkriegen lag der jüdische Friedhof innerhalb der Mauern Mannheims, dann aber wurde er verwüstet und zerstört, kein Stein und kein Hügel war mehr zu sehen, die Straße führte drüber hinweg, und nichts deutete darauf hin, daß der Boden die Gebeine Mannheimer Bürger decke. Mit beweglichem Gesuch wandte sich die Judengemeinde an den Kurfürsten, damit er ihren Todten die Ehre wiedergebe und wenn auch die Offiziere, die auf dem früheren Kirchhofe ihre Soldaten exercirten, rauh und scharf erklärten, daß der Platz innerhalb des Bollwerkes viel „zu nobel und precieux" für einen Judenkirchhof sei, so gab der Kurfürst dem Gesuch der Gemeinde doch nach, und nur in der Forderung eines ungeheuren Kaufpreises, den die Militärverwaltung forderte, zeigte sich der Widerwille, mit dem sie dem Gesuch der Juden zu entsprechen gezwungen worden war[2]. —

Während sich die Theologen aller Bekenntnisse ängstlich mühten, das Trennende ihrer Glaubensformen hervorzuheben und sie wie mit dornigen Hecken zu umhegen, suchte der Kurfürst, erfüllt von den Erinnerungen seiner Jugend, und ähnlicher Bestrebungen seines Großvaters, des Kurfürsten Friedrich IV. gedenkend, die verschiedenen Bekenntnisse zu einigen, vorerst freilich nur die protestantischen, und sandte daher nicht nur Johann Fabricius nach Saumur, um sich dort mit Moses Amyraldus und andern Theologen zu besprechen, sondern setzte sich zu gleichem Zwecke auch mit dem Herzog von Württemberg und der Schweiz in Verbindung, und benutzte den Frankfurter Wahltag, um den sächsischen Gesandten durch den Heidelberger Professor Gerlach drei Artikel über das Abendmahl, die Person Christi und die Gnadenwahl zur Annahme und als Fundament zu „brüderlicher Einigung" vorzulegen[3].

Nun konnte freilich eine Theologenschaft, wie die sächsische, die noch in den Traditionen Johann Georgs und seiner Hofprediger lebte, und noch allsonntäglich um Ausrottung der kalvinischen Ketzer

brünstig zum Herrn betete, den Gedanken einer Glaubenseinigung mit den Reformirten nicht fassen[1]. Das Schreiben Karl Ludwigs wurde kalt zurückgewiesen und ihm überlassen, die versöhnenden Bestrebungen, die er im Reiche vergebens zur Geltung zu bringen suchte, in seinem eigenen Gebiete vielleicht mit mehr Glück durchzuführen. Noch war freilich auch in der Pfalz die Zeit nicht gekommen, der hl. Eintracht eine Kirche zu bauen und eine Stätte für den Gottesdienst aller christlichen Bekenntnisse zu errichten, aber soweit es in den Schranken des westfälischen Friedensinstrumentes und bei seinen Theologen möglich, auch mit den Interessen seiner Pfalz vereinbar war, suchte er im Nebeneinanderleben der Bekenntnisse den Boden für eine spätere Einigung zu bereiten.

Diese Gedanken, denen Karl Ludwig zu Beginn seiner Regierung so gerne Raum gab, kehrten am Schlusse derselben wieder, als die christliche Welt eine Wiedervereinigung der getrennten Bekenntnisse erstrebte. Die theologischen Gespräche des Reformationszeitalters waren lange verstummt gewesen, auch der eifrigste Theologe hatte sich im Kriegslärm nicht mehr verständlich machen können; nun aber, da Friede geschlossen war, griff man auf den alten Brauch wieder zurück, weil trotz aller friedlichen Betheuerungen die Massen von dem Gedanken beherrscht wurden, daß der Krieg im Grunde doch noch nicht beendet sei und sich an der Verschiedenheit religiöser Anschauungen von neuem entzünden werde ein Glaube, der sich an einzelnen Orten bis heute erhalten hat, und sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu verwirklichen schien, als die Oesterreicher, die „Kaiserlichen“, wie man sie in Erinnerung an den dreißigjährigen Krieg nannte, in den Norden kamen. In den Zeiten der Allongeperücke, des verfeinerten Hoflebens und der erwachenden deutschen Philisterhaftigkeit, der die Ruhe nicht nur dem Staate, sondern auch sich und ihren Kreisen zur ersten Pflicht zu werden begann, waren aber die rohen Klopffechter des 16. Jahrhunderts nicht mehr an ihrer Stelle. In besonders geschützten Winkeln, wie etwa in Sachsen, mochte der Eine oder Andre noch ein unzeitgemäßes Dasein führen, im übrigen Deutschland aber war, trotz der Heftigkeit, mit der die einzelnen Prediger ihren Glaubensstandpunkt vertraten, doch eine mildere Kampfesart durchgedrungen. Ueberall sah man ein, daß der religiöse Friede tiefer begründet und fester verankert werden müsse, wenn er Bestand haben sollte, als es durch das Friedensinstrument möglich war. Die geringe Befriedigung, die man in der Pfalz an den Worten der Prediger fand, war in Deutschland allgemein; Karl Ludwig stand

nicht vereinzelt, wenn er tadelte, daß die Geistlichkeit ohne Eifer und Andacht predige, die Woche im Nichtsthun vergeude und sich die Sonntagspredigten aus alten, abgegriffenen Postillen zusammenschreibe[1]. In der Litteratur der damaligen Zeit finden wir, wie das Volk, abgestoßen von der Form, in der die Lehre des Glaubens vorgetragen wurde, nach einer Verinnerlichung desselben suchte, durchdrungen davon, daß eine Vereinigung der Bekenntnisse, welche die hauptsächlichsten Streitpunkte beseitige, den westfälischen Frieden erst zur That machen werde. Ihren Stützpunkt hatten diese Bestrebungen in Mainz, wo Kurfürst Johann Philipp an seinem Kanzler Boineburg, der durch Geburt Protestant und durch Conversion Katholik war, und dieser wieder an dem jungen Philosophen Leibnitz eine starke Stütze für diese Reunionsideen besaß, die aus politischen Gründen, um das Reich zu strafferer Einheit zusammenzufassen, vom Kaiser unterstützt, darum aber auch von Frankreich bekämpft wurden.

Karl Ludwig erlebte nur den Beginn dieser Verhandlungen, der nach jahrelangen Vorbesprechungen in das Ende der siebziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts fiel, während seine Schwester Sophie, die eifrigen Gedankenaustausch mit dem Bruder darüber pflegte, die hoffnungsfrohen Stimmungen der achtziger Jahre und die tiefe Enttäuschung um die Wende des Jahrhunderts theilte. Was man ihr von Maubuisson aus durch Bossuet und Pellisson angemuthet, durch ihren Uebertritt zum Katholicismus der Sache der Wiedervereinigung einen großen, vielleicht entscheidenden Dienst zu erweisen, hatte sie abgeschlagen; die Ereignisse der französischen Geschichte und in der Pulververschwörung auch die ihrer eigenen Familie ließen es ihr nicht verlockend erscheinen, einem Glauben anzugehören, der mit Gewalt, statt mit der Ueberzeugung seiner Lehre wirke. Sie zweifelte, nicht, daß auch der Protestant zur Seligkeit berufen sei, wenn es überhaupt eine gebe, und wollte abwarten, bis ein Uebertritt auch weltliche Vortheile bringe — es erschien ihr dies sicherer, als auf eine, doch immerhin zweifelhafte Zukunft zu hoffen[2].

Vertrauensvoll sah Karl Ludwig diesen Einigungsverhandlungen nicht entgegen. Ganz abgesehen von der Vorsicht, die den protestantischen Ständen bei solchen, vom kaiserlichen Hofe geförderten Verhandlungen geboten erschien, glaubte er auch, daß nicht in der Glaubensverschiedenheit das Schwergewicht der Verhandlungen und der Anlaß zur Trennung liege, sondern daß die bevorrechtete Stellung des Papstes für einen Protestanten unannehmbar sei[3]. Nicht die Anwesenheit des Fleisches und Blutes Jesu Christi in der Hostie biete

Anstoß, sondern die Vorstellung, daß die Verwandlung durch das Wort eines Menschen eintrete, daß das Abendmahl gereicht oder entzogen werden könne auf das Geheiß eines Fürsten, der in einem fremden Lande wohne; mit der geistlichen Suprematie werde dieser dann auch den verlorenen Einfluß und die in Abgaben sichtbar werdende Autorität wieder zurückzugewinnen suchen, woraus sich die überwundenen Kämpfe vergangener Jahrhunderte erneut wiederholen würden. So anerkennenswerth ihm daher auch die Bestrebungen des Vorkämpfers in dieser Sache, des Bischofs Spinola v. Tina in ihrem Wesen erschienen, so eitel erschienen sie ihm in ihren Erfolgen.

Diese Vereinigung, wie sie auf der großen Weltbühne jetzt mit zweifelnder Hoffnung auf Erfolg begonnen wurde, wollte er durch sein Wort bereits in der Pfalz vollziehen. Es sollte in Mannheim, dessen Schönheit weiten Ruhm in der Welt genoß, eine Kirche erstehen, auf deren Gipfel sich das dreifache Kreuz der christlichen Konfessionen erhob, die bewundernswerth sei, wie das Ziel, das mit ihr verfolgt werde, und er ließ sich durch die Bedenken seiner Schwester nicht abschrecken, die ihn an die tiefgreifenden Unterschiede zwischen Katholiken und Protestanten mahnte, und darauf hinwies, daß für den Protestanten das Lesen der Messe, die Lehren vom Fegefeuer und Ablaß ebenso unverständlich seien, wie dem Katholiken die protestantischen Vorstellungen des tiefinnerlichen Seelenlebens gleichgültig[1].

Die Festlichkeiten, mit denen Karl Ludwig Grundsteinlegung und Einweihung der Kirche beging, wozu die braunschweigischen Herzöge ihm freigebiger, als sie mit ihren Soldaten gewesen waren[2], ihre Hofmusik zur Verfügung stellten, sind oft beschrieben worden. Mit Thränen hatte er freilich gesät, als er diese Kirche dem Andenken der kurz vorher verstorbenen Raugräfin 1677 weihte, aber die freudige Ernte blieb aus und unerfüllt blieb das Prophetenwort, welches der kurfürstliche Hofprediger am Einweihungstage seiner Festpredigt unterlegte, daß „alle anrufen den Namen des Herrn und ihm dienen einträchtiglich.“ Schon während des Baues selbst, als sein Bemühen, eine gemeinsame Kirchenordnung für die protestantischen Pfälzer einzuführen, scheiterte, waren ihm Zweifel gekommen, ob er das schöne Ziel, welches er mit dieser Kirche bezweckte, erreichen werde und traurig schrieb er seiner Schwester Sophie, daß er der Eintracht zwar eine Kirche geweiht habe, daß man aber am Rheine weder glücklich noch verständig genug sei, um in Frieden und Glaubenseinigkeit zu leben[3].

Wie Karl Ludwig sich die Freiheit religiösen Denkens aus den Zeiten seiner in den Niederlanden verlebten Jugend mitgebracht hatte, so war auch seine Bildung gediegen und echt, selbst nach Abzug der Schmeichelworte, mit denen angestellte und freiwillige Höflinge den Fürsten bereits als Kind, mehr noch als Mann feierten. Die Niederlande, worin er seine Jugend verlebte, waren damals Sammelpunkte europäischer Geistesbildung, Leiden war die Centraluniversität Europas, und auf ihr, die sich im Gegensatz zu Utrecht, wo sich die Universitätslehrer um die Lehre Descartes' rauften, eine der Wissenschaft würdigere Stellung wahrte, war die geistige Ausbildung Karl Ludwigs vollendet worden. Und welche Höhe der Kunst und des Wissens sah der Kurfürst in den Niederlanden seiner Jugend! In den Kämpfen um ihre Unabhängigkeit, die späterhin, als die großen Tage des Religionskrieges vorüber waren, zu einem Kampf um gewöhnlichen materiellen Besitz herabsanken, hatten die Generalstaaten eine Höhe erstiegen, die sie vorher und nachher nicht mehr erreicht hatten und erreicht haben. Es war eine Erscheinung, wie sie oft bei Völkern in Zeiten schwerer Schicksale hervortritt, deren Kultur sich gerade dann in grandioser Höhe zeigt, wenn der Kampf um die Existenz die Gemüther erregt. Es ist, als sauge die Natur des Volkes aus dem Ringen um große Ziele stets neue Nahrung, als wolle, wenn das öffentliche und politische Leben sich glänzend entwickle, auch das rein geistige, vom Lärm des Tages abgelenkte Leben gleichen Schritt damit halten. Nicht aber, als ob es auch Hand in Hand mit ihm gehen müsse. Sie bauten sich ihre eigene Welt, die Künstler und Denker jener Tage, aus Gedanken und Farben träumten sie sich ein Reich zusammen, in das der Hader der Parteien und der Waffenklang des Krieges nicht hereindrang und so schufen sie Dauernderes und Werthvolleres für Besitz und Entwicklung der Menschheit, als es auf politischem Gebiete möglich war.

In solcher Luft verlebten die Kinder des Winterkönigs ihre Jugend und diese Eindrücke sind ihnen geblieben für ihr ganzes Leben. Wurden sie dabei auch nicht tiefsinnig, wie Elisabeth, die Äbtissin von Herford, die Griechin, wie sie spottend und scherzweise von ihren Geschwistern genannt wurde, so blieb doch ein Wissensbedürfniß bei allen lebendig, und wie Rupprecht sich im Schlosse zu Windsor sein chemisches Laboratorium eingerichtet hatte und in der Beschäftigung mit der Natur die Befriedigung suchte, die ihm das Leben verweigerte, so mochten die Gespräche, die die Kurfürstin Sophie am Abend ihres Lebens in den Laubgängen des Parkes zu Herrenhausen mit Leibnitz

führte, an die Tage philosophischen Zusammenlebens von Elisabeth und Descartes erinnern. Der rein spekulativen Philosophie stand Karl Ludwig fern; das Buch Descartes' über die Leidenschaften der Seele empfahl ihm Sophie zum Einschlafen. Für Spinoza dagegen hatten die Geschwister eine tiefe Neigung und Sophie glaubte, daß allein auf der Grundlage seiner Lehre eine Einigung der Bekenntnisse möglich sei. Eingehend, wie sie, hat Karl Ludwig sich freilich mit der spinozistischen Philosophie nicht befaßt; er hatte auf Empfehlung Chevreaus einige Seiten aus der Schrift Spinozas über Descartes gelesen und daraufhin (1673) den Philosophen mit der Zusicherung voller Lehrfreiheit nach Heidelberg berufen, unter der einzigen Bedingung, die herrschenden Religionen nicht zu berühren; es war eine Uebereilung, wie er später selbst einsah, und nicht ohne Befriedigung erfuhr er die Ablehnung des Rufes, die in die damals ohnehin erregte Pfalz nur neuen Gährungsstoff gebracht haben würde. Erst in den letzten Jahren seines Lebens trat er seiner Lehre näher. In ihrer „Friedensluft" hat auch er sich die heiße Stirn gekühlt, und in der spinozistischen Betrachtung des Ewigen gewann der schwer heimgesuchte Mann wenigstens vorübergehend jene Geistesklarheit, die auf die irdischen Dinge niederschaut, wie der Thürmer von hoher Warte auf das Getümmel zu seinen Füßen.

Aber diese „Sonntagsstille des Geistes" war selten. Das Leben forderte zu vieles von ihm, als daß er sich in das Reich seiner Betrachtungen, wie in eine weltferne Klosterzelle hätte zurückziehen können, und die Stunden wissenschaftlicher Arbeit mußte er mühsam der Beschäftigung mit den dringenden Fragen des Staatslebens abringen.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen des Kurfürsten sammeln sich in seinen Sorgen für die Wiederherstellung der Heidelberger Universität wie in einem Brennpunkte. Sie war tief gesunken, die einst so stolze Hochschule am Neckar, die die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich gezogen hatte, von den alten Kurfürsten stolz ihre geliebte Tochter genannt. Hier bot sich ihm ein weites, wüstgewordenes Feld zur neuen Bearbeitung und Wiederherstellung, und wenn er durch die Gassen Heidelbergs schritt, oder vom Schloß auf das in Trümmern liegende Universitätsgebäude herabschaute, dann trat der Gedanke, die Universität in ihrem alten Glanze wiederherzustellen, mit dem Zwange der Pflicht an ihn heran. Vergebens bemühte er sich freilich um Wiedererlangung der alten Bibliothek; vergebens sandte er Ezechiel Spanheim nach Rom, um dem Papste vorzustellen, daß unter die Restitution der Güter, wie das Friedensinstrument sie meine, auch die Rückgabe der Bibliothek

falle. Innocenz X., der den Frieden nicht anerkannte und daher auch gewiß nicht eine auf ihn begründete Forderung, ließ dem pfälzischen Gesandten nur eine geringe Anzahl der weggeführten Handschriften vorweisen. Von einzelnen nahm Spanheim Abschriften, sie und ein von der Hand Friedrichs IV. geschriebenes Tagebuch, welches für Karl Ludwig Werth besaß, weil auch sein Großvater mit seiner Gemahlin in Ehezwistigkeiten lebte, brachte er nach Heidelberg. Auf der Rückreise von Rom berührte er München, wo die werthvollsten Codices lagerten, wie ihm der Papst mitgetheilt hatte; dort aber wurde ihm mit bedauerndem Achselzucken gesagt, daß sich alles Wichtige in Rom befinde. Auf die Bemerkung Spanheims, daß doch sicherlich manches auch in München liege, erwiderte man mit einem kühlen: minima non curat praetor, worüber sich Karl Ludwig zwar heftig, aber auch erfolglos beschwerte. So blieb denn die Palatina in Rom; die Bemühungen Reizensteins im Jahre 1806, durch einen Druck Napoleons auf Papst Pius VII. der Universität Heidelberg das geraubte werthvolle Eigenthum wieder zurückzugewinnen, waren ebenso erfolglos, wie die gleichen Bestrebungen desselben badischen Ministers nach dem Frieden des Jahres 1815 — verhältnißmäßig wenige Codices nur wurden damals der Universität zurückgegeben[1].

War somit die alte Bibliothek der Pfalz für immer verloren, so waren wenigstens das Archiv und die Cimelienschätze aus den Stürmen des Krieges gerettet worden. Peter von Spina, dessen Vater der Arzt des Winterkönigs gewesen war und ihm in seinen letzten Stunden zur Seite gestanden, hatte das Archiv unter persönlichen Gefahren nach Frankfurt gerettet, „wie Aeneas einst das Palladium aus dem Brande Trojas". Im Jahre 1651 brachte er es nach Heidelberg zurück und überreichte es am 19. Juli in feierlicher Sitzung dem Kurfürsten, der es bewegt entgegennahm[2]. Im Laufe des gleichen Sommers noch ernannte Karl Ludwig ein Universitätscuratorium, das sich alle 14 Tage zur Berathung versammeln und alles thun solle, was zur Wiederaufrichtung der Akademie dienlich und nöthig sei.[3] Es war dabei von großem Vortheil, daß der westfälische Friedensschluß dem Kurfürsten das Recht zu weitgehender Einziehung einst kirchlicher Gefälle und Präbenden gegeben hatte, so daß wenigstens die dringendsten Ausgaben bestritten werden konnten, wenngleich vieles von dem, was der Universität zugewiesen wurde, auf dem Papier stehen blieb, und die der Universität aus den Landeseinnahmen zustehenden Einkünfte spärlich oder gar nicht eingingen. Mit großen Schwierigkeiten war auch die Auslieferung der in Bayern, in Ingolstadt und München

befindlichen Papiere verknüpft, da Karl Ludwig sich weigerte, der Kurfürstin Anna Maria, die für ihren jugendlichen Sohn die Vormundschaft führte, den Titel „Herzogin der Oberpfalz“ zu geben. Die Annahme von Briefen, in denen diese Anrede fehlte, wies die Kurfürstin zurück, und es hat bis in das Jahr 1654 gedauert, ehe hierin eine Einigung zu Stande kam[1].

Von den Männern, denen Karl Ludwig die Vorarbeiten übertrug, ist angesichts der unendlichen Schwierigkeiten, die sich durch die völlige Verschiebung und Verwirrung aller Besitzverhältnisse ergaben, gute Arbeit geliefert worden. Nicht nur die Finanzen waren zu regeln, die Einkünfte der Universität, die Gehälter- und Besoldungsfragen, es galt auch, die Statuten zu entwerfen, die der Kurfürst nach seinen Anschauungen verfaßt wissen wollte, wenn er sie auch wegen der vielen andern Geschäfte, die ihn in diesem Zeitraum in Anspruch nahmen, nicht bis zu Ende selbst durchzulesen und zu redigiren vermochte[2]. Mit der äußeren Umgestaltung sollte auch eine Umgestaltung der bisherigen Anschauungen stattfinden. Der Geist engherzigen Dogmenthums, wie er, dem Zuge der Zeit entsprechend, vor dem Kriege auch hier geherrscht hatte, wenn auch gemilderter als anderswo, war unter bayrischer Herrschaft strenger als je zuvor wieder aufgenommen worden, so daß, um das Berühren theologischer Fragen zu vermeiden, alle philosophischen Vorlesungen verboten wurden[3]. Das sollte jetzt anders werden. Es sollte ein freier Wettstreit der Gesinnungen am Neckar herrschen, und bei der Wahl und Berufung der Professoren gab Karl Ludwig diesem Willen und dieser Gesinnung Ausdruck. Im Laufe des Sommers 1652 war alles so weit gediehen, daß an die Wiedereröffnung der Universität gedacht werden konnte. Der Kurfürst befand sich in Prag, es war unsicher, ob er an der Feier theilnehmen könne. Aber das Festprogramm ließ er sich zusenden, er billigte und verwarf und für den Fall, daß er persönlich verhindert sein sollte und ihn die Staatsgeschäfte auf dem Kurfürstentage festhielten, bestimmte er den Kanzler v. Rochow zu seinem Vertreter.

Er machte seine Theilnahme möglich. Am 1. November 1652 sollte die Feierlichkeit stattfinden. Tagelang hatten die Einladungen an „Gönner und Freunde“ der alten Hochschule an den Pforten der Heiliggeistkirche angeheftet gestanden und in den Straßen der Stadt und vor den Kirchthüren drängten sich am Morgen des festlichen Tages zahlreiche Massen, die sich den feierlichen Zug ansehen wollten, der sich vom Schlosse über den Kornmarkt durch die Hauptstraße in die Kirche bewegte. Es war eine wehmüthige Feier; sie forderte zu Rück-

blicken auf, die ernst stimmten. Als Text hatte Karl Ludwig den 25. Vers des 118. Psalms bestimmt: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat, laßt uns fröhlich sein! O Herr hilf! O Herr, laß wohlgelingen!“ Und als Prediger stand auf der Kanzel ein Mann, der die schwersten Tage der Pfalz in Heidelberg miterlebt hatte, der in den dreißiger Jahren in England gewesen war, um für die Universität und das Sapienzkolleg Gelder zu sammeln, als man in der kurzen Zeit der Herrschaft des Administrators an die Wiederherstellung der Universität und der Kirche gedacht hatte. Es war Johann Rulizius, seit 1651 Pfarrer an der Heiliggeistkirche. Mit ergrauendem Scheitel hatte er erreicht, was der Mann einst gehofft und erstrebt, und dankbar hatte Karl Ludwig ihm, mit dem er in den schweren Jahren des Exils die Zukunft der Pfälzer Kirche sorgenvoll durchsprochen hatte, die Predigerstelle an der Heiliggeistkirche verliehen.

Der kirchlichen Feier schloß sich die Feier in der neugegründeten Hochschule an. Professor Chuno, der erste Prorektor der Universität, der an Stelle des noch nicht eingetroffenen Alting erwählt war, hielt die Eröffnungs- und Weiherede in Anwesenheit des einstimmig zum Rektor gewählten Kurfürsten, der sich auch an allen anderen Feierlichkeiten betheiligte.

Es waren würdige, hochberühmte Gestalten, mit denen die Universität Heidelberg den Weg zu neuen Schicksalen antrat. Aus allen Landen rief der Kurfürst die bedeutendsten Gelehrten zusammen, die ihm helfen sollten, „das Bildungswerk vollbringen“, so wie er es sich gedacht. Auch dem treuen Peter von Spina hatte Karl Ludwig eine ehrenvolle Anstellung an der Hochschule bestimmt, die ihm zu so hohem Danke verpflichtet war. Aber der alternde Mann fühlte sich in dem neugebildeten Kreise nicht mehr zu freudiger Wirksamkeit geschaffen. Sie waren alle dahin, todt und zerstreut, in deren Kollegenkreis er die besten Jahre kräftiger Mannheit verbracht; sein Leben und Wirken hatte der verflossenen Zeit gehört, der Zukunft konnte nur noch sein Wünschen gelten. Wenige Jahre nach Eröffnung der Universität starb er in Frankfurt (1655), bereits 1641 von Kaiser Ferdinand geadelt.

Unter Karl Ludwig erblühte der Universität ein frisches, neues Leben; es war, als seien die Tage Ottheinrichs wieder zurückgekehrt, und in engem persönlichen Verkehr mit den Männern der Wissenschaft suchte Karl Ludwig oft die schweren Sorgen zu vergessen, die ihm aus der politischen Gestaltung der deutschen Verhältnisse für seine Pfalz erwuchsen. Durch die von ihm geforderte Freiheit des Forschens

und Denkens erhob seine Universität, wie Treitschke sagt, zuerst unter allen Hochschulen das Banner der modernen, weltlich freien Wissenschaft[1].

Verlockend waren freilich die Zustände der Universität nicht, und wer von außen berufen wurde, sah sich, wenn er dem Rufe des Kurfürsten an die altberühmte Hochschule gefolgt war, oft schweren Bedrängnissen in seinem materiellen Leben ausgesetzt. Daß die der Universität zugewiesenen Gefälle nur spärlich eingingen, ist bereits erwähnt, es sei hinzugefügt, daß der Bauer und kleine Mann, damals wie heute, kein Verständniß für die Nothwendigkeit einer Bildungsanstalt besaß und zunächst an die Abgaben dachte, die er der kurfürstlichen Regierung schuldig war; falls ihm dann noch ein Rest blieb, gab er es nur ungern in die Hände der Professoren, deren rückständige Besoldungen oft genug von der kurfürstlichen Rentkammer getragen werden mußten.

Die Universität blieb dem Kurfürsten am Herzen liegen; sie war wieder seine Tochter, und glanzvolle Namen suchte er in ihren Dienst zu ziehen. Bedeutende Männer ließ er sich nicht entgehen und bewilligte gern ihre Bedingungen, wofern sie nur kamen. So wurde für Samuel Pufendorf auf seinen Wunsch von Karl Ludwig, dem er seine Elementa gewidmet hatte, ein besonderer Lehrstuhl des Völkerrechts und der Philologie errichtet, da er auf die geistlose Erklärung der Pandekten wie hunderte vor ihm verzichtete, und mit Unwillen nur ließ Karl Ludwig ihn 1668 ziehen, als der König von Schweden ihn in seine Dienste abberief. Es war die Zeit der Tripelallianz und der Entfremdung zwischen Schweden und Kurpfalz, was sich auch in dem von Karl Ludwig übel vermerkten schwedischen Schreiben an Pufendorf zeigte, worin des Kurfürsten, als des Landesherrn mit keinem Worte erwähnt war[2]. Dem Theologen Gerlach, dessen er für seine Unionsgedanken bedurfte, erließ Karl Ludwig gegen den Willen der Universität den Eid auf das reformirte Bekenntniß, den er als Anhänger des lutherischen Bekenntnisses nicht schwören zu können erklärte, und persönlich wandte er sich an die Eidgenossenschaft, um den Theologen Hottinger zu erhalten, der ihm und seiner Familie dann näher trat, als irgend ein anderer Theologe. Und als Chuno 1672 gestorben war, beklagt zugleich mit der Universität auch Karl Ludwig den Verlust, den die hohe Schule erlitten, da man nicht wisse, wie bei den augenblicklichen Verhältnissen ein berühmter Mann bewogen werden könne, nach Heidelberg zu kommen[3].

Mit dem äußeren Glanze sollte sich das segensreiche Wirken nach innen zum Besten des Landes verbinden. Wir wissen, wie der

Kurfürst im Franzosenkriege zur Hebung der Bildung und des Wissens seine Universität wenigstens im ruhigen Schaffen durch die von Kaiser und Reich gewährte Neutralität geschützt sehen wollte, wir wissen, wie er die Anstellung von lutherischen Predigern vermied, die auf Universitäten gebildet waren, und sich in spitzfindige Glaubenseinzelheiten ebenso gerne einließen, wie ihr gelehrter Hochmuth dadurch wuchs und sie ihren ersten und nächstliegenden Aufgaben entfremdete. Auf seiner Universität sollten die Theologen eine andere Vorbildung genießen und der Berufung des berühmten L. Fabricius fügte der Kurfürst den eigenhändigen Zusatz bei, daß er hoffe, Fabricius betrachte als erste Aufgabe, die unter geistlichem Namen bei vielen Theologen heutzutage herrschende „Regiersucht" in Schranken zu halten, damit die „besser anstehende moderation und irenica consilia bei den neu ahngehenden Theologiae studiosis fovirt werden mögen"[1].

An dem Kurfürsten hatten die Professoren allezeit einen starken Schutz, auch gegen Angriffe, die sich etwa aus ihrer Mitte gegen den einen und anderen richteten, und wir werden noch von der Empörung zu reden haben, die eine auf Wunsch des Kurfürsten gehaltene Rede über Bigamie erregte, worin der Jurist Bökelmann, um seinem hohen Gönner zu gefallen, vielleicht doch etwas zu weit gegangen war. Dafür nahm der Kurfürst aber auch das Recht für sich in Anspruch, ihre wissenschaftliche Thätigkeit zu überwachen und es ist bekannt, daß an dem Buche Pufendorfs „Severinus de Monzambano" Karl Ludwig selbst mitgearbeitet haben soll. Die strenge Censur in der Pfalz hing damit zusammen. Ein Buch über Friedrich II., das Leodius herausgegeben hatte, ohne es vorher dem Kurfürsten vorgelegt zu haben, wurde confiscirt, nicht nur aus persönlichen Gründen, auch um Anstoß beim Reiche zu vermeiden. Und auf Befehl des Kurfürsten wurde durch die Universität den Studenten verboten, sich mit dem öffentlichen Recht zu befassen und ihnen die Beschäftigung nur mit dem Privatrecht zur Pflicht gemacht; es wurde dies Verbot damit begründet, daß das instrumentum pacis vieles zweifelhaft gelassen habe und die Auslegung des Zweifelhaften Widersprüche und Zwistigkeiten hervorrufen könne; nicht auf Universitäten, sondern in Rathsstuben und Kanzleien werde das öffentliche Recht gelernt — hier erst solle der junge Jurist sich auf diesem Gebiete bethätigen[2].

Der neueingerichteten Hochschule war eine Bibliothek unerläßlich — vielleicht, daß es auch Karl Ludwig, wie seinem Vorgänger Ottheinrich gelang, durch günstige Käufe und Erwerbungen den Ruf der alten

Palatina wieder herzustellen. Während er jeder Fakultät auferlegte, jährlich für 10—12 Gulden Bücher zu kaufen, erwarb er selbst die Bibliotheken von Pareus und Marquard Freher (letztere für 100 Gulden) und stellte sie in dem früheren Lokal der Universitätsbibliothek auf. Er erließ sogleich eine genaue Bestimmung, die Bibliothek- und Bücherbenützung betreffend, was um so nöthiger erschien, als von einer Ordnung der Bücherbestände auf Jahre hinaus keine Rede war, so daß noch häufig die ursprüngliche kurfürstliche Verordnung erneuert und den Benützern ins Gedächtniß gerufen werden mußte. Noch war das Entleihen der Bücher verboten, die Benutzung ausschließlich in den Büchersälen gestattet, nur in dringenden Fällen wurde später eine Ausnahme gemacht und ein auf die Universitätsverhältnisse immerhin bedenkliches Licht werfendes Verbot bestimmte, daß jeder Professor, der Bücher stehle, oder durch Herausreißen von Blättern beschädige, sofort von der Universität entfernt werden solle[1].

Mit aufmerksamen Auge betrachtete Karl Ludwig das Leben der Professoren und Studenten und gern bewegte er sich selbst unter den jungen Leuten und ließ zu, daß auch seine Söhne als Bürger der hohen Schule eingetragen wurden — nicht der Form wegen, sondern um sich gleich den übrigen für das Leben dort das erforderliche Rüstzeug zu holen. Und darum wollte er nicht, daß man in seinen Söhnen mehr sah, als Schüler, die noch zu lernen hatten. Als daher die Professorenschaft des Jahres 1677 den zehnjährigen Sohn des Kurfürsten zum Rektor hatte machen wollen, vielleicht in Erinnerung daran, daß Friedrich II. von Kindheit an Rektor der Universität und der Sohn Friedrichs III., Christoph, ebenfalls in seinem fünfzehnten Lebensjahre Rektor gewesen, bemerkte Karl Ludwig, ihr unterthäniges Gesuch unwillig zurückweisend, daß ein junger Mensch zuerst etwas lernen solle, ehe er zur Leitung anderer erwählt werde. Noch hundert Jahre später wurde dies Verhalten der damaligen Heidelberger Professorenschaft mit der scharfen, aber nicht unrichtigen Bemerkung charakterisirt: „Wahrlich, es liegt nicht am Gelehrtenstande, daß der Pantoffelkuß nicht ins deutsche Fürsten-Ceremoniel aufgenommen worden ist[2].“

Trotz der Bemühungen Karl Ludwigs, den Ruf der Hochschule durch tüchtige Professoren und seine persönliche Theilnahme am akademischen Leben zu fördern, blieb ihr Besuch, der sich gleich nach Eröffnung zu ansehnlicher Höhe gehoben hatte, doch gering. Zur Aufmunterung richtete er an hervorragende Ausländer, die ihre Söhne nach Heidelberg sandten, eigenhändige Dankschreiben, zumal wenn es

in den ersten Jahren nach Wiedereröffnung war, als die Universität „noch nit in den Flor“ hatte gebracht werden können, „darinnen sie vor dem Krieg gestanden[1].“ Freiheiten, die den Studirenden eingeräumt waren, wie das später freilich wieder beschränkte Jagdrecht, erreichten ihren Zweck auch nicht und besorgt fragte Karl Ludwig, der 1672 eine völlige Reform der Hochschule vorgenommen, die aber nicht die erwarteten Früchte trug, nach den Gründen ihres nach kurzem Aufblühen unverkennbar eingetretenen Verfalles[2]. Neben den kriegerischen Ereignissen, die den Aufenthalt in der Pfalz dem Gelehrten wenig behaglich machten und ihn zu leichtem Wegzug veranlaßten, war es auch die wenig angesehene Stellung, die viele Professoren nicht ohne eigene Schuld bei den Herren vom Hofe und den höheren Beamten genossen, deren Umgang sie eifriger erstrebten, als mit wissenschaftlicher Würde zu vereinigen war; es kam hinzu, daß die unsicheren Verhältnisse in der Pfalz und die geringe Besoldung den Verkehr mit anderen Gelehrten oft erschwerten und viele Hülfsmittel fehlten, die den Fakultäten für ihre Studien erforderlich waren. In einer umfangreichen Eingabe klagte die Universität ihre Beschwerden dem Kurfürsten — der Tod hinderte ihn, hier die bessernde Hand anzulegen[3]. Und der Tod auch hinderte ihn an der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, ein Jubelfest der Universität zu begehen. Es war im Jahre 1676, als er bereits die dritte Säkularfeier der alten Hochschule feiern zu können glaubte, von Fabricius aber aufmerksam gemacht wurde, daß er noch ein Dezennium warten müsse, dann aber durch seine Gegenwart diesen Tag verherrlichen werde. Ernst und ahnungsschwer erwiderte er: „Dann wird Kurpfalz das Jubiläum im Chor der Heiliggeistkirche mit stiller Musik halten, wenn anders die hypergryphischen Völker seine Gebeine ruhen lassen.“

Es wäre der Stolz des Kurfürsten gewesen, seine Universität, wie überhaupt das Pfälzer Schulwesen im Gegensatz zu dem übrigen Deutschland auf eine gewisse Höhe zu bringen. Denn man klagte damals allgemein nicht minder über Lehrende, wie Lernende. Mit dem Dünkel des Gelehrten verband sich gar zu leicht eine Interesselosigkeit am Schicksal des Schülers, zumal wenn die Bezahlung so gering war, daß die Freude an dem ergriffenen Berufe leicht schwand.

Nun war freilich auch die damalige Jugend nicht immer anregend für eine an sich schon geminderte Lehrfreudigkeit. Ein Zug fröhlichleichten Lebensgenusses ging durch das ganze damalige Deutschland, gerne folgte hierin die Jugend dem Beispiel der Alten, und es ist ein trübes Bild, welches Veit von Seckendorf in einer Eingabe an

den Kurfürsten entwirft, als dieser ihn (1664) aufgefordert hatte, ihm bei der Gründung eines adeligen Knabeninstitutes, welches er an Stelle der 1660 an seinem Hofe errichteten Pagenschule stiften wollte, mit seinem Rath und seinen Vorschlägen zur Seite zu stehen[1]. Nun ist ja im allgemeinen die Jugend nie so schlimm, wie besorgte Pädagogen sie mit düsterem Blick auf ihre Zukunft hinzustellen bemüht sind, und die Jugend Karl Ludwigs selbst beweist, daß nicht jedes pädagogische Urtheil und jede pädagogische Voraussage auch zutreffend ist. Seine erzieherischen Grundsätze leitete der Kurfürst aus seiner eigenen Vergangenheit her und wenn Seckendorf trotz des wenig erfreulichen Bildes, welches er von der damaligen Jugend zeichnet, seinen Lehrplan doch auf Gedanken einer freien Erziehung aufbaut, so mag hierin wohl die Willensmeinung Karl Ludwigs erkannt werden, der die Jugend zwar geleitet, bei dieser Leitung aber die Rechte der jugendlichen Individualität gewahrt wissen wollte. Es war beabsichtigt, junge Leute von 12—20 Jahren in diese Erziehungsanstalt aufzunehmen, die in erster Linie für die Knaben des Adels, dann aber auch für die Söhne höherer Staatsbeamten bestimmt war. Um den Besuch der Schule zu erleichtern, sollten die Kosten so gering gehalten werden, daß sie auch für den Minderbemittelten leicht aufzubringen seien. Besondere Sorgfalt wurde auf die Auswahl der Lehrer verwandt, denen zur Pflicht gemacht war, den Lehrstoff in anregender Weise den jungen Gemüthern darzubieten, und die in der Aufsicht über die Knaben von älteren Studenten unterstützt wurden. Daß in diesem Institut volle Religionsfreiheit herrschen sollte, ließ sich bei den Anschauungen Karl Ludwigs erwarten und entsprach dem freiheitlichen Zuge, der die ganze Einrichtung durchzog. Als dann der Kurfürst zum Schlusse noch ausdrücklich bestimmte, daß man die jungen Leute nicht mit todtem Wissen überfüllen, sondern ihnen genügend Zeit zur Erholung und körperlichen Uebungen geben solle, da glaubte er ein Erziehungsprincip entworfen zu haben, das überall Nachahmung finden könne und seine Anstalt berühmt mache in ganz Deutschland.

Zu dieser Schule, deren leitender Gedanke vor allem ein Ausgleich zwischen körperlicher und geistiger Thätigkeit war, kam es nicht. Die übrigen höheren Schulen der Pfalz machten eine weitere überflüssig, und nur für die adeligen Töchter des Landes wurde auf Stift Neuburg ein Erziehungsinstitut gegründet, in dem späterhin auch die Raugräfinnen Aufnahme fanden. Selbstredend mußte hier eine strengere Zucht obwalten, als Karl Ludwig sie für die Knaben vorgesehen

hatte, aber auch hier milderte er nach wenigen Jahren schon die strengen Vorschriften, die von ihm selbst gegeben waren, und Widerspruch in der Anstalt, wie bei den Eltern hervorgerufen hatten.

Unter den höheren Schulen, von denen oben die Rede war, lag dem Kurfürsten besonders das Sapienzkolleg am Herzen. Vor dem großen Kriege war es eine Stipendienanstalt für arme Studenten gewesen, reichlich besoldet und 60—80 jungen Leuten freien Aufenthalt gewährend. Dann war mit den anderen Anstalten des Landes auch diese untergegangen, in der kurzen administrativen Zeit aber ihre Wiederherstellung sofort ins Auge gefaßt worden; von den Geldern, die Rulizius in England für die Pfälzer Kirchen und Schulen sammelte, sollte ein Theil auch ihr zu Gute kommen. Aber ehe Rulizius aus England zurückkehrte, waren die Tage der Administration bereits dahin und es dauerte bis nach dem Friedensschlusse, ehe unter weit bescheideneren Verhältnissen die Neueinrichtung des Kollegiums unternommen wurde. Es war der Wille des Kurfürsten, die Anstalt möglichst ihrem früheren Zwecke wieder zu nähern, und er übertrug dem oben erwähnten, als Pädagogen weit berühmten Professor Hottinger die Leitung und Neueinrichtung dieser Studienanstalt. Er legte seinen Auftrag in gute Hände, denn Hottinger nahm sich der Sache mit solchem Eifer an, daß er die trotz aller Ersparnisse und trotz der Beiträge, die von den Studenten im Gegensatze zu früher für Wohnung und Unterhalt geleistet wurden, dennoch erzielte Unterbilanz aus seinen eigenen Mitteln deckte[1].

Bei allem Eifer aber, den Hottinger auf das Emporblühen der Anstalt verwandte, in der er seine ganzen pädagogischen Fähigkeiten zum Ausdrucke bringen und verkörpern wollte und wodurch er in kurzer Frist große Erfolge erreichte, war doch seine Lehrart geeignet, verknöchernd zu wirken, wie es sich oft in Stipendiatanstalten zeigt, in denen jungen Leuten aus bescheidenen sozialen Verhältnissen Gelegenheit zur Fort- und Ausbildung gegeben wird. Es war den Studirenden, die ohnehin durch ihre bescheidene Herkunft mehr auf strenge Arbeit als auf leichten Lebensgenuß hingewiesen waren, zu wenig Zeit zur Erholung gegeben, zu wenig Gelegenheit, den jugendlichen Geist von der strengen Arbeit des Tages zu entlasten, erst unter seinem Nachfolger Fabricius kam ein freierer Ton auch in diese Anstalt und die Zöglinge empfanden die Erleichterung sehr wohl. Mit festlichen Worten hatten sie zwar 1661 Hottinger weggeleitet, aber trotzdem dürften doch nur wenige sich nach einem Vorsteher zurückgesehnt haben, der als Lehrer hervorragend und verdienstvoll gewesen, als

Erzieher dagegen durch die strenge, fast klösterliche Zucht und die strengen Arbeitsaufgaben den Bedürfnissen eines jungen Gemüths kaum Rechnung getragen hatte.

Ebenso wie das Sapienzkolleg war auch die Neckarschule eine Stipendienanstalt für ärmere junge Leute, die sich in ihr auf den Besuch der Universität vorbereiteten[1]. Aber es herrschte doch ein anderer Zug dort und die jungen Leute, die in ihr erzogen wurden, besaßen ein weit stärkeres Selbstgefühl als jene und gegen alte Einrichtungen, die noch aus der Stiftungszeit unter Friedrich III. herrührten und ihnen in die veränderten Verhältnisse nicht mehr zu passen schienen, lehnten sie sich einmüthig und entschlossen auf und warteten mit Ruhe ab, ob man die gesammte, brauseköpfige Anstalt in Strafe nehmen werde. Es war keine strenge Zucht, der die Knaben unterstanden und es wirkte nur schädigend, wenn der Kirchenrath, der die Oberaufsicht über die Schule führte, bei Kleinigkeiten persönlich eingriff und der Anstaltsleitung die Entscheidung von Streitigkeiten oder die Bestrafung Schuldiger aus der Hand nahm. Es waren eben Jungen, deren losem Thun man vieles nachsah und besonders der erste Rektor der Schule, Tanneberg, ließ ihrem jugendlichen Leben so viele Freiheiten, wie mit der Erziehung zu vereinigen waren. Er wußte, daß die Schüler dem Kurfürsten nahe standen, der zur Schulfeier, die an seinem Geburtstage stattfand, vom Schlosse herabstieg und den Vorträgen seiner jungen Unterthanen beiwohnte; dem, der zu seiner Zufriedenheit geredet hatte, ließ er wohl schon ein Geldgeschenk überreichen. Karl Ludwig selbst hatte die ökonomische Grundlage der Schule festgelegt; er selbst hatte bestimmt, welche Bezüge ihr zustehen und wie sie eingehen und verwaltet werden sollten, aber wie bei der Universität blieben auch sie häufig genug auf dem Papier und konnten nur unter ärgerlichen Weiterungen von dem Leiter der Anstalt eingetrieben werden. Denn besonders in den ärmeren Kreisen der Stadt herrschte eine gewisse Abneigung gegen die Anstalt, deren Schüler sorgsam ausgewählt wurden, und es war wenig Neigung vorhanden, für sie die schwer verdienten Pfennige zu opfern. Aber auch in guten Zeiten war die Nahrung kärglich, die die Knaben erhielten; nur Sonntags ein Glas Wein, sonst Wasser, höchstens Bier, und daß dies für einen in der Entwicklung begriffenen Körper nicht die zureichende Kost ist, sah auch der Kirchenrath ein, als er bestimmte, daß den Schülern für jede Nebenverrichtung, wie sie etwa im Schreiben für den Kirchenrath bestand, wozu sie oft herangezogen wurden, eine besondere Vergütung in Brod und Wein gegeben werden solle. Auf verschwiegene Weise

wußten sich die Schüler freilich für manches, was ihnen in der Schule versagt war, schadlos zu halten, und an den reichlich fließenden Weinquellen Heidelbergs gingen die Alumnen, trotzdem ihnen der Wirthshausbesuch streng verboten war, auch nicht immer theilnahmslos vorüber. Es war eben damals wie heute, die Zöglinge waren nicht besser und nicht schlimmer, wie sie heute sind, und wie sie allezeit bleiben werden.

Daß ihnen eine bevorzugte Stellung gegeben war, erregte, wie schon angedeutet, die Abneigung der Volksschule und der ihr nahestehenden Gesellschaftsschichten. Als daher einst der Kirchenrath den deutschen Schulmeistern der Stadt vorschlug, die Volksschüler zu der eigentlich der Neckarschule obliegenden Verpflichtung zu verwenden, bei Leichenbegängnissen zu singen, wurde ihm von den Lehrern erwidert, daß es den Bürgern der Stadt als eine ihren Kindern angethane Schmach erscheine, ihnen eine Pflicht aufzuerlegen, der sich die Alumnen entziehen wollten, ganz abgesehen von der armen Kleidung, deren sie sich bei feierlichem Leichenbegängniß schämen müßten. Die Alumnen, unterstützt von ihren Eltern, beharrten aber auf ihrer Weigerung, zumal sie die Versäumnisse in besondern Arbeitsstunden nachholen sollten, und der Kirchenrath, der einen allgemeinen Widerstand in der Stadt, in der er ohnehin wenig Autorität besaß, doch nicht hervorrufen wollte, beschränkte sich auf Strafandrohung bei nochmaliger Weigerung, suchte aber auch die glanzvollen Leichenbegängnisse einzuschränken, damit die Gelegenheit zu solchen Konflikten möglichst vermindert werde.

In anderen Orten der Pfalz wurde bei Leichenbegängnissen unbeanstandet vom Lehrer mit der Volksschuljugend gesungen. Es war damals Sitte in der Pfalz, gegen die heftig geeifert wurde, ohne daß sie beseitigt werden konnte, denn es bot sich dabei oft ein willkommener Anlaß zu Reibereien zwischen Lutheranern und Reformirten, weil man die Sänger, falls sie dem anderen Bekenntniß angehörten, gerne vor der Kirchhofmauer stehen ließ und ihnen den Zutritt zum Grabe verwehrte. Förderlich war dem Schulunterricht nicht, wenn er bei eintretendem Begräbniß ausgesetzt werden mußte, da er ohnehin durch die vielen Nebenbeschäftigungen des Schulmeisters recht unregelmäßig gehalten wurde. Daher verfügte der Mannheimer Stadtrath, um diesen fortgesetzten Störungen und Unterbrechungen vorzubeugen, daß der Schulmeister nur an Sonntagen, sowie an den Nachmittagen der Mittwoche und Samstage in Anspruch zu nehmen sei[1]. Das Schulwesen war ohnehin damals sehr kümmerlich und man kann von einem Volksschulwesen eigentlich nur in Heidelberg und Mannheim reden.

Aus Ersparnißrücksichten wurde vom Kurfürsten wie von den Rechenkammern der Gedanke unentschieden gelassen, ob es nöthig sei, daß alle Pfälzer, besonders auf dem Lande, von Staatswegen Volksschulunterricht genießen müßten, oder ob, wie bei den höheren Schulen, so auch bei den niedern lediglich den Eltern anheimgestellt sein solle, ihren Kindern die Erziehung und Bildung zu geben, die sie für nöthig erachteten. Später freilich wurde es anders und Kurfürst Karl empfahl regelmäßigen Schulunterricht, nicht nur der Bildung wegen, sondern auch um der jugendlichen Wildheit zu steuern.

Der Anschauung Karl Ludwigs entsprachen auch Stellung und Lebensverhältnisse der Schullehrer, die fast weniger zu Lehrdiensten, als zu kirchlichen herangezogen wurden. Ihre Besoldung, die zum größten Theil von den Schülern getragen wurde und sich nach ihrer Anzahl und ihrem Schulbesuche richtete, war kärglich, zum Theil mehr Almosen als Gehalt, und das Wenige ging unregelmäßig ein und rief bittere, dem Kurfürsten oft recht lästig werdende Klagen hervor. Selbst in Städten wie Heidelberg waren ihre Wohnungen zeitweilig einfallende Baracken und der Streit, ob die Schulhäuser vom Staat oder von der Gemeinde herzustellen seien, führte oft zu recht langwierigen Verhandlungen, während deren der Schulunterricht nicht selten ausgesetzt wurde[1]. Die Nebenbeschäftigungen, die dem Schullehrer oblagen und die von ihm seufzend hingenommen wurden, weil sie hingenommen werden mußten, förderten das Ansehen und die Autorität bei der Schuljugend kaum, denn eigenartige Gedanken von der Würde des Lehrers mußten auch dem ungebildeten Jungen kommen, wenn er sah, wie sein Lehrer mit einem Stecken die Hunde aus der Kirche trieb und in freien Stunden mit dem Besen in der Hand ihre Reinigung vornahm. Unter solchen Verhältnissen ist nicht zu verwundern, daß der Unterricht sich auf der Stufe hielt, die der Unterrichter einnahm, und daß nur das Nothdürftigste gelehrt wurde. Aber auf der anderen Seite blühten die Privatschulen, in die bessere Familien schon deßhalb gern ihre Kinder sandten, weil sie dort weit weniger mit den geringeren Leuten zusammenkämen, von denen sie Schlechtes lernen könnten, obwohl sie auch im Verkehr unter sich nicht viel Besseres lernten. Auch die Nebenschulen, in denen gestrandete Existenzen und fragwürdige Leute zum Kummer der in ihren schmalen Erträgnissen beeinträchtigen Lehrer ein dunkles Dasein führten, wurden geduldet und häufig besucht, und nur dann streng und unnachsichtlich verfolgt, wenn sich unter den Lehrern etwa ein Lutheraner befand[2].

Es war ein Regierungsgrundsatz Karl Ludwigs, daß erst auf gesicherter materieller Grundlage das Volk für eine durchgreifende Schulbildung fähig sei. Während er daher seine höheren Schulen nur für einen Theil seiner Pfälzer schuf, und auch die niederen ziemlich vernachlässigte, konnte er bei Hebung der Lebensverhältnisse alle seine Unterthanen mit gleicher landesväterlicher Theilnahme umfassen. Wie ein Vater sorgte Karl Ludwig für sie und es ist ihm oft schwer genug gefallen, die für das Staatswohl erforderlichen Summen von seinen ohnehin schwer beladenen Pfälzern zu verlangen, die er gleich bei Beginn seiner Regierung bereits in ihrem kargen Besitz schützen mußte. Denn wie beim Hausbau waren sie auch beim Landbau, tiefverschuldet, dem guten Willen ihrer Gläubiger und wucherischer Ausbeutung preisgegeben. Die Früchte waren schon auf dem Halm verpfändet, aber Karl Ludwig befahl, zunächst die Gebühren an den Staat zu zahlen, ganz gleich, ob die fremdländischen Gläubiger, deren Verträge er zerriß, soweit sie wucherisch waren, geschädigt wurden[1]. Und wenn er später bei Ausbruch des Wildfangstreites verbot, daß die Bewohner des flachen Landes ihr Hab und Gut in Reichsstädte flüchteten, in denen sogar Stallungen errichtet wurden, um das fremde Vieh unterzubringen, sondern sie auf die pfälzischen Städte als ihre nächste und sicherste Zufluchtsstätte hinwies, die er reich mit Proviant und Munition zum Schutze der Flüchtenden hatte versehen lassen, so geschah es, um seine Unterthanen nicht der lockenden Verführung auszusetzen, durch das Angebot baaren Geldes ihre Habe um den halben Preis wegzugeben, und sich selbst und damit den Besitzstand der Pfalz zu schädigen[2]. Nicht aber nur auf den Besitz seiner Pfälzer erstreckte sich seine Sorge, ihr Wohlbefinden und ihre Gesundheit lag ihm nicht minder am Herzen. Bei der entsetzlichen Verwahrlosung, die durch den großen Krieg in allen Verhältnissen eingerissen, waren auch die Lebensgewohnheiten und Sitten verkommen, nicht selten fand der Fremde in den pfälzischen Städten todtes Vieh auf der Straße liegen und selbst in Mannheim pflegte man in den Fluren der Häuser zu schlachten und das Blut auf die Straße laufen zu lassen. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn allenthalben und häufig ansteckende Krankheiten auftraten, die allgemein mit dem Namen der Pest bezeichnet wurden. Die schwerste derartige Erkrankung traf die Pfalz in den sechziger Jahren, kurz vor Ausbruch des lothringischen Krieges. Schon vorher hatte der Kurfürst seinen Amtleuten aufgetragen, und nach der Pestzeit wiederholte er diese Verordnung, darüber zu wachen, daß kein rohes und unreifes Obst gegessen werde. Zugleich ließ er

auf die Folgen aufmerksam machen, welche die Nichtachtung solchen Verbots nach sich ziehe, und befahl, die Raupen zu vernichten, nicht nur weil sie das Obst schädigten, sondern auch weil sie Krankheiten hervorrufen könnten[1]. Als dann die Pest wirklich ausgebrochen war, ordnete er strenge Quarantaine für die Reisenden aus Holland und den rheinischen Gegenden an. Er verbot seinen Pfälzern die Reise in verseuchte Orte, und Niemand sollte in eine Stadt oder auch nur einen offenen Flecken eingelassen werden, der nicht nachweisen könne, daß er aus gesunder Gegend komme. Es ließ sich freilich nicht alles so streng durchführen, wie Karl Ludwig beabsichtigte. Die Frankfurter Messe war doch auch für die Pfalz von Bedeutung, und die Unterbindung jeglichen Verkehrs mit der alten Reichsstadt hätte finanziell recht ungünstig auf die Pfalz eingewirkt. So beschränkte denn Karl Ludwig das Verkehrsverbot auf das Hausiren mit Tuch und andern Stoffen, welche die Krankheitskeime leicht verbreiten konnten; es ließ sich dabei nicht umgehen, daß die Tuchmacherei, einer der Hauptindustriezweige der Pfalz, schwer geschädigt wurde[2]. Es war eine unbehagliche, unheimliche Zeit. Wo die Pest wüthete, verödeten die Häuser, die Todtenbahren standen auf der Straße, und die tiefe Niedergeschlagenheit der Bevölkerung wurde durch die kriegerischen Ereignisse noch gesteigert, so daß sie an den Zorn Gottes glaubte und wenigstens für die Zeit der Pest wieder beten lernte. Freilich fanden sich viele, die sorglos die Gegenwart genossen, da der Genuß der Zukunft immerhin zweifelhaft war, und die damals, mehr noch als sonst, ihre Zeit bei Spiel und Tanz und Lüderlichkeit im Wirthshaus verbrachten[3]. Wie eine Mahnung an den Tod standen große schwarze Tafeln auf den Landstraßen, die dem Wanderer in weißer Schrift verkündeten, daß, wer von erkrankten Orten der Pfalz oder anderer reichsständischer Gebiete komme, nicht weitergehen dürfe, sondern einhalten und umkehren müsse, und die schwere Strafen androhten, wenn sich Jemand trotz dieses Verbotes auf Nebenwegen bewohnten Gegenden nahe. Als dann bei eintretender kälterer Jahreszeit die Krankheit nachzulassen begann, erließ Karl Ludwig aufs Neue strenge sanitäre Maßregeln. Es gab manches Haus in der Pfalz, in dem es still geworden war und einsam, dessen Thüre, die der Tod geschlossen hatte, Niemand mehr öffnete. Von Staatswegen wurden solche Häuser jetzt einer gründlichen Reinigung unterzogen, zugleich auch Bettzeug, Leinwand, Kleider auf den öffentlichen Plätzen der Städte und Dörfer zum Durchlüften aufgehängt, „damit sothane Kälte das ungesunde Wesen, im Fall noch etwas in solchem Geräth verborgen, völlig wegnehmen und vertreiben möge."[4]

Bei der durch den Krieg und die Pest zunehmenden Unsicherheit des Handels und Wandels verschlechterten sich die ökonomischen Verhältnisse der Stadt Mannheim wie des ganzen Landes; Raub- und Diebsgesindel strich durch die Lande und machte Weg und Steg unsicher. Und gerade in solcher Zeit steigerten sich die Anforderungen, die Karl Ludwig und das Reich an die Pfälzer stellten. Wohl hatte der Reichstag 1654 ihm zugestanden, daß er von allen verfallenen, wie noch für 10 Jahre ausstehenden Zinsen frei sein solle und auch dann noch 10 Jahre lang nur die Hälfte zu zahlen brauche, aber trotz dieser Erleichterung fiel dem Kurfürsten das Zahlen fast unmöglich und es ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, wie er fortgesetzt um Erleichterung und Befreiung bat. Und nicht nur, daß das Geld mangelte, das Wenige, was umlief, war schlecht, wie im ganzen Reiche. Auf die Besserung dieser Schäden richtete Karl Ludwig vor allem sein Augenmerk. Es waren schlimme Zeiten vorausgegangen; der Kipper- und Wipperzeit vor dem großen Kriege waren Entartungen und Münzverschlechterungen während des Krieges gefolgt, die gute Münze war von Franzosen und Schweden fortgeführt worden und der Geldverkehr, besonders am Rhein, bestand aus Münzen der niedrigsten Sorte. So sehr nun auch Karl Ludwig erkannte, daß eine eigene Münzstätte dem Lande noth thue, so unmöglich war es in den ersten Jahren seiner Regierung, trotzdem sich Münzmeister genügend anboten, eine solche in der Pfalz zu errichten. Aber auch als es ihm endlich gelang, vermochte er sich doch nicht völlig frei zu machen von der Abhängigkeit anderer, und so wurde in Heidelberg, nachdem der Kosten wegen die Verhandlungen mit Frankfurt sich zerschlagen hatten, nur eine Filiale der Straßburger Münze gegründet, und dadurch die Errichtung einer eigenen Stätte umgangen. Sofort aber erhob sich die Frage, ob es rathsam sei, Scheidemünzen oder grobe Münzen zu schlagen. Denn im ganzen rheinischen Gebiete überwucherte die Scheidemünze, und strenge Verbote erließ der Kurfürst, um dem Zuströmen solcher Geldsorten in seinem Gebiete zu steuern. 1660 wurde bestimmt, daß in der Pfalz außer Darmstädtischen und Hanauer, die später auch verboten und bei ihrer Einführung angehalten wurden, nur Frankfurter halbe Batzen eingeführt werden durften und kein Einnehmer war verpflichtet, mehr als 5 Prozent der zu zahlenden Summe in Scheidemünzen anzunehmen.[1] Selbst die kaiserlichen Groschen waren in der Pfalz so wenig angesehen, daß Karl Ludwig seinen Unterthanen bekannt gab, Niemand brauche an dem verdienten Arbeitslohn einen solchen anzunehmen und wer ihn besitze, solle suchen ihn

loszuwerden[1]. Und doch mußte Karl Ludwig auch hier behutsam und vorsichtig handeln, denn Pfälzer Geld floß zumeist in die kaiserlichen Erblande und wurde wegen seines Gehaltes dort gut bezahlt; es mußte also vermieden werden, daß die dortigen Bankstellen die Annahme der Pfälzer Münze verweigerten. Eine besondere Schwierigkeit bestand für Karl Ludwig in dem Wechselverkehr, wie er sich jetzt auszubreiten begann. War vor dem Kriege gerade dieser Zweig des Geldhandels völlig in den Händen der Kaufleute gewesen, so begann der Regensburger Reichstag aus dem Gesichtspunkte des öffentlichen Interesses heraus dieser Frage näherzutreten, aber alles lag noch in den Anfängen und besonders für die Pfalz dauerte es noch bis zum Jahre 1726, ehe eine feste Wechselordnung erschien, durch die der Pfälzer Unterthan genaue Handhaben und Anweisungen für diese Art des Handels und Wandels erhielt[2].

Mit den Berathungen über das Münzwesen hingen die Bestrebungen, den übermäßig aufkommenden Luxus einzudämmen und die werthvollen Metalle dem allgemeinen Nutzen nicht zu entziehen, enge zusammen. Ohne auf die Klagen der allgemeinen Sittenverderbniß, die zu allen Zeiten ebenso gleich waren, wie die Meinung, daß es früher einmal besser gewesen, näher einzugehen, seien nur die Thatsachen berührt, die allgemeine Gesetze gegen den Luxus nöthig zu machen schienen. Denn dem Reiche, nicht den einzelnen Ständen, bei denen die Meinungen sehr von einander abwichen, sei diese Gesetzgebung zu überlassen, meinte Karl Ludwig im Gegensatz zu dem reichstäglichen Kurfürstenvotum[3]. Ihm war die freundnachbarliche Gesinnung seiner Mitstände zu bekannt, als daß er nicht hätte glauben sollen, daß auch auf diesem Gebiet nachbarliche Schädigung üppig wuchern könne und daß das, was der Eine abschaffe, der andere zu dessen Ungunsten einführe[4]. Später freilich änderte er hierin seine Gesinnung, als seine Ansichten von der Würde und dem Ernst reichstäglicher Arbeitsfreudigkeit sich geändert hatten, als er sah, wie gering die Erfolge waren, welche Reich und Reichstage erzielten und wie die einzelnen Stände, die sich nicht selbst regten, vom Reiche die Erfüllung ihrer Anliegen und Wünsche gewiß nicht zu erwarten hatten. Da erst forderte er für sich, wie für jeden Reichsstand das Recht, Gesetze und Verordnungen zu erlassen, wie sie den Bedürfnissen des eigenen Gebietes entsprachen, und unbekümmert um die Zustimmung des Reiches das zu thun, was nach dem Urtheil des Landesherrn und seiner Räthe für das Wohl der Unterthanen erforderlich sei.

Es zeigte sich auch bei diesen Verhandlungen wieder der alte Haß der mit fortgesetzten Geldsorgen kämpfenden Fürsten gegen die Städte und es fehlte nicht an bissigen Wendungen und scharfen Sottisen in den fürstlichen Voten, wenn sie sahen, wie die reichen Kaufherren sich der Einschränkung des luxuriösen Lebens widersetzten. Und beeinflußt von ihnen bekämpften auch die Städte den Luxus und alle die Luxusindustrie einschränkenden Reichsgesetze, die sich besonders gegen die Juweliere und Goldschläger richteten, von denen die kostbaren Metalle zu Spielereien und zu allerhand Tand verarbeitet wurden, so daß an echten Silbergeschirren mancher Kaufmann jetzt mehr auf dem Tische stehen hatte, als sonst ein Graf[1]. Die Hauptgegner der Städte waren daher die Fürsten, die durch solche, den Luxusgewerben aufzuerlegenden Maßregeln eine Besserung der deutschen Zustände herbeiführen wollten. Sie stießen dabei nicht nur auf ihren Widerstand, sondern auch auf den Widerstand der Kurfürsten, die sich zu keiner bindenden Bestimmung verstehen wollten, durch die den Goldziehern das Handwerk geschädigt oder gar unterbunden und ihnen selbst oder ihrem Hofleben eine größere Einfachheit auferlegt worden wäre[2]. Karl Ludwig freilich paßte sich dem Votum seiner kurfürstlichen Standesgenossen nicht an. Auch im Auftreten seiner Hofleute verlangte er strengste Sparsamkeit und er konnte die jungen Reitknechte scharf tadeln, wenn sie sich neue Kleider machen ließen, statt die alten wieder herzurichten.

Um das Geld im Lande zu halten, hatte er schon 1657 verboten, Gold und Silber bei Strafe der Konfiskation aus dem Lande zu führen, ehe es dem Münzmeister um gebührliche und baare Zahlung angeboten worden sei. Damit hing ein weiteres Verbot zusammen, Waaren, deren Bezug im eigenen Lande getadelt wurde, in fremdem zu kaufen, was zu heftigen Zusammenstößen mit den Nachbarständen führte. Wenn er aber auf seine durch Pest und Kriegsleiden verseuchte Pfalz sah, dann konnte er in dieser Ansicht nur gestärkt und zu Willensmeinungen veranlaßt werden, die, wie die 1667 dem Reichstag vorgelegte Denkschrift, über das Ziel hinausschossen. Nur in der Einfachheit, nicht im Luxus, gegen den er auf den Kanzeln zur Abwehr göttlichen Zornes predigen ließ[3], sah er das Heil seines Volkes. Unterstützt von den kleineren Fürsten, beantragte er eine strenge Grenzkontrolle aller Waaren, unbekümmert um den Einspruch derer, die sich etwa geschädigt fühlten; hier schien ihm das Wohl des ganzen Reiches auf dem Spiele zu stehen, vor dem das Interesse des Einzelnen verstummen müsse. Er ging sogar soweit, den Handel auf die ersten

Anfänge zurückzuführen und nur die Zulassung des Austauschs von Waaren gegen Waaren zu fordern[1].

Alle Kanäle, die das Geld aus dem Reiche führten, sollten verstopft werden, ging doch das Geld in Fässern aus dem Lande, um draußen jenseits der Grenze Waaren dagegen einzutauschen, die man auch innerhalb des Reichsgebietes durch Anlegung von Manufakturen und Fabriken erzeugen könne. Bei diesem Bestreben, das Geld möglichst im Lande zu halten, verfiel man auf die Idee, das Reisen besonders junger Leute verbieten oder doch erschweren und vor allem den ärmeren Klassen untersagen zu wollen, ihre Söhne studiren zu lassen. Beidem widerstrebte Karl Ludwig.

Das Verbot, armer Leute Kinder studiren zu lassen, war zwar vorübergehend, gab aber Anlaß zu einer heftigen Disputation zwischen dem Prälaten von St. Emmeran und dem braunschweigischen Gesandten, der nicht gerade taktvoll darauf hinwies, daß die katholischen Söhne, selbst wenn ihre vermeintlichen Fähigkeiten sich nicht entwickelten, doch immerhin Mönche werden und von dieser Stelle aus höher steigen könnten. Auch das Reiseverbot ließ sich nicht durchsetzen, da man, wie der pfälzische Gesandte treffend betonte, mit dem Abschaffen von Mißbräuchen nicht auch gute Gewohnheiten über Bord werfen solle, und die Jugend nur auf Reisen ihren Gesichtskreis erweitern und vertiefen könne. Nicht ein Reiseverbot solle von der Obrigkeit erlassen, sondern es solle darnach getrachtet werden, daß die Jugend Gutes und Löbliches lerne und daß ihr vor allem von den Erwachsenen und Leitern eines Staatswesens mit gutem Beispiel vorangegangen werde.[2]

Es waren dies alles nur Zweige der Finanzpolitik Karl Ludwigs, in deren Ordnung und völliger Neueinrichtung er eine seiner Hauptsorgen erblickte. Denn in geradezu erschreckender Weise standen sich in der Pfalz Einnahmen und Ausgaben gegenüber. Im Juli 1652 wurde dem Kurfürsten eine Rechnungsaufstellung eingereicht, auf Grund deren die jährlichen Einkünfte des Staates 76917 Gulden betrugen, im Gegensatz zu fast 450000 Gulden vor dem Kriege. Von diesen Einnahmen konnten nach Abzug von Besoldungen und dergl. nur 19592 Gulden den Staatszwecken zugeführt werden, die 124827 Gulden erforderten. Somit blieb eine Differenz von 105235 Gulden, für die Deckung zu suchen war[3]. Daß diese Differenz nicht durch direkte Steuern ausgeglichen werden konnte, ließ sich bei dem damaligen Vermögensstande der Pfalz erwarten. Es kamen für den Kurfürsten noch weitere Bedenken hinzu. Die direkten Abgaben lasteten ohnehin schon

in unerträglicher Weise auf den Bewohnern des Landes, denen die Aufgabe oblag, aus den völlig zerstörten Verhältnissen ein lebenskräftiges Staatswesen herauszubilden. Neben den Steuern, die er selbst fordern mußte, und den schwedischen Satisfaktionsgeldern, die schwer empfunden wurden, trotzdem die Königin Christine sie aus persönlicher Freundschaft für den Kurfürsten bedeutend ermäßigt hatte, waren es späterhin besonders die Türkensteuern, die er kaum erschwingen konnte und er erbat sich vom Kaiser die Begünstigung, den auf ihn entfallenden Theil bei der Lage seines Landes in jährlichen Raten zahlen zu dürfen. Angesichts solcher Verhältnisse mußte er vermeiden, durch neue eigene Landessteuern, wenn sie zu umgehen waren, die Neigung seiner Unterthanen zu steigern, die Pfalz wieder zu verlassen. Denn die Landesbedürfnisse und der Aufwand, den die Wiederherstellung seiner Festungen erforderte, waren ohnehin schon so groß, daß er auf patriarchalische Verhältnisse zurückzugreifen genöthigt war und wenigstens von einzelnen Theilen der Pfalz die Abgaben in Naturalien zu fordern und anzunehmen gezwungen wurde[1].

Er mußte noch mit einem anderen Umstande rechnen. Als nach dem großen Kriege die Pfalz das erforderliche Beamtenmaterial nicht mehr aufzubringen vermochte, hatte der Kurfürst an benachbarte und befreundete Reichsstände geschrieben und sie um Ueberlassung von geeigneten Leuten gebeten, die pfälzische Beamtenstellen bekleiden könnten. Das beste Material wurde ihm selbstverständlich nicht geliefert und auch die, die sich freiwillig meldeten, hatten oft genügend Grund, einen fremden Wirkungskreis dem heimathlichen vorzuziehen. Karl Ludwig hatte mit ihnen viel Kummer. Nicht nur, daß er solchen Leuten oft das Doppelte des Gehaltes zahlen mußte, das er den aus seinem eigenen Lande hervorgegangenen Beamten zahlte, suchten jene auch durch ungerechtfertigte Forderungen an die Unterthanen, die sich auf Steuervorschläge gründeten, die der Kurfürst nicht genehmigt hatte, ihre eigenen, theilweise recht zerrütteten Verhältnisse auf Kosten der Pfälzer in erfreulicher Weise zu bessern und zu heben[2].

Die Hauptlasten, welche die Reichspolitik vom Kurfürsten erforderte, beruhten, wie schon erwähnt, in den schwedischen Satisfaktionsgeldern und vor allem in den Türkensteuern; letztere wurden sogar von Hospitälern, Stiftungen und ähnlichen Einrichtungen erhoben, die sonst steuerfrei zu sein pflegten. Auf 100 Gulden Kapital ruhte eine vierteljährliche Auflage von 8 Kreuzern. Jedes Schutzgeld wurde verdoppelt und von den Juden noch besonders ein Gulden jährlich erhoben.

Da aber das Reich an baaren Mitteln so hohe Summen erforderte, so mußte der Kurfürst, um die Bedürfnisse des eigenen Landes zu decken, zu indirekten Steuern greifen. Sah er auch den Widerstand seiner Pfälzer gegen diese Neueinrichtung voraus, die eine direkte Steuer, bei der sie jährlich nur viermal „gehudelt" wurden, einer fortgesetzten und Tag für Tag sich wiederholenden Ausgabe vorziehen würden, so ließ sich doch trotz aller Erwägungen und Besprechungen diese Belastung nicht mehr umgehen[1]. Es war auch die einzige Grundlage zu einer verhältnißmäßig sicheren Fundirung der pfälzischen Staatseinnahmen, da durch den Mangel von Landständen, die in anderen Territorien die direkten Einkünfte zu bestimmen und festzusetzen hatten, in der Pfalz die Abgaben durch kurfürstliche Beamte eingetrieben wurden, mit deren Eifer und Rechtlichkeit die Höhe der Einnahmen in engem Zusammenhange standen. Es kam hinzu, daß die Einnahmen, zumal in Kriegszeiten, sehr unregelmäßig fielen und daß ein gewisser Prozentsatz von ihnen den Einsammelnden zur Belohnung abgegeben werden mußte. So entschloß sich denn der Kurfürst ungern nur, aber gezwungen, zu einer Besteuerung der nothwendigsten Lebensmittel und es wurde daher auf Wein, Bier, Fleisch und Mehl, sowie Papier und Pergamente eine Taxe gelegt, deren Erträgniß man auf 44 280 Gulden veranschlagte[2]. Die Auflagen auf Wein und Bier wurden mit Ausnahme derer, die in Mannheim einkamen und der Stadt zustanden, zur Subsistenz der Miliz verwendet, deren jährlicher Unterhalt etwa 19 000 Gulden betrug. Trotz des Aufschlages nahm der Pfälzer Durst nicht ab, es wurde häufig und viel getrunken, aber wenn die Stimmung wärmer wurde, gab man mit rauhen Worten dem Wirthe die Schuld an den erhöhten Preisen, denn die Ungeldtaxe, die Brauer und Wirth tragen sollten, trug statt dessen der Gast und vergeblich suchte die Regierung nach Mitteln, um ihre wahren Absichten hierin zur Durchführung zu bringen. Allmählich aber legte sich der Groll und beschränkte sich auf ein unwilliges Murmeln beim Zahlen, bis der Pfälzer, den die Kriegswirren von der Nothwendigkeit einer Miliz überzeugt hatten, einsehen lernte, daß die Auflage auf seine Getränke eine geringere Belastung war als eine direkte Abgabe, und sich nun gegen eine Umwandlung der Accise in eine direkte Milizsteuer, die Karl Ludwig erheben wollte, ebenso sträubte, wie er sich vorher gegen die Einführung der Accise gesträubt hatte.[3] Anknüpfend an alte Verordnungen war auf jede auszuzapfende Maß Wein oder Bier über das seit Alters übliche Ungeld noch ein Kreuzer weitergelegt worden, nachdem den Brauern bei Vermeidung

15*

von 10 Thalern Strafe verboten war, ihr Bier vor Zahlung der staatlichen Taxe in Verkehr zu bringen. Ein fester Finanzvoranschlag ließ sich freilich darauf nicht aufbauen, da von dem Ausfall der Weinernte, dann auch von den Kriegszeiten der Eingang des Ungeldes abhing, so daß etwa im Jahre 1675 statt für veranschlagte 490 Fuder nur für 403 Fuder Wein das Ungeld gezahlt wurde und der Ertrag in Höhe von 4296 Gulden hinter dem Jahresdurchschnitt von 17307 Gulden weit zurückblieb. Es sei hier erwähnt, daß in den letzten Jahren des Kurfürsten Karl Ludwig und während der Regierung des Kurfürsten Karl, also etwa von 1675—1685, die Eingänge aus der Wein- und Biersteuer zwischen 12 und 30000 Gulden schwankten. Allmählich häuften sich zudem die Zwistigkeiten mit Städten und Gemeinden, welche die Mannheimer Vorrechte nur ungern sahen und über die Frage stritten, ob diese Ungelder alle oder nur theilweise dem Staate zukämen, und die unterdessen die Abführungen an die Staatskasse verzögerten, wenn nicht gar einstellten[1].

Von den eingehenden Umlagegeldern, die nur während der Pestzeit nicht erhoben wurden, hatte der betreffende Beamte seine Prozente, auch hier wieder die von auswärts übernommenen das Doppelte der aus der Pfalz stammenden Beamten. Aber wie die Einnahmen bei den anderen Zweigen des Staatsbudgets blieben auch die Umlagesätze zumeist auf dem Papiere stehen, und die Beamten, deren Gehälter sich nach diesen Einnahmen richteten, wandten sich klagend an den Kurfürsten, ihnen doch das Doppelte an Prozenten zu gewähren, damit ihnen auf diese Weise für den Ausfall ein Ersatz geschaffen werde. Der Kurfürst, der über die Nachlässigkeit gerade dieser Beamtenklasse häufig recht ungehalten war, auch allen Grund hatte zu glauben, daß sie sich bei Erhebung des Ungeldes vielfach von persönlichen Rücksichten leiten ließ, und Bestechungen nicht unzugänglich war, wollte einer Maßregel nicht zustimmen, die solche Unregelmäßigkeiten steigern konnte und wies ihre Klagen mit dem Bemerken zurück, daß ein besseres Eintreiben der Ungeldsätze ohne Ansehen der Person ihnen das festgesetzte Einkommen sichern werde. Zu ihren Gunsten führte er dann freilich ein, daß derjenige, besonders unter den Wirthen, der das Ungeld nicht zahlen könne, ein Pfand dafür deponiren müsse, das nach Ablauf einer bestimmten Frist verkauft werden dürfe[2]. Andere, kleinere Auflagen brachten weniger ein; so hatten beispielsweise Marktschreier oder Taschenspieler, die damals viel in Deutschland herumzogen, bestimmte Abgaben zu zahlen, die an die Ausübung ihrer Kunst geknüpft waren, aber immer wiederholten sich die Klagen, daß solche

Leute sich der Zahlung der ihnen obliegenden Pflicht leicht zu entziehen wüßten und auch die Juden, deren Hochzeiten, Geburten und Todesfälle mit besonderer Steuer belegt wurden, umgingen gern diese Auflage, durch die sie sich nicht mit Unrecht stets von neuem daran erinnert sahen, daß sie in der Pfalz nur geduldet waren, daß sie aber nicht die Rechte der übrigen, gleich ihnen eingewanderten Staatsbürger besaßen[1].

Wenn Karl Ludwig aus Mannheim „en despit de l'envie“ ein zweites Rom zu machen beabsichtigte, so sollte sich diese Absicht nicht nur auf die äußere Schönheit der Stadt, sondern, selbstredend in weit verkleinerten Verhältnissen, auch auf ihre Bedeutung beziehen. Wie Rom das Haupt Italiens war und von ihm der Verkehr der Welt ausging und dorthin zurückkehrte, um sich dort wie in einem Centralpunkt zu sammeln, so sollte Mannheim das Handels- und Gewerbecentrum des Oberrheins werden, das den Kampf mit bedeutenderen und älteren Rheinstädten, mit Straßburg, Mainz und Köln aufnehmen und siegreich bestehen könne. Wenn ich in diesem vom Kurfürsten gewählten Bilde bleibe, so möchte ich mit der zugleich gegründeten Friedrichsburg den Vatikan vergleichen. Hier war die Wohnstätte des Fürsten; die ganze Verwaltung dieses Ortes stand unter Fürstenrecht, während sich der Handel und das Getriebe der großen Welt in Mannheim abwickelte, wie auch in Rom der Borgo das Heim und gleichsam die päpstliche Privatdomäne war. Solange der Kurfürst lebte, ließ er hieran nichts ändern, noch 1678 lehnte er den Vorschlag ab, die Friedrichsburger Rechte und Freiheiten denen der Mannheimer möglichst zu nähern. Die Friedrichsburg sollte, wenigstens so lange er lebte, „Fürstenstadt“ bleiben. Besonders in den letzten Jahren seines Lebens verweilte er lieber hier als in Heidelberg; hier hatte er Handel und Wandel Mannheims vor sich und konnte mit eigenen Augen beobachten, wie weit sich seine Pläne und Gedanken, aus Mannheim ein Handelscentrum zu machen, verwirklichten. Denn die Jugendjahre in Holland wie in England, beides Länder mit ausgebreitetem Handelsverkehr, hatten Karl Ludwig die hohe Bedeutung des Handels für ein Staatswesen gezeigt und vor allem waren es holländische Principien, die er sich bei seinem Regierungsantritt zum Vorbild genommen hatte.

Von Holland aus ließ er sich darum, gleich nach Ankunft in der Pfalz, einen Plan entwerfen, auf den er die Neugründung Mannheims und die Verwirklichung seiner Ideen aufbauen wollte, und wenn er ihm auch nicht in allem folgte, so legte er ihn doch in den wesentlichsten Punkten, die sich auf Handel und Verkehr bezogen, seiner

Schöpfung zu Grunde. Denn der deutsche Handel bedurfte sorgsamer Förderung. Er lag tief darnieder, aber es beruhten die Gründe nicht nur im Ueberwuchern des ausländischen Handels, wie es eine Folge des Krieges war, und dem Zurückdrängen des deutschen Kaufmanns, wo er sich in der Welt zeigte, es kamen bei der Zerrissenheit des deutschen Gebietes die Eifersüchteleien der Kleinstaaten hinzu, die sich in der Errichtung endloser Zollschranken zeigte. So war besonders der Rhein, der zahlreichen Herren gehörte, mit ihnen derart bedeckt, daß von einem eigentlichen Handelsverkehr kaum mehr die Rede sein konnte und Kurpfalz empfand sehr, daß die geistlichen Kurfürsten in der Erschwerung des Handels ein Mittel in der Hand hatten, ihm ihre Abneigung recht empfindlich fühlbar zu machen und sein Bemühen zu vereiteln, mit Holland in direkte Beziehungen zu treten. Ueber die freundnachbarliche Gesinnung seiner Mitstände hatte sich Karl Ludwig oft zu beklagen, da sie auch in äußerlich friedlichen Zeiten ihren Haß gegen die Pfalz zum Ausdruck brachten. Besonders war es auch hier wieder Kurmainz, das ihm viele Schwierigkeiten bereitete. Gereizt hatte deßhalb Karl Ludwig die zollgeschichtliche Vergangenheit dieses Kurstaates durchforscht, und aus diesen Studien Veranlassung zu zahlreichen Beschwerden über ungerechtfertigte Neuauflagen hergeleitet, die er mit ähnlichen Erschwerungen für den Mainzer Verkehr erwiderte[1]. Auf die Frage eines seiner holländischen Freunde, warum doch die beiden rheinischen Herren sich den Verkehr so erschwerten, statt zu erleichtern, blieb er freilich eine rechte Antwort schuldig.

Eine Einigung schien eintreten zu wollen, als Kurmainz und Kurtrier sich über neueingeführte Zölle Kurkölns ärgerten und nun mit dem Pfälzer eine Art Zollverein gegen ihren geistlichen Collegen von Köln planten, Gedanken, die dem Kurfürsten früher schon von Holland aus eingegeben waren, denen er aber bei der Gesinnung des Mainzers nicht folgen konnte, und die auch jetzt scheiterten, als Köln die neuen Zölle, die die Gegenmaßregeln hervorgerufen hatten, wieder aufhob[2]. Im Wesentlichen war Kurpfalz auf sich angewiesen, und Karl Ludwig mußte selbst suchen, den Verkehr der Pfalz zuzuführen, der von den Nachbarn gehemmt und gehindert wurde. Er hielt deßhalb mit scharfem Nachdruck auf ordentlichen Zustand der Pfälzer Verkehrswege, damit nicht durch berechtigte Klagen über schlechte Straßen die Zahl der Reisenden und der Zolleingänge, welch letztere ohnehin durch Nachlässigkeiten der Zöllner vermindert wurden, noch weiter abnehme[3]. Oft ließen diese es sich in ihrem Zollhause in fröhlicher Weinstimmung behaglich sein, ohne sich durch ihre Pflichten

sonderlich behindert zu fühlen, und bereiteten dadurch der Zollhinterziehung, gegen die kurpfälzische Dekrete stets erneut eiferten, gute Wege. So wurde es allmählich Sitte, bei durchfahrenden Schiffen die Zollsätze lediglich nach dem äußeren Anblick der Waaren festzusetzen. Als Karl Ludwig nun bemerkte, daß dem regen Verkehr die Zolleinnahmen so wenig entsprachen und fürderhin eine genaue Prüfung der Waarenladungen verlangte, gerieth er sofort in Streit mit den durchschiffenden Kaufleuten, was besonders bei den Straßburgern eine solche Erregung hervorrief, daß einzelne, die schon geladen hatten, ihre Schiffe wieder löschten und mit einer Beschwerde bei Kaiser und Reich drohten[1]. Vergessen hat der Kurfürst den Straßburgern diese Haltung nicht und sie hat ihn später in den Franzosenkriegen zu der schroffen Haltung gegen Straßburg beeinflußt, wovon oben geredet ist. Es kam auch darin der Kampf der Reichsstädte gegen die Reichsfürsten, vor allem gegen die Kurfürsten zum Ausdruck, der sich seit Jahrhunderten fortgepflanzt hatte und seit dem großen Kriege besonders erbittert und heftig geworden war. Die Städte suchten einen ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit entsprechenden Einfluß auf den Gang der Reichspolitik, der ihnen von den fürstlichen Ständen verächtlich vorenthalten wurde, weil sie durch ihren Handel international waren und durch ihre reichen Mittel den Fürsten politisch manche Schwierigkeiten zu bereiten vermochten und bereiteten — ganz abgesehen von dem wohl ursprünglichen Grunde dieser Abneigung, der stets bestand und stets bestehen wird zwischen denen, die den Glanz einer hervorragenden Stellung ohne festere finanzielle Unterlage besitzen, und jenen, die durch den Handel sich reichere Mittel erwerben, ohne die Vorzüge edler Geburt zu genießen. Bis hinab zum kleinen Edelmann wurde dieser Kampf gegen die Städte geführt, und die Macht der Fürsten leitete damals die meisten Kaufmannsfuhren von den Städten ab und den fürstlichen Gebieten zu, so daß jenen nur die mit den vergessenen Zollprivilegien verknüpften Auflagen an der Instandhaltung der Brücken und Straßen blieben[2].

Hier sah Karl Ludwig große Aufgaben vor sich. Mit wachsamem Auge verfolgte er diese Streitigkeiten, selbst wenn sie sein Gebiet nicht berührten, und als im Jahre 1670 zwischen Basel und Baden-Durlach ein derartiger Zwist entstanden war, ließ er durch seinen Gesandten am Reichstag den Antrag stellen, von Reichswegen einzugreifen, da sich seit Monaten kein Kaufmannsschiff mehr auf dem Rheine zeige und die Furcht nicht ungerechtfertigt sei, daß der ganze Handel aus Italien, Südfrankreich und der Schweiz dauernd vom Rheine abgelenkt werde[3].

Denn der Rhein sollte für seine Pfalz die Hauptverkehrsader werden, da nur dann aus Mannheim werden konnte, was seinem schöpferischen Geiste vorschwebte. Darum auch war bei den Zollsätzen, die er sonst einführte, der Stadt Mannheim Zollfreiheit für Einfuhr wie Durchfuhr gewährt worden, um ihr trotz der Gegnerschaft von Mainz und Straßburg durch ein festes finanzielles Fundament die Gewähr emporsteigender Größe zu geben.

Einen der Hauptzollsätze hatte der Kurfürst auf fremde Weine gelegt, denn den Weinbau und Weinhandel wollte er in seiner Pfalz wieder zur Blüthe bringen. Um dies zu erreichen, verbot er die Einfuhr fremder Weine, obwohl seine eigenen Weinbau treibenden Unterthanen über die Gebietsgrenzen der benachbarten Reichsfürsten herübergriffen. Da erließen diese ähnliche Verbote gegen die Pfälzer Weine, die so schädigend wirkten, daß Karl Ludwig bereits im Dezember 1656 mit den angrenzenden Reichsständen Verhandlungen über die Aufhebung des erst im Februar erlassenen Einfuhrverbotes anknüpfte[1]. Die Weindurchfuhr war zollfrei, trotz des Einspruches der Pfälzer Weinbauern, die eine Schädigung des eigenen Betriebes und der Rheingauer Weine befürchteten. Seine Politik auf diesem Gebiete wurde strenger mit den Jahren. Einst hatte er zugelassen, daß die Rheingauer Weine mit anderen Weinen verschnitten, auch durch einen Zusatz von Scharlachkraut vermischt wurden, um sie im Geschmack den damals beliebten französischen Weinen ähnlich zu machen. Da aber hierbei nicht immer die besten Stoffe gewählt wurden, so waren die Pfälzer Weine derart in Verruf gekommen, daß der Kurfürst sich genöthigt sah, nicht nur die Einfuhr fremder Stoffe überhaupt, sondern auch die Einfuhr reiner und leichter Verschnittweine zu verbieten. Er hoffte vieles von der politischen Spannung zwischen Frankreich und Holland, wo die französischen Weine vor den deutschen weit bevorzugt wurden und stellte kurz vor Ausbruch des französisch-holländischen Krieges an de Witt das Ersuchen, durch Ermäßigung der Zollsätze auf deutsche Weine die französischen zu verdrängen und dafür jenen den holländischen Markt zu eröffnen. Die nachfolgenden Ereignisse, vor allem der Tod de Witts, verhinderten die Durchführung dieser Pläne[2].

In engeren Grenzen hielt sich, so lange Karl Ludwig lebte, der unter seiner Regierung eingeführte Tabaksbau, den er, durch seine holländischen Jugendjahre beeinflußt, in den weiten Ebenen der Pfalz zu pflegen unternommen hatte. Zur Zeit Karl Ludwigs hatte nur Mannheim seine Vortheile davon, allerdings auch seine Nachtheile,

da die Bauern ihre Tabaksbeete mit faulendem Lazarethstroh düngten und dadurch den Ausbruch der Pest hervorriefen[1]. Erst eine spätere Zeit machte den Tabak zur lohnenden Erwerbsquelle der ganzen Pfalz.

Nicht nur der Verkehr Mannheims nach außen sollte von allen Schranken befreit, es sollte auch im Innern der Stadt ein zwangloses und dadurch erfolgreiches Wettarbeiten gesichert werden. Darum räumte Karl Ludwig den Gewerbebetrieben völlige Freiheit ein und befreite vor allem den Marktverkehr von jeglicher Abgabe. Er verlangte zugleich, daß von den andern naheliegenden Aemtern des Kurfürstenthums der Markt in Mannheim beschickt werde, (gleich zu Beginn seiner Regierung hatte er das Fahrgeld für die den Markt besuchenden Landsleute herabsetzen lassen)[2], und verbot, daß die dortigen Bewohner ihre Früchte in den besser zahlenden Reichsstädten verkauften, nachdem sich in Mannheim einmal ein empfindlicher Mangel an Lebensmitteln gezeigt hatte. Bald nachher änderte er dieses Verbot dahin, daß der Verkauf auch nach dem Auslande völlig frei stand, allerdings nur dann, wenn die in Stadt und Land aufgehäuften Vorräthe mindestens für ein Jahr genügten. Nicht immer waren seine Vorschriften so strenge und seine Sorgen für den Mannheimer Markt so intensiv gewesen. Als im Jahre 1662 Fruchtmärkte in Mannheim, Frankenthal und Alzey errichtet wurden, war noch Niemand gezwungen gewesen, seine Waare an bestimmten Orten zu verkaufen, sondern es war einem jeden freigestellt, seine Früchte auf einen dieser Wochenmärkte zu bringen, die der Kurfürst dadurch noch zu heben trachtete, daß er die bis zwölf Uhr unverkauften Früchte für Rechnung des Landes erwarb, allerdings dabei auch bestimmte, daß die Preise sich in mäßigen Grenzen halten sollten. Erst später, als seine Fürsorge für Mannheim theilweise bis zu Ungerechtigkeiten gegen andere Landestheile ausartete, suchte er auch den Marktverkehr auf Kosten der anderen Pfälzer Städte emporzubringen. In ähnlicher Weise regelte er den Handel mit Fischen und wie er, um die Waaren billig der Stadt zuzuführen, den Zwischenhandel verbot, der bisher vor den einzelnen Thoren getrieben wurde, so befahl er auch die Konfiskation der Fische jener Händler, die in die Reichsstädte gingen oder gar zu theuere Preise verlangten; eine Ausnahme war nur gestattet, wenn in Kriegszeiten kaiserliche Offiziere Fische für ihren Privatgebrauch forderten[3].

Die schrankenlose Gewerbefreiheit brachte dem Kurfürsten schwere Konflikte mit dem Kleinhandel und den Handwerkern. Es war in den Kreisen der letzteren das Verlangen nach Zunftzwang übermächtig, besonders bei den Schuhmachern, die sich dadurch gegen größere Be-

triebe schützen wollten, und der Kurfürst sah sich gezwungen, durch strenge Verordnungen seine Mannheimer Handwerker nicht nur gegen jede Beschimpfung seitens der Zunftgenossen zu schützen, (denn geschimpft und gescholten wurde damals viel in der Pfalz und nicht nur von Handwerkern), sondern vor allem darauf hinzuwirken, daß man ihnen die Lehrlinge und Gesellen nicht abwendig mache. Daß ein besonderer Haß sich gegen die Mennoniten und Juden richtete, ist bereits erwähnt; jene fanden Schutz beim Kurfürsten und diese schützten sich selbst besser, als der Kurfürst es vermocht hätte. Gegen die Mannheimer Handwerker insgesamt aber lehnten sich die anderen Pfälzer Städte auf, denn das Vorrecht jener, nach Ablegung des Meisterstückes sich überall niederlassen zu dürfen, erregte große Erbitterung und rief fortgesetzte, freilich erfolglose Beschwerden hervor.

Eine besondere Ueberwachung hatte Karl Ludwig bei denjenigen Gewerben eingeführt, die unmittelbar für die Lebensbedürfnisse zu sorgen hatten, und wir wissen, daß die christlichen Metzger beim Rath der Stadt Mannheim heftige Klagen gegen die überwuchernde Konkurrenz der Juden führten, wogegen sie nicht in der Annäherung an deren einfaches Leben, sondern nur in dem eben so eifrig wie vergeblich erstrebten zünftlerischen Zusammenschluß Heil und Rettung sahen. Der Kurfürst glaubte, diesen Gegensatz dadurch ausgleichen zu können, daß er ihnen eine Stätte gemeinsamer Arbeit bot und er beabsichtigte deßhalb, ein für Christen und Juden gemeinsames Schlachthaus zu errichten. Es war in den Zeiten des Franzosenkrieges, und da man aus sanitären Rücksichten die Errichtung eines Schlachthauses in der Stadt vermeiden wollte, so gab der Kurfürst, wenn auch ungern, seine Zustimmung zur Errichtung eines solchen außerhalb der Stadt, freilich sollte der Bau so leicht sein, daß er bei drohender Gefahr leicht abgerissen werden könne, um dem Feinde keine Stütze zu bieten. Der Bau aber verzögerte sich, weil die Zeiten zu unruhig waren und der flüchtig aufgetauchte Gedanke, auf Kähnen und Schiffen das gemeinsame Schlachthaus schwimmend zu errichten, blieb unausgeführt[1].

Neben dem Kampf mit den Metzgern bestand auch ein fortwährender Hader mit den Bäckern, denn der Kurfürst ging von der sozialpolitischen Erwägung aus, daß die Preise für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse möglichst niedrig gehalten werden müßten und nicht dazu dienen dürften, den Bäckern und Metzgern auf Kosten der theilweise unbemittelten Volksklassen ein reiches und leichtes Einkommen zu gewähren[2]. Darum wurden auch hier die Preise für die Lebensmittel von der Regierung festgesetzt und jeder Bäcker war verpflichtet,

sich Samstags an den Mehlwaagen über die amtliche Gewichtsbestimmung zu vergewissern. Von dieser Vorschrift wich der Kurfürst nicht ab und ließ sich weder durch die Beschwerden noch die Bitten der Bäcker zu einer Aenderung bewegen. Mußten sie sich daher dieser lästig empfundenen Verpflichtung fügen, so verlangten sie wenigstens, daß sie durch das Verbot, fremdes Brot und fremdes Backwerk in Mannheim einzuführen, vor jeder schädigenden Konkurrenz geschützt wurden. Nicht nur über die Meister, auch über das Leben ihrer Lehrlinge klagte die Stadt und es hätte nicht erst einer Beschwerde durch die Mannheimer Geistlichkeit bedurft, um auf den zwanglosen Verkehr aufmerksam zu machen, der sich in den frühen Morgenstunden zwischen den Lehrlingen und den Mädchen entwickelte, die mit dem Verkauf der Backwaaren beauftragt waren und vor der zum Verkauf festgesetzten Zeit in den dunklen oder dämmrichten Räumen und Gängen der Verkaufsstände und Schrannenhallen sich die Zeit mit recht bedenklichen Scherzen vertrieben[1]. Diese staatliche und städtische Aufsicht über Meister und Geselle forderte den Spott der benachbarten Orte heraus, wo die Handwerker ein weniger freies Gewerbe, dafür aber ein freieres Leben hatten, und die Mannheimer Bäcker wurden gelegentlich über die Spöttereien der Ladenburger so erbittert, daß sie in einer gemeinsamen Eingabe an den Stadtrath, die sie dem Kurfürsten zu übermitteln baten, die Stadt sammt und sonders zu verlassen drohten, wenn nicht den fortgesetzten nachbarlichen Witzeleien endlich einmal ein Ende gemacht werde[2].

Aus der gleichen sozialen Erwägung, die den Kurfürsten zur Beaufsichtigung der Metzger und Bäcker zwang, entsprang auch sein Befehl, die Thätigkeit der Müller streng zu überwachen[3]. Denn es war nicht selten vorgekommen, daß die Bäcker, die wegen zu hoher Preise in Strafe genommen werden sollten, sich mit dem Hinweis darauf entschuldigten, daß sie an die Mühlen solche Preise zu zahlen hätten, die ihnen eine Herabsetzung der eigenen unmöglich mache. Gern hätte der Stadtrath von Mannheim die Mühle eines gewissen Hutmacher, die sich damals mit kurfürstlicher Genehmigung in der Stadt befand, monopolisirt, um dadurch einen Einfluß auf den Gang dieses Geschäftsbetriebes zu erhalten, zumal der Müller in der Zahlung des Ungeldes sehr säumig und wenig ehrlich war. Aber die in voller Freiheit lebenden Mannheimer sträubten sich gegen einen Monopolzwang. Sie wollten mahlen lassen, wo sie wollten; sie glaubten zudem nicht, daß der Mannheimer Stadtrath im Stande sei, den Müller zur Arbeit zu zwingen, wenn es ihm nicht passe. Denn oft und gern

ließ er seine Mühle stille stehen, um privaten Vergnügungen nachzugehen und hatte dadurch nicht nur häufig schon einen direkten Brotmangel hervorgerufen, sondern auch die Branntweinbrenner und Brauer zum zeitweiligen Einstellen ihres Geschäftsbetriebes gezwungen.

Es ist noch ein weiterer Zweig der Verwaltungspolitik des Kurfürsten zu berühren, bei dem er ebenfalls wieder neu zu beginnen hatte. Die weiten Waldungen, die einst den Boden der Pfalz bedeckten, waren im Kriege niedergeschlagen worden und nach dem Frieden hatte man aus den Resten, die stehen geblieben, Bauholz für die neu zu errichtenden Hausbauten entnommen; auch waren in den ersten Jahren der Regierung des Kurfürsten die Viehherden in die jungen Baumpflanzungen zum Weiden getrieben worden, so daß eine rationelle Entwickelung des Forstwesens nicht möglich war[1]. Um diesen Schädigungen des Forstbetriebes zu begegnen, erließ der Kurfürst im Jahre 1658 ein Edikt, auf Grund dessen die Verwaltung der Waldungen den Gemeinden entzogen und in die Hand des Staates gelegt wurde. Nun wurden staatliche Beamte, Forstknechte und Forstmeister angestellt, die darüber zu wachen hatten, daß sich kein Unbefugter in den Waldungen herumtreibe und nach Belieben für seine privaten Bedürfnisse Holz hole. Aber rationell wurde die Behandlung der Forsten erst vorgenommen, als die Neuburger Linie in der Pfalz zur Regierung gelangt war. Karl Ludwig hatte sich nur auf einige grundlegende Verordnungen beschränkt. Vor allem hatte er hinsichtlich der Neuanlage von Waldungen die Einrichtung getroffen, daß solche nur in der Nähe von fließenden Gewässern anzupflanzen seien und daß auch das Schlagen und Verkaufen des Holzes nicht von dem Belieben und von dem Gutachten der jeweiligen Forstmeister abhänge, sondern nur unter Zuziehung des Landschreibers und der kurfürstlichen Rentkammer geschehe.

Mit dieser Forstpolitik stehen im engen Zusammenhang die Maßregeln, die Kurfürst Karl Ludwig betreffs der Ausübung des Jagdrechts in seinem Lande erließ. In den ersten Jahren seiner Regierung bestanden keine direkten Jagdvorschriften. Es schien damals nicht unangebracht, jedem Pfälzer das Recht einzuräumen, nach Belieben auf die Jagd zu gehen; erst späterhin wurden auch hier einschränkende Gesetze und Vorschriften erforderlich. Eine gewisse Freiheit war wenigstens zu Beginn seiner Regierung nöthig, da bei den in der Pfalz noch vorhandenen Wölfen den Unterthanen das Recht gegeben werden mußte, sich dieser Landplage zu erwehren. Noch 1661 war in der Gegend von Mannheim eine Ziege durch einen Wolf zerrissen worden und aus der gleichen Zeit, nur wenige Jahre vorher, stammt

das Forstedikt, auf Grund dessen den Pfälzern wohl erlaubt war, Wölfe zu schießen, aber zugleich den Beamten bei Veröffentlichung dieser Verordnung zur Pflicht gemacht wurde, streng darauf zu achten, daß unter dem Vorwand, die Wölfe wegzuschießen, kein edleres Wild getrieben werde; denn der Wildfrevel stand damals in hoher Blüthe in der Pfalz und vergebens suchte der Kurfürst nach Mitteln, diesem Unwesen Einhalt zu thun. War er auch selbst kein großer Freund der Jagd, so gehörte das Jagdrecht doch zu den Rechten des Landesherrn, an denen er nicht rütteln lassen wollte. Verboten war die Jagd überhaupt in der Nähe des kurfürstlichen Hoflagers, und da der Kurfürst viel in Friedrichsburg residirte, so empfanden die Mannheimer eine solche Beschränkung ihrer Freiheit recht drückend, beachteten sie auch weiter nicht und ließen sich weder durch die Anwesenheit Karl Ludwigs, noch durch seine Verbote abhalten, ihrer Jagdleidenschaft zu fröhnen. Man hatte sich in der Stadt daran gewöhnt, mit großen Hunden auszugehen, unter dem Vorwande, ihrer zum persönlichen Schutze zu bedürfen, und da in der Umgegend Mannheims viel verdächtiges Gesindel herumstrich, so mußte die Stadt den Wunsch des Kurfürsten ablehnen, ihren Bürgern die Begleitung durch Hunde zu verbieten; ebensowenig ließ sich sein Vorschlag verwirklichen, die Hunde durch angebundene Stöcke am schnellen Laufen zu hindern. Den Beamten war die Jagd überhaupt verboten, ebenso war den Edelleuten nur gestattet, das Wild auf ihren Gütern zu treiben; die Regelung des Wildstandes sollte ausschließlich durch die Hofjagden geschehen[1].

Alle diese Verordnungen dienten dem Schutze der sich allmählich entwickelnden Forstkultur und der Förderung des beginnenden Holzhandels. Mannheim war der Hauptplatz für diesen Zweig rheinischer Gewerbthätigkeit, die Hand in Hand mit dem Aufschwung des Weinbaues ging, denn die Küfereien bedurften für ihren Zweck vor Allem des Eichenholzes. Wenn auch der ganze Holzhandel, der später für die Pfalz durch die frei werdende Murg- und Kinzigschiffahrt von so großer Bedeutung wurde, sich jetzt noch in bescheidenem Umfange hielt, so hat doch die Handelspolitik des Kurfürsten Karl Ludwig, wie in anderen Zweigen, so auch hier einer besseren Zukunft vorgearbeitet. —

Es geht durch die ganze Regierung des Kurfürsten Karl Ludwig das Bestreben, den Rhein, der so lange seinem natürlichen Zweck als Verkehrsweg entzogen war, wieder zur Verbindungsstraße zwischen dem südlichen Deutschland, vor Allem der Pfalz und Holland zu machen. Wie er durch seine Verhandlungen mit Holland über Zoll-

ermäßigungen dieses Ziel zu erreichen trachtete, so suchte er andererseits durch Marktschiffe den Verkehr zwischen den Orten der Pfalz unter einander, sowie mit den Gebieten benachbarter Reichsstände zu fördern. Nicht nur dieses. Auch zu Lande sollte die Verbindung mit der Pfalz und mit Mannheim erleichtert werden. Es sollte ein ganzes Netz von Verkehrsadern von diesem Centrum ausgehen, um die Pfalz mit der Welt in Berührung zu bringen und durch Hebung des Handels ihre materielle Lage zu bessern und sicher zu stellen, und bereits zu Beginn seiner Regierung hatte er befohlen, die Straßen, Brücken und sonstigen Verkehrsanstalten stets im guten Zustande zu halten, damit Niemand abgeschreckt werde, den Weg durch sein Gebiet zu nehmen[1]. In gleicher Weise sollte neben dem Personen-, auch der Brief- und Waarenverkehr erleichtert werden. Trotz des Gegensatzes, in dem auch er zu dem Taxis'schen Postregal stand, konnte er seiner doch nicht entbehren[2]. Er verfolgte genau die Kurse, die der Generalpostmeister in Frankfurt für die Eilwagen bestimmte; er prüfte seine Vorschläge und genehmigte oder verwarf sie, duldete aber auch, daß sich eine Reihe von Nebenposten in seinem Gebiete entwickelten, die nicht abhängig waren von der Taxis'schen Politik und Taxis'schen Gesinnung. Die Eilwagen, die von Mannheim nach Heidelberg und Frankfurt gingen, brachten reges Leben in die Pfalz, besonders zur Zeit der Messe wurden im Mannheimer Posthofe die Ankommenden und Abreisenden mit Fragen bestürmt oder mit guten Lehren versehen, als hätten sie eine Weltreise beendet oder ständen an ihrem Beginn. Aber politisch weit wichtiger als diese Verbindung war der Postkurs, den er nach dem Frieden von Nymwegen im Jahre 1679 zwischen der Pfalz und der französischen Grenze, mit Sedan und Metz, einrichtete, um dadurch auch dem Briefverkehr eine größere Sicherheit zu geben. Denn die Taxis'sche Post genoß bei Wahrung des Briefgeheimnisses kein allzuweitgehendes Vertrauen und auch Karl Ludwig glaubte oft Grund zu haben, sich über die nachtheiligen Folgen zu beklagen, die ihm aus der engen Verbindung zwischen dem Generalpostmeister und dem Kaiserhofe erwuchsen. Der Briefverkehr hielt sich damals in der Pfalz in sehr engen Grenzen. Erst 1668 wurde ein zweimaliger wöchentlicher Bestelldienst nach Neckarhausen eingerichtet, (wo die Briefe für Mannheim und die Pfalz ankamen,) um zu vermeiden, daß Briefe, die Samstag Abends einliefen, erst am nächsten Mittwoch zur Ausgabe gelangten und daß zugleich mit den Briefen auch die Zeitungsblätter tagelang liegen blieben, ehe der Kurfürst Einsicht in sie nehmen, und aus ihnen dann für seine

Pfälzer das Wichtigste herausschreiben lassen konnte[1]. Gegen eine geringe Entschädigung trug der deutsche Schulmeister in Mannheim die Briefe aus. Man nahm ihn nicht förmlich in Eid, sondern beschränkte sich darauf, ihm eine treue und gewissenhafte Besorgung zur Pflicht zu machen[2]. So ging es Jahre hindurch. Erst in den Zeiten des französischen Krieges, als der Verkehr mit dem gegenüberliegenden Neckarhausen unterbunden war, trat eine Aenderung in dem regelmäßigen Abholen der Korrespondenz ein. Damals, als die Thore der Stadt früher geschlossen und später geöffnet wurden und nur mit Schwierigkeiten der Eintritt verbunden war, wurde an den Thoren Mannheims ein Kasten für die Postsendungen aufgehängt, die der Sicherheit wegen nicht mehr zu Lande, sondern auf dem Wasserwege nach Mannheim gelangten; grundlegende Bestimmungen über das Pfälzer Postwesen, das unter Karl Ludwig doch recht nothdürftig war, sind erst von den Neuburgern getroffen worden.

Alle diese Bemühungen, der Pfalz die Vorzüge eines geregelten und regen Verkehrs zuzuführen, hätten in guten Zeiten vielleicht reiche Früchte getragen, aber die Ereignisse, von denen die Regierung Karl Ludwigs heimgesucht wurde, verhinderten, daß sein Land zu jener Höhe emporstieg, die seinem Geiste vorschwebte, und es gelang ihm nicht, durch eine sichere Handels- und Verkehrspolitik den Staatsfinanzen eine feste Grundlage zu geben. Sein ganzes Leben hatte er gesorgt und gearbeitet, um durch Ersparnisse in allen Zweigen des Staatswesens Einnahmen und Ausgaben in Einklang zu bringen, und doch hinterließ er die Pfalz tief verschuldet und nur geringe Baarmittel fanden sich in den Staatskassen, als er seine Augen für immer geschlossen hatte[3]. Und diesen geringen Baarmitteln standen die hohen Forderungen gegenüber, die Frankreich und die Schweiz an seinen Nachfolger richteten, ganz abgesehen von den Summen, die er seiner Gemahlin und seinen Geschwistern an ihren Apanagegeldern schuldig geblieben war. Daneben häuften sich noch eine Reihe anderer Ausstände, so daß Kurfürst Karl an der Möglichkeit einer Schuldentilgung verzweifelte. Es waren ja keine leichtsinnig gemachten Schulden; die unseligen Kriegsereignisse hatten sie hervorgerufen, aber die Gläubiger drängten und woher war Geld zu nehmen. Da verfiel Karl auf den Gedanken, durch Rupprecht auf den König von England einzuwirken, daß er die seit Jahrzehnten ausstehenden englischen Jahrgelder vom Parlament für die Pfalz einfordere, aber Rupprecht lehnte dieses Ansuchen ab, da das Parlament mit seinen eigenen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt sei, um verschollene Pfälzer Ansprüche auf

ihre Richtigkeit hin zu prüfen und dem Kurfürsten blieb nichts anderes übrig, als sich mit dem Versprechen Rupprechts zu begnügen, zu gelegener Zeit seines Neffen und seiner Finanznöthe gedenken zu wollen. Rupprecht aber starb bald und nun kam der ganze Plan in Vergessenheit und die Finanzen blieben zerrüttet wie bisher. Bis zum Untergange der Pfalz sind sie nicht mehr gesundet. Die Nachfolger Karl Ludwigs waren zu ehrlicher Arbeit im Dienste des Landes nur wenig geneigt, erst der letzte Kurfürst aus Wittelsbacher Stamm, Max Joseph, suchte in selbstloser und unermüdlicher Thätigkeit der Pfalz wieder ein sorgender Herr zu sein. Aber die Zeit, die ihm gegeben, war zu kurz, und die Verhältnisse, unter denen er lebte, waren zu unruhig, als daß sein Thun mehr als eine Aussaat hätte sein können, die unter dem Schutze und der Pflege Badens sich zu einer Blüthe entwickelte, wie die Pfalz sie nie vorher gekannt hatte, in der aber die Träume Karl Ludwigs ihre späte Erfüllung fanden.

Karl Ludwig als Persönlichkeit.

Wenn nach dem Worte des Psalmisten Arbeit und Mühe ein Leben köstlich machen, dann ist das Leben Karl Ludwigs köstlich gewesen bis zum Ende. Freilich seiner Arbeit fehlte der Erfolg und seinen Mühen der Lohn; die Bäume, die er zum Nutzen einer kommenden Zeit zu pflanzen geglaubt hatte, waren gleichsam umgehauen, ehe sie Früchte tragen konnten. Das Werk der Wiederherstellung der Pfalz, um dessentwillen er mit verbissenem Grimm Spott und Geringschätzung ertragen hatte, war zerstört, als er aus dem Leben schied und die Pfalz mit sorgendem Herzen einem kranken Manne hinterließ. Und es ist die tiefste Tragik seines Lebens, daß er die Zukunft seines Hauses eben da vernichtete, als er sie gefestigt zu haben glaubte, als er, um jeder weiteren Theilung des pfälzischen Besitzes vorzubeugen, dem Bruder den Eintritt in das väterliche Schloß verwehrte und dem tief Erbitterten damit für immer die Grenzen der Pfalz verschloß. Es ist dies eine jener Thaten, die sein Bild dunkler gefärbt haben und gerne wird hierauf, wie überhaupt auf den Gegensatz zu seiner Familie hingewiesen, um den Charakter des Kurfürsten zu trüben und zu beeinträchtigen. Fehler zu beschönigen oder zu verdecken, ist nicht die Aufgabe eines Biographen, aber es ist ihm leichter als andern, die Schwächen und Fehler eines Charakters zu verstehen und damit zu entschuldigen, wenn er den Werdegang eines Mannes von frühen Lebenstagen an begleitet und die Verhältnisse kennen gelernt hat, unter denen der Knabe zum Jüngling, und der Jüngling zum Manne reifte. Denn von der Jugend empfängt das Leben die bestimmende Richtung und das Leben Karl Ludwigs war freudenarm von Jugend auf, freudenarm durch die Schuld seiner Eltern. Schon die Züge des Jünglings, wie sie van Dyck und Honthorst in ihren Bildern festgehalten haben, erscheinen ernst, fast schwermüthig. Zu früh lastete das Gefühl der Verantwortlichkeit auf ihm, zu früh wurde er mit den Geschicken seines Hauses und dem furchtbaren Erbe von Schuld und

Elend bekannt, welches Friedrich V. auf die Seinen gehäuft hatte. Mit dem fürstlichen Leben anderer Höfe verglich er den engen Hofhalt seines Hauses, mit dem sorgenlosen Leben anderer Fürstenkinder die darbende Noth, in der er und seine Geschwister lebten, und er war eine zu tief angelegte Natur, als daß er den Gegensatz zwischen dem, was ihm auf Grund seiner Geburt zugestanden hätte und dem, was ihm zugestanden wurde, nicht schon im Knabenalter empfand. Die feinsten Anfänge der Abneigung gegen Rupprecht sind hier zu suchen; der ernste, unter dem Druck der Verhältnisse stehende Karl Ludwig konnte die frohe Heiterkeit nicht begreifen, die sich Rupprecht als Knabe weder nehmen noch trüben ließ. So lange der Vater lebte war wenigstens noch ein bescheidener Glanz in seinem Hause und die Generalstaaten, so geringschätzig sie auch über ihn dachten, wußten ihm doch zu Zeiten die seiner Würde gebührende Stellung einzuräumen und von dem Glück, das die Gestalt Gustav Adolfs in das Haus des Winterkönigs brachte, fiel auch ein voller Strahl auf die Seinen zurück. Ihr Ansehen steigerte sich, als der mächtige Schwedenkönig im vertrauten Verkehr mit Friedrich gute Hoffnungen für die Zukunft, und den holländischen Handelsherren eine sichere Bürgschaft für Rückzahlung der reich dargeliehenen Kapitalien zu bieten schien. Mit einem Schlage zertrümmerte der Tag von Lützen diese Hoffnungen und warf die Familie des Winterkönigs in tieferes Elend und größere Noth zurück, als sie je vorher gesehen hatte. Damals stand Karl Ludwig in einem Alter, in dem er bereits nachzudenken begann über die Verhältnisse, unter denen er lebte. Zu den Geschwistern, die ihm an Lebensjahren nahe waren, konnte er keine Neigung fassen, der Bruder, dem er sich vertraut gefühlt hatte, war schon lange todt und die Mutter empfand zu wenig für ihre Kinder, als daß er tiefere Gefühle für sie hätte hegen und damit vergessen können, daß es vor allem ihre Schuld gewesen, die das hervorragendste deutsche Kurhaus heimathlos gemacht und zu Bettlern erniedrigt hatte. Mit Unwillen sah bereits der Knabe, daß sie sich auch jetzt noch gern in einem glanzvollen Hofleben bewegte, das weder ihrer Stellung, noch ihren Mitteln entsprach und daß sie sich im Kreise glänzender Kavaliere, die der noch immer schönen Königin gern gehörte Schmeicheleien sagten, wohler fühlte, als im Kreise ihrer Kinder. So entfremdete er sich schon frühzeitig den Seinen, die er nur durch den Zufall der Geburt sich nahe stehend betrachtete. In einem Alter, wo den Knaben sonst in froher Thorheit und sorgenlos die Tage dahingleiten, war durch die Schuld der Eltern um sein Haupt „des Lebens dunkle Decke gebreitet“ und gedankenvoll

löste er sich schon frühzeitig von dem, was anderen werth und theuer erscheint.

Mit zunehmendem Alter steigerte sich der Gegensatz zu den leichter veranlagten Geschwistern und zu Elisabeth, die nicht zugeben wollte, daß sie selbst an dieser Entfremdung des Gemüthes reiche Schuld trug. Es kam hinzu, daß Karl Ludwig sich als Haupt des Hauses zu fühlen begann und in der stolzen, selbstbewußten Frau weniger die Mutter als ein Glied seines Hauses erblickte, das ihm unterstellt war. Da konnte es an Reibungen nicht fehlen und er vermied, als er nach dem Tode des Vaters im Heere des Prinzen von Oranien diente, häufiger als nöthig war, zum Besuch der Königin in den Haag zu fahren; wie sie die beiden jüngeren Söhne, Rupprecht und Moritz, die damals in Leiden studirten, zweimal in der Woche zu sich kommen ließ, so wünschte sie auch Karl Ludwig öfter bei sich zu sehen, um nicht völlig die mütterliche Gewalt über den zu verlieren, dessen leichtes und heißes Blut sie kannte[1]. Dann gingen Karl Ludwig und Rupprecht nach England und mit Sorgen sah die Tochter Jakobs I. ihre Söhne als die gefeierten Mittelpunkte des englischen Hoflebens. Vergebens waren ihre wiederholten Bitten an Karl I., die Söhne ihr wieder zuzusenden; nur die Gestaltung der politischen Verhältnisse vermochte den englischen König, sich von den pfälzischen Prinzen zu trennen. War ihre Reise an den Hof Karls I. beim Könige selbst auch ergebnißlos geblieben, so hatte sie doch im englischen Volke die Begeisterung für die Pfälzer Sache neu geweckt und die großen Summen, die man dort für sie gesammelt hatte, ließen deutlich erkennen, wie sehr das englische Volk in der Wiederherstellung der Pfalz die Erfüllung eigener Wünsche erblickte.

Hier beginnt der tiefe Gegensatz zwischen Mutter und Sohn, der bis zum Tode der Mutter nicht mehr überbrückt worden ist, und dem Kurfürsten jetzt schon, mehr noch später den Vorwurf pietätloser Handlungsweise zugezogen hat, der zu Unrecht auf ihm lastet. Er hat stets seiner Mutter gegeben, was Kindespflicht von ihm forderte, aber er fühlte sich auch im Exil als Landesherrn der Pfalz und betrachtete sich, wie schon erwähnt, nicht als Eigenthümer, sondern nur als Verwalter der ihm für die Pfalz übergebenen Summen. Der Gegensatz zwischen Karl Ludwig und Elisabeth vertiefte sich, als das Leben der Königin, die den Fünfzigern nahe war, bei ihren Kindern Anstoß erregte. Die Verbannung des Lieblingsbruders Karl Ludwigs, des Pfalzgrafen Philipp, der den Marquis d'Epinay, auf offener Straße im Zweikampf getödet hatte, weil man ihm engere

Beziehungen zu Elisabeth nachsagte, als der Königin und Mutter ziemten, lockerte das lose Verhältniß zwischen der Mutter und ihren Kindern noch mehr. Vergebens verwandte sich damals Karl Ludwig für den verbannten Bruder. Alle seine Vermittlungen wurden von Elisabeth zurückgewiesen, die durch die rasche That ihres Sohnes bei den Holländern, deren Gastfreundschaft sie genoß, in eine schwierige Lage gelangte; sie steigerte sich noch, als Karl Ludwig mit dem Stolze eines deutschen Reichsfürsten bei den Generalstaaten über die unwürdige Art, mit der sie die That Philipps vor ihre Gerichte zogen, Beschwerde führte[1]. Den engen Anschluß, den dieser damals an Karl Ludwig fand, vermochte Elisabeth dem Kurfürsten nur schwer zu verzeihen; erst als Philipp die Pfalz wieder verlassen und bei Rethel 1650 einen frühen Tod gefunden hatte, wandte sie sich an ihn, damit er ihr die Rückkehr in die Pfalz ermögliche.

Es wäre der Wunsch Elisabeths gewesen, mit königlichem Glanze wieder in der Pfalz zu leben, aber die Mittel, die dem Kurfürsten zustanden, reichten nicht hin, um neben seinem eigenen bescheidenen Hofhalt auch noch den Hofhalt der Mutter, deren prunkliebenden Charakter er kannte, zu unterhalten; als dann der Ehezwist zwischen ihm und seiner Gemahlin entstand, konnte er schon im Interesse seines Landes nicht wünschen, noch eine weitere, von der seinen gesonderte Hofhaltung in der Pfalz einzurichten[2]. Die Forderungen Elisabeths an den Kurfürsten waren nicht gering. Sie griffen zurück in die Zeit vor dem großen Kriege. Was ihr damals vom Kurfürsten Friedrich V. für die Zeit ihrer Wittwenschaft zugestanden war, beanspruchte sie jetzt, nachdem doch die Pfalz auf ein Sechstel ihrer früheren Einkünfte herabgesunken war, in annähernd vollem Umfange und oft äußerte sie sich ihren Vertrauten gegenüber in den schärfsten Ausdrücken über den Kurfürsten, bei denen ihr nur das Empfinden, seine Mutter zu sein, eine gewisse Zurückhaltung auferlegte. Dem Gesandten, den sie 1650 nach Heidelberg schickte, hatte Karl Ludwig die zerrütteten Verhältnisse seines Landes gezeigt und ihm versichert, daß er zwar geneigt sei, seiner Mutter einen standesgemäßen Aufenthalt in der Pfalz einzuräumen, daß aber die Forderungen, die sie stellte, bei der Lage seines Landes unmöglich zu erfüllen seien[3]. Der Gesandte, der sich in gesicherter Stellung wußte, ging in seinen Zumuthungen an Karl Ludwig bis an die äußerste Grenze und der leicht erregbare Kurfürst bedurfte aller Selbstbeherrschung, um in den Verhandlungen mit diesem Menschen die Würde und Stellung der Königin und Mutter nicht zu vergessen, als deren Ver-

treter der Engländer vor ihm stand. Er wiederholte stets, daß er ihre Rückkehr freudig begrüßen werde, aber eine andere Wohnstätte als das Heidelberger Schloß könne er ihr nicht einräumen; er setzte genau auseinander, was er ihr zu geben vermochte und Elisabeth hatte Stunden, wo sie das Angebot ihres Sohnes anzunehmen erklärte, wofern er ihr zuvor die holländischen Schulden bezahle. Karl Ludwig lehnte ab, weil eine solche Auslage die ihm zu Gebote stehenden Mittel überschritten hätte, von denen er seiner Mutter einen angemessenen Unterhalt zahlte. In einem Schreiben, das er 1661 an den König von England richtete, gibt er Rechenschaft von dem, was er von 1650—1660 an seine Mutter gezahlt hatte: es sind an baarem Gelde 83000 Thaler gewesen. Dazu hatte sie für ca. 8000 Thaler Wein und außerdem die ihr auf Grund des Friedensinstrumentes zustehenden 20000 Thaler des Kaisers erhalten, so daß von einer Nothlage der Böhmenkönigin, in der sie sich so gerne gefiel, ebensowenig die Rede sein kann, wie von einem unkindlichen und pietätlosen Verhalten Karl Ludwigs, das von der alten Miß Benger zuerst ausgesprochen wurde und bei der weitverbreiteten Abneigung gegen den Kurfürsten leicht Glauben fand.

Das Leben, welches die Königin im Haag führte, war noch immer, soweit es ihre Mittel gestatteten, mit fürstlichem Glanze umgeben. Freilich, ihre Kostbarkeiten, ihre Juwelen und ihr Geschmeide waren fast alle längst dahin, und die sie bei ihrem Tode hinterließ, waren schön, aber geringwerthig. Wenn Sophie in ihren Erinnerungen bemerkt, daß sie einst reicher als Kleopatra gewesen seien und nur Perlen und Diamanten verschluckt hätten[1], so empfand die Königin den Verkauf der meisten ihrer Juwelen gerade in dieser Zeit um so schmerzlicher, als es sich um die Vermählung ihrer Töchter handelte, denen das Elternhaus nichts oder nicht viel mitgeben konnte und für deren Ausstattung, wenn wir von den im Friedensinstrumente festgesetzten Summen absehen, Karl Ludwig in Heidelberg zu sorgen hatte. Es war dies ebenfalls ein Grund, daß Karl Ludwig seiner Mutter nicht mehr bieten konnte, als er ihr thatsächlich bot und wenn er ihr unter den Bedingungen, die sie stellte, den Aufenthalt in der Pfalz verwehrte, so wird der gerecht Urtheilende und tiefer Blickende daraus keinen Vorwurf für ihn herzuleiten vermögen.

Noch ein Jahrzehnt lebte die Winterkönigin nach dem Regierungsantritt Karl Ludwigs in Holland. Sie gab allmählich die Hoffnung auf, in die Pfalz zurückzukehren und begrüßte daher freudig die Wiederherstellung der Stuarts in England, wodurch ihr die Rückkehr

in ihr Vaterland und der allmählich lebenssatt werdenden Frau der Tod wenigstens auf heimischem Boden ermöglicht war. Aber auch hier fehlte es nicht an Demüthigungen. Karl II., dem sie nach dem Tode ihres Bruders stets die Ehrfurcht bezeugt hatte, die ihm als dem Haupte des Hauses Stuart zustand, begrüßte ihre Rückkehr nach England weit weniger freudig, als sie nach dem freundschaftlichen Verkehr erwartet hatte, der zwischen ihr und dem vertriebenen englischen Hofe Jahre lang gepflegt worden war. Aber trotz allem wollte sie nicht mehr in Holland bleiben. Es war zuletzt eine Unruhe über sie gekommen, sie fühlte sich unbehaglich in dem Lande, das ihr seit 40 Jahren Aufnahme gewährte, sie war allein geworden und empfand die Einsamkeit, die sie selbst verschuldet hatte. Keines ihrer Kinder war bei ihr, das letzte, Luise Hollandine, hatte sie ebenso heimlich verlassen, wie einst Eduard, und war nach Frankreich geflohen, um dort den väterlichen Glauben abzuschwören und ins Kloster Maubuisson einzutreten. Sie hatte sie theilweise im Zorn von sich gestoßen und nun überkamen die alternde Frau oft die Schatten der Erinnerung und es gab Stunden, wo sie sich fragte, ob sie nicht selbst viel Schuld trage an der Kluft, die sich zwischen ihr und ihren Kindern ausdehnte. Ihr Wesen wurde dann milder und eine Zärtlichkeit, die sie selten ihren Kindern, am allerwenigsten Karl Ludwig gezeigt hatte, erfüllte sie beim Besuche ihrer Enkel. Als Sophie von Hannover ihr die Tochter des Kurfürsten, die Liselotte zu Besuch in den Haag brachte, spielte sie stundenlang mit dem kleinen Kinde, und mit Verlangen sah sie dem Besuche des Freiherrn von Selz entgegen, des unehelichen Sohnes Karl Ludwigs aus seiner englischen Zeit, und sie war tief bewegt, als Karl Ludwig ihr statt des Besuches den Tod des Jünglings mittheilte[1]. Da wiederholte sie noch einmal ihren oft ausgesprochenen Wunsch, in die Pfalz zurückzukehren, aber die Forderungen, die sie stellte, waren so hohe, daß die Finanzlage des Landes dem Kurfürsten das Eingehen darauf verbot.

So blieb ihr nur England, wo das Haus Stuart wieder hergestellt war und das Parlament ihr bereits im September 1660 10000 Pfund bewilligt hatte, die im Dezember auf das Doppelte erhöht wurden. Der König hatte die Aussetzung dieser Summe dem Parlament gegenüber als einen ihn persönlich berührenden Wunsch bezeichnet, mit dem verschwiegenen Hintergedanken, daß Elisabeth bei sorgenlosem Leben in Holland ihren drohenden Besuch England erspare[2]. Wiederholt theilte er ihr mit, daß die inneren Verhältnisse Englands sich beruhigt haben müßten, ehe er sie empfangen und auf-

nehmen könne. Dieser steten Verzögerungen müde, schrieb sie im Mai 1661 dem Könige, daß sie vom Haag abgereist sei und demnächst in London eintreffen werde, worauf er ihr unwillig während der Ueberfahrt in einem holländischen Hafen einen Brief überreichen ließ, in dem er sie dringend bat, ihre Ankunft vorerst noch zu verschieben, da die Zustände in England und an seinem Hofe eine ihrer würdige Aufnahme unmöglich machten. Viel hatte die Königin in ihrem bewegten Leben erduldet; sie war nicht mehr die zart fühlende und zart empfindende Frau, die sie einst in den kurzen Pfälzer Glückstagen gewesen war, die Demüthigungen und Erniedrigungen, die sie 40 Jahre hindurch schweigend hatte hinnehmen müssen, hatten sie fühlloser gemacht. Aber diese Zurückweisung empfand sie doch als Beschimpfung und mit dem Gefühl der Empörung verband sich die Scham, die sie ihrer Umgebung gegenüber bei solcher Behandlung ihres Neffen erfüllte. Sie empfing den Brief, las ihn und ließ durch den Boten, der ihn gebracht hatte, dem Könige sagen, sie habe die Reise angetreten, sie könne nimmer zurück und werde nach England kommen, ganz gleich, welchen Empfang und welche Aufnahme man der Schwester des ermordeten Königs bereite — sie wußte, daß sie in den Kreisen der englischen Royalisten, wenigstens jener, die die Tage Jakobs und Karls I. gekannt hatten, noch immer viele Verehrung genoß und daß einer Prinzessin des Königshauses, auf der noch der Blick der großen Königin geruht hatte, wenn auch nicht von ihrer Familie, so doch von den Freunden ihres Hauses eine friedsame Stätte bereitet werde, in der sie die kurzen Tage, die ihr noch vergönnt waren, geschützt vor den Stürmen des Lebens in Ruhe zu verbringen vermochte.

Ungern wich Karl dem Zwange der Verhältnisse und mußte die Ankunft der lästigen Verwandten in England dulden, die über die Dauer ihres Aufenthaltes dem Willen des Königs sich zu fügen versprach[1]. Mit kühler Zurückhaltung empfing er sie und zu stolz, als geduldete arme Verwandte am Hofe zu leben, nahm sie dankbar das Anerbieten Lord Cravens an, der ihr sein Schloß zur Verfügung stellte. Es widerstrebte ihr indeß länger als nöthig die Gastfreundschaft des Lords zu beanspruchen und so miethete sie im Herbst 1661 das Schloß des Earl of Leicester, des englischen Gesandten in Holland, wo sie die wenigen Monate bis zu ihrem Tode verbrachte. Kurz vorher war Karl II. gekrönt worden und die pfälzischen Gesandten, die im Auftrage Karl Ludwigs den König zu beglückwünschen gekommen waren, verhandelten zugleich mit ihm über die Zukunft der Winterkönigin.

Der Engländer, der sich sagte, daß ihm Elisabeth nur durch die Schuld Karl Ludwigs lästig falle, führte die Besprechungen mit den Gesandten in ungemein gereiztem Tone und es stand ihm, der die Böhmenkönigin nur widerwillig und unter Verletzung jeder höfischen Form bei ihrer Landung empfangen hatte, trefflich an, den Kurfürsten mit tiefer Entrüstung an die Pflichten zu mahnen, die er seiner Mutter, einer alten, vom Schicksal so schwer geprüften Frau schulde; Mahnworte, die ihm sein Gewissen zur Pflicht mache, wie der Dreißigjährige in salbungsvollem Predigerton den pfälzischen Gesandten bemerkte[1].

Er verlangte, weitergehend als Elisabeth selbst, daß sie das Einkommen genieße, das ihr durch den Heirathsvertrag vom Jahre 1613 zugestanden sei, wofür Jakob ebenso die Bürgschaft übernommen habe, wie für die pünktliche Ausführung des im Jahre 1624 vom Winterkönig errichteten Testamentes, das ihr im Falle der Wiederherstellung der Pfalz die volle Erfüllung des Heirathsvertrages versprach. Nun betrugen die Forderungen, die Elisabeth auf Grund dieses Vertrages an Karl Ludwig hätte stellen können, etwa 100 000 £, eine Summe, die für den Kurfürsten, der jährlich ein Einkommen von 137 804 Gulden hatte, selbstredend unerschwinglich waren. Empört über diese Zumuthung ließ er seinem englischen Vetter sagen, zunächst der Winterkönigin die Gelder zu zahlen, die sie noch an England aus den Tagen Karls I. zu fordern habe und brachte dabei zugleich sein eigenes Guthaben in Erinnerung, bei dessen Tilgung er sich schon mit dem fünften Theil des ihm Zustehenden begnügen zu wollen erklärte.

Es ist ein unfreundliches Bild, das sich hier zwischen dem Sohne und dem Neffen der Winterkönigin bei den Verhandlungen um ihren Lebensunterhalt entrollt; am abstoßendsten aber erscheint die Haltung des in seinem Gewissen so bedrängten englischen Königs, der den Kurfürsten den Forderungen der Mutter dadurch geneigter zu machen suchte, daß er in nicht gerade hervorragendem Zartgefühl den Sohn auf den schwankenden Gesundheitszustand seiner Mutter aufmerksam machte, der ein baldiges Ableben erwarten lasse, so daß die Lasten also nicht lange auf ihm ruhen würden[2]. Er sprach als seinen Wunsch aus, daß das Verhältniß zwischen Karl Ludwig und Elisabeth, die mit ihrem Sohne nicht mehr persönlich über diese Frage verhandeln wollte, sondern ihr Schicksal vertrauend in die Hände des englischen Königs legte, ein besseres werde, worauf die Gesandten ihm erwiderten, daß diesem Wunsch der Wunsch ihres Herrn selbstredend entspreche, daß er aber für seine Mutter bisher gethan, was er habe thun können, und daß eine Besserung ihres Verhältnisses, wenn nur unter Erhöhung der

Bezüge möglich, zu seinem tiefen Schmerze ausgeschlossen sei. In Heidelberg werde er sie gerne mit den ihr gebührenden Ehren empfangen, aber seine Mittel reichten nicht hin, ihr, wie sie gewollt, ein neues Schloß zu bauen, oder auch nur eines der älteren, die alle verfallen waren, wieder herstellen zu lassen; er genieße nur mehr den sechsten Theil der Einkünfte und Gefälle, die seine Vorgänger in der Kur genossen hätten, während die Ausgaben dieselben geblieben seien wie vor dem Kriege, da der Unterhalt seiner Geschwister ganz außerordentliche Summen erfordere; er sei wie bisher geneigt, an Elisabeth jährlich 6000 Thaler zu bezahlen und nur der Mangel an baarem Gelde in der Pfalz habe verschuldet, daß die Zahlungen in der letzten Zeit unregelmäßig und stockend gewesen seien; er sei gerne bereit, nicht nur die bisher gezahlten Summen der Königin auch fürder zur Verfügung zu stellen, er wolle sich sogar bemühen, diese Summen zu erhöhen, vorausgesetzt, daß die Königin ihren Wohnsitz in Heidelberg nehme, wie er wünsche, denn er könne es mit seinen zerrütteten Verhältnissen nur schwer in Einklang bringen, alljährlich eine solche Menge baaren Geldes ins Ausland zu schicken; verlange aber die Königin ihren besonderen Hofstaat, so müsse er auf seiner Weigerung beharren, unbekümmert um den Vorwurf, daß er der Mutter die Rückkehr in die Heimath verwehre. Hier solle König Karl eingreifen, dazu solle er seine Tante veranlassen, er würde sich dadurch größere Verdienste um sie erwerben, als wenn er unbegründete und tief verletzende Vorwürfe in die Pfalz sende. Achselzuckend warf König Karl dem Gesandten hin, daß der Kurfürst sich der Zahlung von 6000 Thalern als einer Bagatelle für eine Königin nicht so sehr zu rühmen brauche. Treffend erwiderten die Gesandten daraufhin, daß dem englischen Könige, der seit Jahrzehnten die von Karl I. festgesetzten Pensionen zu zahlen Anstand nehme, eine solche Summe gering dünke, daß sie aber für die Pfälzer Finanzen eine, wenn auch gern geleistete, so doch schwer empfundene Belastung darstellten, die etwa dem vierfachen Werthe des englischen Geldes entspreche. Ihr Herr könne, und sie müßten dies immer wieder betonen, für seine Mutter nicht mehr thun, als er bisher gethan habe und er werde sich damit abfinden müssen, daß auch der König ihr die Rückkehr in die Pfalz, der Elisabeth ohnehin widerstrebte, noch mehr widerrathe. Sie fürchtete nämlich, daß Karl Ludwig nur nach einem Grunde suche, ihre Bezüge noch mehr zu verringern und nur darum ihre Uebersiedlung in die Pfalz so dringend wünsche. Trotz aller gegentheiligen Versicherungen der kurfürstlichen Gesandten schloß König Karl sich dieser

Meinung an, zumal sie ihm erklärten, daß sie zum Abschluß eines formellen Vertrages, der die Bezüge Elisabeths regeln sollte, vom Kurfürsten nicht beauftragt seien. Kurz brach der tiefverstimmte König daraufhin die Audienz und die Besprechung mit den Gesandten ab und ließ ihnen als Antwort für den Kurfürsten mittheilen, daß er es für seine Pflicht erachte, die Sache der Königin nicht ruhen zu lassen und den Kurfürsten zu seiner Kindespflicht zurückzuführen.

Der tiefgewurzelte Haß des englischen Königs konnte sich jetzt an den Schwierigkeiten sättigen, die er dem Pfälzer zu bereiten vermochte. Eine Reihe von Klagepunkten gegen ihn, die bis ins Jahr 1644 zurückgriffen, zählte Karl II. einst Rupprecht auf. Noch immer verzieh er ihm nicht den Verkehr mit Cromwell und dem königsmordenden Parlamente, und diesen Beziehungen, die das Leben Cromwells durchdauerten gab er die Schuld an der persönlichen Beschimpfung, die Karl Ludwig ihm dadurch angethan habe, daß er ihm anläßlich seiner Anwesenheit in Frankfurt (1656) jede persönliche Zusammenkunft verweigerte. Das Schicksal verhinderte, daß sich der Austrag solcher Gehässigkeiten an die Frage des Unterhaltes der Winterkönigin knüpfte. In den ersten Tagen des Februar erkrankte sie und als ihre Krankheit eine ernste Wendung zu nehmen begann, fühlte der König, dessen Verhältniß zu Elisabeth in den letzten Monaten wärmer geworden war, wie unwürdig es sei, wenn eine so nahe Anverwandte des königlichen Hauses in einer Miethwohnung sterbe und bot ihr das Schloß Whitehall zum Wohnsitze an. Es war zu spät. Am 13. Februar 1662 starb Elisabeth und wenn sie auch in dem Empfinden schied, ihren Verwandten eine unerwünschte Last von der Seele genommen zu haben, so hätte sie doch trotz allem gerne noch einige Jahre der Ruhe und des Friedens gekostet, demjenigen ihrer Kinder nahe, dem sie sich am vertrautesten fühlte und dessen Gestalt sie stets an die kurzen Tage des böhmischen Königstraumes erinnerte. Am 17. Februar wurde sie in der Westminsterabtei beigesetzt. Es war ein furchtbares Unwetter, wie seit Menschengedenken nicht mehr erlebt. Der Sturm heulte um die Zinnen und Thürme des alten Baues, in dem die müde Frau von den Kämpfen des Lebens ausruhte und man fand es natürlich, daß ein so umstürmtes Leben auch unter Sturm und Wetterschlägen geendet habe. Auf der Brust der Leiche lag die Haarlocke ihres Bruders, die sie seit seinem Tode in einem Medaillon getragen hatte[1].

Mit Ruhe empfingen die Kinder die Nachricht von ihrem Tode. Sie hatten ihr zu fern gestanden, als daß sie tiefer hätten bewegt

werden können In der Pfalz verfügte Karl Ludwig, daß für ein Jahr Musik und Tanz eingestellt werden solle und nur an den Weihnachtstagen gestattet sei[1]. An den Tod der Königin knüpfte sich der erbitterte Hader der Geschwister. Alle richteten gegen Rupprecht, der in den letzten Tagen der Königin zur Seite gestanden hatte, den schweren Vorwurf, das Testament, welches Elisabeth in ihrer letzten Krankheit errichtet hatte, nicht nur beeinflußt, sondern geradezu gefälscht zu haben[2]. Auf den ersten Blick schien es für den Kurfürsten Karl Ludwig sehr günstig abgefaßt zu sein, da es ihn zum Universalerben des gesammten Nachlasses einsetzte, der ihm nach Abzug alles dessen zufallen sollte, was die Königin seinen Geschwistern und andern Personen vermacht hatte. War somit Karl Ludwig formeller Haupterbe, so war Rupprecht es in der That und um ihm und ihren übrigen Kindern das auch zu sichern, was sie ihnen zugedacht, war in ihrem Testamente ausdrücklich verfügt, daß die Erbschaft von ihnen direkt angetreten werde und die Auszahlung dessen, was ihnen zustand, nicht durch Karl Ludwig als das Haupt des Hauses vorgenommen werden solle. Vergebens protestirte Karl Ludwig dagegen, daß Rupprecht den Nachlaß der Königin versiegeln ließ und dem Gesandten des Kurfürsten den uneingeschränkten Zutritt verweigerte, daß er sich weggenommen habe, was er als sein Eigenthum betrachtete, ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt, vor allem, daß er sich allein anmaße, mit einem vertrauten Diener die Papiere der Königin zu ordnen. Das Testament der Königin nahm er ebenso, wie 20 Jahre später das der Aebtissin von Herford nur cum beneficio inventarii an. Um aber den geringen Theil, der ihm blieb, dadurch nicht noch schmälern zu lassen, daß er für die Schulden der Mutter hafte, machte er für sie vielmehr England verbindlich, da diese Schulden nur durch die seit Jahrzehnten rückständigen englischen Jahrgelder hervorgerufen worden seien[3].

Die Testamentstreitigkeiten mit Rupprecht, mit dem Karl Ludwig seit Jahren in heftigster Feindschaft lebte, vereinigten alle Kinder der Winterkönigin um Karl Ludwig, obwohl dieser die plötzlich erwachten freundschaftlichen Gesinnungen einiger seiner Geschwister, vor allem Eduards, mit kühlem Mißtrauen beobachtete. Die Kämpfe des Bürgerkrieges hatten einst die Brüder getrennt, als dann nach der Enthauptung Karls I. und nach Abschluß des westfälischen Friedens Karl Ludwig in die Pfalz zurückkehrte, schwang Rupprecht sich „vom Roß ins Boot“, um den Kampf gegen die Republikaner zur See weiter zu führen. Aber die Republik erstarkte und das Haus der

Stuarts schien für immer von dem Throne Englands ausgeschlossen. Da wurde auch er des fruchtlosen Streitens müde und zog nun, begleitet von Moritz, als Forscher und Seefahrer hinaus in ferne unbekannte Gegenden, den Träumen seiner Jugend nach. In den westindischen Gewässern überfiel sie ein furchtbarer Sturm, der das kleine Geschwader der Brüder zerstreute; das Schiff, auf dem Moritz sich befand, wurde abgetrieben und versank in den Wogen des Weltmeeres. Seltsame Gerüchte knüpften sich an das Verschwinden des pfälzischen Prinzen; in Algier wollte man ihn auf dem Sklavenmarkte, in Puerto Rico als Diener eines Pflanzers gesehen haben, aber alle Nachforschungen Karl Ludwigs wie der Böhmenkönigin blieben erfolglos; keine Kunde von ihm drang mehr zu den Geschwistern, wenig betrauert und bald vergessen ist er untergegangen[1].

Nur Rupprecht vermochte das Andenken an den Tod des treuen Gefährten bewegter Jugendjahre nicht zu verwinden. Gebeugt über den Verlust des Freundes und Bruders kehrte er nach Europa zurück, um nach irrem Wanderleben ruhigeren Tagen entgegenzugehen. Schon als er in Toulon landete, hatte er mit dem pfälzischen Residenten in Paris, v. Pawel-Rammingen, Verhandlungen angeknüpft, um die Frage der Auszahlung seiner Apanage, die ihm im Friedensinstrumente zugesagt war, zu regeln. Dann brach er zum Besuche des Königs auf und ganz Paris lief zusammen als der Pfälzer, wie ein alter spanischer Conquistador mit Indianern, Affen und Papageien seinen Einzug in die alte Stadt hielt, wo er wochenlang verweilte, mit Pawel die Frage seiner Zukunft besprechend. Er hatte sich lange genug in der Welt herumgeschlagen, um ein Anrecht auf Heimkehr zu besitzen und sehnte sich nach dem friedlichen Leben eines deutschen Kleinfürsten, das ihm Karl Ludwig durch Anweisung eines Pfälzer Amtes ermöglichen sollte.

Es war kein freudiger Tag für Karl Ludwig, als ihm die Ankunft Rupprechts in Paris gemeldet wurde und bestürzt las er, daß er sich demnächst bei ihm einfinden werde, um seinen Rath und seine Hülfe für die Zukunft in Anspruch zu nehmen[2]. Er hatte den abenteuernden Bruder, der sich in der Welt herumtrieb, bald vergessen; gleich nach dem Frieden hatte er Ansprüche auf Weiden und Parkstein erhoben, war aber, als Karl Ludwig ihm die Abtretung dieser Aemter verweigerte, wieder davon gezogen und jahrelang hatte der Verkehr zwischen beiden Brüdern geruht, für die Pfälzer Finanzen eine von Karl Ludwig freudig begrüßte Erleichterung. Und nun tauchte Rupprecht plötzlich wieder auf und stellte Forderungen,

die Karl Ludwig ernstlich besorgt machten und denen zu begegnen war. Ansprüche auf einen standesgemäßen Unterhalt, wie sie Rupprecht jetzt stellte, hatte auch einst Eduard erhoben. Mit ihm war dann 1653 ein Abfindungsvertrag geschlossen worden, auf Grund dessen ihm sofort 2000 Thaler und dann sechs Jahre lang eine jährliche Rente von ebenfalls 2000 Thalern in 2 Raten gezahlt werden solle, die von da ab jährlich auf 3000 Thaler zu erhöhen war. Für den Fall, daß Eduard in der Pfalz sich niederlassen wolle, sollte ihm eines der pfälzischen Häuser in Speyer oder Worms eingeräumt werden[1]. Daraufhin hatte Eduard auf alle weiteren Ansprüche an Kurpfalz verzichtet und sich nur das Erbrecht für sich und die Seinen vorbehalten. Als nun Rupprecht mit Karl Ludwig über die Apanagirung Verhandlungen anknüpfte, legte der Kurfürst diesen Vertrag ihren Verhandlungen zu Grunde, und sandte einen Entwurf nach Paris, damit Rupprecht Einblick darin nehme und der endgültige Abschluß beschleunigt werde. Nach eingehender Prüfung unterzeichnete Rupprecht dieses Abkommen, das ihm für die nächsten fünf Jahre eine jährliche Rente von 2500, und dann von 4000 Thalern verbürgte. Neben diesem Vertrage kam zugleich eine Einigung mit dem Kaiser zustande, auf Grund dessen er von den Friedensgeldern in den beiden ersten Jahren je 15000 Reichsthaler, von da an jährlich 10000 Thaler nebst den Zinsen von den noch unausgezahlten Geldern erhielt. Auf diesen Summen, wozu späterhin noch eine englische Jahrespension trat, beruhte das Einkommen Rupprechts.

Durch Karl Ludwig war also Rupprecht weit besser gestellt als Eduard, wobei freilich in Betracht zu ziehen ist, daß dieser durch seine Vermählung mit Anna Gonzaga sorglos dahinleben konnte, während Rupprecht nichts besaß und von dem abenteuernden Leben ebenso besitzlos zurückkehrte, wie er sich ihm einst überflüssig und heimathlos in die Arme geworfen hatte. Trotzdem fühlte Rupprecht sich übervortheilt und durch die Schuld Karl Ludwigs zu Einschränkungen gezwungen. Zu stolz, um eine Unterstützung anzunehmen, die seinen Bedürfnissen nicht genügte, verzichtete er lieber auf das Wenige, das ihm geboten war und weigerte sich bereits 1656 die auf Grund des Vertrages zu zahlenden Gelder fürderhin anzunehmen. Durch Elisabeth veranlaßt, die voller Sehnsucht nach der Pfalz am kleinen Hofe Rupprechts ruhige Tage des Alters verleben zu können hoffte, wollte Rupprecht sich auf der Rückreise von Frankfurt zum Kurfürsten nach Heidelberg begeben, um ihm persönlich nochmals die Bitte um Anweisung eines Amtes zu unterbreiten, worin er als selbstständiger Herr

leben könne; er versprach dabei, Karl Ludwig jederzeit als Haupt des Hauses und gewissermaßen als seinen Lehnsherrn zu betrachten. Als Karl Ludwig die Ankündigung seines Besuches erhielt, schrieb er ihm, daß er ihn in Neustadt erwarte, worauf ihm Rupprecht erklärte, seine persönliche Sicherheit verbiete ihm, nach Neustadt zu kommen, weil die Gegend durch die umherstreifenden Franzosen sehr unsicher sei und er allen Grund habe, sich vor ihnen zu hüten, da sie wegen seiner Parteinahme in den modenesischen Zwistigkeiten nach ihm fahndeten[1]. Karl Ludwig begriff diese plötzlich auftauchenden Sorgen eines Mannes nicht, der auf häufigen Jagdausflügen gerne in kleinen Dörfern zu nächtigen pflegte, während Neustadt befestigt war, überließ ihm aber, jenes Maß von Sorgfalt zu bestimmen, das er für seine Person und sein Leben für nöthig erachte. Ein Beisammensein in Heidelberg indeß lehnte er ab, da er den Einfluß Rupprechts auf Familie und Regierung befürchtete und nicht geneigt war, mehr zu bewilligen, als er dem Bruder bereits bewilligt hatte. Er berief sich auf die goldene Bulle, auf Grund deren Kurfürstenthümer nicht zersplittert werden dürften und erklärte Rupprecht, der nur bei kurfürstlicher Apanage dieses Grundgesetz anerkennen wollte, daß er für ihn gethan, was er habe thun können, daß er selbst Jahre hindurch den Vertrag pünktlich eingehalten und der Friede nicht durch ihn gestört werde. Um aber allen Hader zu vermeiden, war er bereit, ihm das Pfälzer Haus zu Umstadt nebst den Frohnden und der Jagd in dem ihm zustehenden Theile dieses mit Hessen gemeinschaftlich besessenen Ortes und in dem Oberamt Otzberg zu übergeben; die Ueberlassung von Parkstein und Weiden dagegen, die Rupprecht schon 1650 verlangt hatte und nun wiederholte, verweigerte Karl Ludwig sofort, schon deßhalb, weil er die Versuche kannte, auch Rupprecht zum Uebertritt zum Katholicismus zu veranlassen und er von der Nähe des Pfalzgrafen von Sulzbach eine Förderung oder einen Erfolg solcher Bestrebungen befürchtete. Außerdem war der Kurfürst bereit, ihm jährlich noch weitere 1000 Thaler zu zahlen, an Stelle des Unterhalts von 7 Dienern, den er im Vertrag des Jahres 1654 übernommen hatte. Es war an diese Bestimmungen freilich die Bedingung geknüpft, daß Rupprecht den einmal geschlossenen Vertrag strenge inne halte und vor allem nie ohne persönliche Erlaubniß des Kurfürsten nach Heidelberg komme. Karl Ludwig mochte von der Anwesenheit seines Bruders in Heidelberg und in der Pfalz für sich selbst Nachtheile befürchten, wie denn auch in den Franzosenkriegen der siebziger Jahre der Wunsch nach der Anwesenheit Rupprechts reger wurde, weil er die

Interessen der Pfalz besser zu vertreten wisse, als der Frieden verlangende Kurfürst.

Die neuen Vorschläge Karl Ludwigs blieben weit hinter dem zurück, was Rupprecht erwartet hatte, und sein Selbstgefühl empörte sich gegen die Bestimmung, Heidelberg nur mit Erlaubniß Karl Ludwigs betreten zu dürfen. Trotzig schrieb er dem Kurfürsten, daß er sich sofort nach Heidelberg begeben werde und nun ergriff dieser Maßregeln, um ihm den Aufenthalt dort unmöglich zu machen. Er schickte an den Kommandanten des Schlosses, den Obersten Frays einen Befehl, während seiner Abwesenheit Niemanden, wer es auch sei, in das Schloß einzulassen, und auf die Frage des Obersten, wie er sich bei der Ankunft Rupprechts zu verhalten habe, schrieb ihm der Kurfürst, der den wahren Sachverhalt verschleiern wollte, daß er an ein Kommen Rupprechts schon deßhalb nicht glaube, weil dieser wisse, daß bei der Abwesenheit des Kurfürsten Küche und Keller geschlossen seien und der größte Theil der Dienerschaft anderswo verwendet werde, um losen Streichen und Unordnungen vorzubeugen, wie sie bei Anwesenheit fremder Pagen zu befürchten seien. Den gleichen Grund führte Karl Ludwig späterhin dem Kaiser an, als Rupprecht sich bei diesem beschwert hatte, daß ihm das väterliche Schloß verwehrt worden sei; er fügte noch hinzu, daß der Kurfürst von Mainz Truppen gesammelt und die Sicherheit des Schlosses wie des Landes besondere Maßregeln erfordert habe. Der Oberst befand sich in einer peinlichen Lage. Er richtete einen Brief an einen Edelmann des Prinzen, in dem er ihm den Befehl des Kurfürsten mittheilte und ihn bat, seinen Herrn zu veranlassen, Heidelberg zu umgehen, da er gegen den Befehl nicht handeln dürfe und befürchten müsse, bei strenger Befolgung den Unwillen des Prinzen zu erregen, ohne es vermeiden zu können. Rupprecht beantwortete dieses Schreiben durch die That. Es war an einem Sommerabend, als dem Obersten die Ankunft Rupprechts gemeldet wurde, der Einlaßfordernd an der Schloßpforte stehe. Den Bruder seines Herrn von der Thüre zu weisen, war ihm eine harte Pflicht, der er aber zu folgen hatte, und als Rupprecht ungläubig den Befehl Karl Ludwigs sehen wollte, wies er dem Prinzen die Handschrift des Kurfürsten, die ihm den Eintritt in das Schloß verwehrte. Rupprecht schwieg — noch einmal schweifte sein Blick von der Höhe des Berges, von dem alten ehrwürdigen Vätersitze hinaus über die gesegneten Gauen der Pfalz, in denen sich frisches Leben regte und woran die vielhundertjährige Geschichte seines Hauses sich knüpfte, noch einmal wandte er sein Auge auf

das zu seinen Füßen ruhende Heidelberg, das seit Jahrhunderten die Gebeine seiner Ahnherrn treu in seinem Schoße barg, er schien zu schwanken und zu sinnen, aber die ihm angethane Schmach loderte in ihm empor, mit Thränen des Zornes riß er den Hut vom Haupte und schwur einen theuren Eid, Stadt und Land nicht mehr zu betreten.

Es war ein schicksalsschwerer Moment, aus dem der Pfalz unsägliches Leid erwuchs. Und bei allem menschlichen Empfinden für den wackeren Mann, der sich selbst aus der Heimath verbannte, läßt sich doch nicht verkennen, daß der größte Theil der Schuld bei ihm lag, als er zu erzwingen suchte, was Karl Ludwig ihm nicht zugestehen konnte, wenn er nicht durch erneute Zersplitterung die Pfalz zu völliger Bedeutungslosigkeit herabwürdigen wollte. Nicht die Schuld Karl Ludwigs ist es, daß eine der edelsten Gestalten des Pfälzer Hauses in der Pfälzer Geschichte keinen Platz gefunden hat.

Von Heidelberg begab sich Rupprecht sofort nach Mainz, um beim Kurfürsten, als des Reiches Erzkanzler, Beschwerde gegen den Bruder zu führen. Von hier aus auch richtete er die erste Klageschrift gegen Karl Ludwig an den Kaiser, dem er sein gutes Schwert im Kampfe gegen die Schweden anbot[1]. Freudig nahm der Kaiser das Anerbieten Rupprechts an. Aber die Gesinnung, die ihm vor zwanzig Jahren den Aufenthalt am Kaiserhofe verleidet hatte, war nicht erloschen. Für die Pfalz und die Pfälzer hatte man in Wien nur Geringschätzung, man brauchte sie, wo man ihrer bedurfte, um sie dann als werthlos bei Seite zu schieben. Auch Rupprecht empfand den Undank, mit dem man ihm lohnte. Er sah Unfähige zu den ehrenvollen Posten befördert, auf die er Anspruch zu haben glaubte und verließ 1661 unmuthig den kaiserlichen Dienst, um in das wieder königlich gewordene England zurückzukehren.

Der Streit Karl Ludwigs mit Rupprecht hatte eine gereizte Korrespondenz zwischen dem Kurfürsten und dem Kaiser zur Folge. Zwar hatte schon Ferdinand III. auf dem Regensburger Reichstage in dem Zwist Karl Ludwigs mit Ludwig Philipp von Simmern dem klagenden Herzog erklärt, daß es ihm nicht zustehe, in Privatsachen zweier Mitglieder eines Fürstenhauses Partei zu ergreifen und im wesentlichen stand Leopold auf dem gleichen Standpunkt, obwohl der Wiener Hof mit Freuden diese Gelegenheit ergriff, dem verhaßten Pfälzer nicht nur Schwierigkeiten zu bereiten, sondern ihn auch durch die gewählte Form der Schreiben zu kränken und zu verletzen.

Es liegt eine ausführliche Denkschrift vor, die Rupprecht noch an Kaiser Ferdinand III. gerichtet hatte und in der er seine Beschwerde-

punkte gegen den Bruder zusammenfaßte[1]. Er gab zwar zu, daß er den Vertrag des Jahres 1654 unterzeichnet habe, erklärte aber, daß der ganze Vertrag nur eine Ausnützung seiner Nothlage gewesen sei, die ihn gezwungen haben würde, auch ein noch weit ungünstigeres Abkommen zu unterzeichnen, nur um den dringendsten Bedürfnissen des Lebens genügen zu können. Nun war, wie wir wissen, der Vertrag Karl Ludwigs mit Rupprecht weit günstiger als der, den er mit Eduard geschlossen hatte, so daß also von einer Uebervortheilung nicht die Rede sein kann und ebensowenig entsprach die Beschwerde Rupprechts, daß er mit den Vertrage übereilt worden sei, der Wahrheit. Vierzehn Tage hatte ihm der Entwurf zur Begutachtung vorgelegen, er hatte ihn genau mit seiner Umgebung durchsprochen, die aber, wie er jetzt sagte, theils von Karl Ludwig beeinflußt gewesen sei, theils in ihrer einfachen Soldatennatur die Klauseln des Vertrages ebensowenig hätte verstehen, wie ihre Tragweite ermessen können. Mit den Summen, die Karl Ludwig ihm bewillige, so behauptete Rupprecht, könne kaum das Nebenglied eines kleinen adeligen Hauses leben, für den Bruder eines Kurfürsten seien sie ungenügend und unwürdig und Karl Ludwig sei verpflichtet, ihm von den Einkünften des Landes einen entsprechenden Theil zu geben, da die im Friedensinstrument festgesetzten kaiserlichen Apanagegelder sich lediglich auf die Verluste bezögen, die durch den Verzicht auf die Oberpfalz erwachsen seien und er darauf bestehen müsse, für den Theil der Unterpfalz, der ihm zukomme, ihm von seinem Bruder aber vorenthalten werde, ebenso seinen Antheil zu erhalten wie von den Apanagen, die im Friedensinstrument seinen unterdeß verstorbenen Brüdern Philipp und Moritz ausgesetzt seien. Wenn daher auch der Kaiser den Vertrag des Jahres 1654 nicht umstoßen könne, so solle er doch wenigstens den Kurfürsten zur Erfüllung seiner Pflicht und zur Annahme dieser Forderungen veranlassen; er zweifle nicht, daß er ihn, wenn er widerstreben sollte, zur Erfüllung seiner Bruderpflicht zwingen könne. Nun kannte Leopold, der unterdessen seinem Vater gefolgt war, die Natur Karl Ludwigs zu gut, als daß er geglaubt hätte, kaiserliche Briefe vermöchten dem festen Willen des Kurfürsten eine andere Richtung zu geben. Die Schreiben des Kaisers hatten daher auch keinen Erfolg, sondern wurden zunächst von Karl Ludwig mit einer Beschwerde über ihre Form erwidert. Es sind nur wenig Briefe, die zwischen Kaiser und Kurfürst in dieser Frage gewechselt wurden, und ihr Inhalt läßt sich kurz in die Erklärung Karl Ludwigs zusammenfassen, daß er den kaiserlichen Willen ehre und

achte und ihm nachzuleben stets bestrebt sei, daß er es aber ablehnen müsse in Punkten, die ihn oder sein Haus beträfen, vom Kaiser irgendwelche Weisungen entgegenzunehmen.

Ebenso wie dem Kaiser hatte Rupprecht seine Beschwerden auch dem König von England vorgetragen, dessen Bemühungen bei Karl Ludwig indeß nicht erfolgreicher waren, als die Verwendung Leopolds. Die Zwistigkeiten zwischen beiden Brüdern waren noch nicht erledigt, als die Winterkönigin starb und das Testament derselben, wie schon erwähnt, die Brüder aufs neue heftig verfehdete. Es war auch diesmal König Karl, der zwischen beiden zu vermitteln suchte, und sich gerne bereit erklärte, den Frieden zwischen ihnen wieder herzustellen, um alles zu vermeiden, was die Stellung des kurpfälzischen Hauses, die ohnehin sehr gelitten, noch weiter beeinträchtigen könne[1]. Er wies warnend darauf hin, wie man in Deutschland den Ausbruch neuer Kämpfe befürchte, und daß das ohnehin erschütterte Pfälzer Haus, wenn es sich selbst schwäche, in dem bevorstehenden Kampfe den Gegnern zur leichten Beute werde. Es waren nutzlos verschwendete Worte. Einer solchen Eisensaat von Haß schien nur mit Eisen begegnet werden zu können. Es war im Jahre 1664, als Rupprecht den Entschluß faßte, sich mit Gewalt sein vorenthaltenes Recht zu holen und sich den Reichsfürsten anzuschließen, die sich damals gegen Kurpfalz verbanden. Nur König Karl verhinderte das Aeußerste und ersparte der Welt das Bild eines Bruderkampfes, der zum Zusammenbruch der Pfalz hätte führen müssen. Kam es nun auch nicht so weit, so blieben die Beziehungen zwischen Rupprecht und den Gegnern Karl Ludwigs, vor allem mit Mainz, doch bestehen, und häufig beschwerte sich Karl Ludwig bei seinem englischen Vetter, daß zum Vermittler in der Streitsache zwischen ihm und Rupprecht gerade der Mann erwählt werde, der Kurpfalz schon seit Jahren am meisten zu schädigen suche und, wie hinlänglich bekannt, kein anderes Ziel vor Augen habe, als die Pfalz, wenn er sie überhaupt bestehen lasse, im Verein mit dem Kaiserhof und den im Konföderationsreceß verbündeten Fürsten zur völligen Bedeutungslosigkeit herabzudrücken.

Allmählich beruhigten sich die Gemüther der Brüder, auch Rupprecht hatte Bedürfniß nach Frieden und mit Freuden hörte Sophie, daß Karl Ludwig geneigt war, ihm einen Jahresgehalt zu bewilligen, der seinen Wünschen entsprach[1]. Versöhnend wirkte der Ausgleich zwischen Karl Ludwig und Rupprecht auch auf die andern Geschwister. Sophie, die stets treu auf der Seite des Kurfürsten gestanden und die gottgesegnete Freundschaft zwischen der Aebtissin und Rupprecht oft

bespöttelt hatte, freute sich von Herzen, als ein Brief Rupprechts wieder den Weg zu ihr fand und engere Beziehungen knüpften sich auch zwischen Elisabeth und dem ältesten Bruder, als wenigstens ein formeller Ausgleich zwischen Rupprecht und Karl Ludwig stattgefunden hatte. Auch der König von Frankreich hatte dazu beigetragen, die Brüder einander zu nähern. Als er die Lothringer Frage mit dem Kurfürsten regelte, verwandte er sich für Rupprecht und wenn auch kein direktes Zeugniß vorliegt, so ist doch anzunehmen, daß Karl Ludwig die Summe nicht zurückgewiesen hat, welche Ludwig XIV. ihm damals zur Befriedigung der Forderungen Rupprechts anbot. Am 22. September 1670 wurde der Vertrag zwischen den Brüdern, der die jahrelangen Zwistigkeiten beilegte, vom englischen Könige als Bürgen und Garanten unterzeichnet[1]. Die Abmachung des Jahres 1654 blieb darnach in Kraft; weiterhin aber erhielt Rupprecht für den Verzicht auf alle Ansprüche die er aus dem mütterlichen Testamente herleiten konnte, das Schloß Rhenen und zu den viertausend Gulden jährlich noch weitere zweitausend in Wein und Getreide. Außerdem zahlt Karl Ludwig sofort nach Erhalt die noch restirenden 45000 Thaler Friedensgelder an Rupprecht und verpflichtet sich, sie bis zu ihrer Auszahlung durch den Kaiser mit 5 % zu verzinsen; ist die Zahlung innerhalb sieben Jahren nicht erfolgt, so bekennt Karl Ludwig sich für diese Summe als Privatschuldner Rupprechts. Beide Theile versprechen, von nun an in Eintracht und Frieden zu leben, und sollten trotzdem Zwistigkeiten zwischen ihnen entstehen, so solle ein aus den evangelischen Kurfürsten zu ernennendes Schiedsgericht, zu dem jeder der Brüder einen Theilnehmer wähle, den Streit zwischen ihnen entscheiden.

Etwa ein Jahrzehnt verging. Ein kühler Höflichkeitsverkehr bestand zwischen beiden Brüdern, mehr wurde vorerst von keiner Seite gewünscht. Rupprecht konnte nicht vergessen, was ihn einst zu dem Schwur getrieben, daß er durch die Schuld Karl Ludwigs ohne Heim und Herd war und das Gemüth des alternden Mannes verbitterte sich in dem Gedanken, alle Tage seines Lebens geduldeter Gast des englischen Hofes und seiner englischen Verwandten gewesen zu sein; in Karl Ludwig hinwiederum war der Groll darüber untilgbar, daß Rupprecht ihm in den schwersten Zeiten seiner Regierung noch größere Schwierigkeiten bereitet hatte, wie er auch nie die Ueberzeugung verlor, daß ihn das Testament der Mutter nur durch die Schuld Rupprechts so schwer geschädigt hatte. Dann aber kam eine Zeit, wo nicht er, sondern die Pfalz des Prinzen wieder bedurfte.

Es ist bekannt, daß Kurfürst Karl Ludwig sich nach der Trennung von seiner rechtmäßigen Gemahlin mit der Freiin von Degenfeld vermählt hatte. Aber die zahlreichen Kinder, die dieser Ehe entsprossen, waren nicht berechtigt, das Erbe der Pfalz anzutreten und so war es für den Kurfürsten, der nur einen erbberechtigten Sohn besaß, eine dringende Sorge, ihn zu verheirathen, damit die Pfalz dem protestantischen Simmern'schen Hause gesichert sei und nicht an die katholischen Neuburger falle. Aber die Ehe des Kurprinzen mit der dicken Prinzessin Wilhelmine Ernestine von Dänemark blieb kinderlos und als die Raugräfin im Jahre 1677 gestorben war, beabsichtigte Karl Ludwig durch eine dritte ebenbürtige Ehe, der Pfalz die erforderliche Nachkommenschaft zu sichern. Dieser Wunsch scheiterte an dem festen Entschluß der Kurfürstin, sich für die Kränkungen der letzten zwanzig Jahre zu rächen und ihrem Gemahl dadurch einen Possen zu spielen, daß sie in die geforderte Scheidung nicht willigte. Ihren Sohn, den Kurprinzen, der sie auf Veranlassung seines Vaters umzustimmen suchte, wies sie in einem vorwurfsvollem Schreiben derart zurecht[1], daß er ein ähnliches Ersuchen fürderhin an seine Mutter nicht mehr zu richten wagte. Von den vielen Söhnen des Winterkönigs war nur noch einer übrig, der in freiwilliger Verbannung lebende Rupprecht. An ihn richtete Karl Ludwig nun ein bewegtes Schreiben, in dem er darauf hinwies, wie der Simmern'sche Stamm dem Erlöschen nahe und wie dadurch die gute Pfalz vielen und schweren Fatalitäten „in ecclesiasticis et civilibus“ unterworfen sei. Um dies zu vermeiden, und die Pfalz bei seinem Hause zu erhalten, lade er ihn ein, zurückzukehren und sich zu verehelichen; gern werde er ihm zu standesgemäßem Unterhalt ein kurpfälzisches Oberamt einräumen. Rupprecht lehnte ab. Er verhehlte dem Kurfürsten nicht, daß der Untergang seines Hauses auch ihn tief schmerze, daß er gerne das Seine dazu beigetragen hätte, dem Hause seines Vaters die Pfalz zu erhalten, daß es aber allein die Schuld des Kurfürsten sei, wenn er die Rückkehr weigern müsse. Den Schwur, den er einst vor den Thoren des Heidelberger Schlosses geleistet, dürfe er nicht brechen und er wisse nicht, ob er jetzt als 60 jähriger Mann noch die Hoffnungen des Kurfürsten zu verwirklichen vermöge. Die Sehnsucht seiner Jugend sei dahin. Das Verlangen, das ihn einst heftig bewegte, sei verstummt, er könne nur noch Wünsche für die Zukunft der Pfalz hegen. Selbst in ihr Geschick einzugreifen sei ihm versagt. Sein Rath sei, durch Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg und der Aebtissin von Herford einen Ausgleich zwischen Charlotte und Karl Ludwig

zu Stande zu bringen, der ihm eine neue Ehe ermöglichte. Trotz der Ablehnung Rupprechts wurden die Beziehungen beider Brüder nicht getrübt. So tief ihn auch die Weigerung Rupprechts berührte, so wollte Karl Ludwig doch nicht durch erneuten Zwist dem Kurprinzen die einzige Stütze rauben, die er einst nach dem Tode seines Vaters in dem Letzten aus dem Simmern'schen Stamme besaß. Einen engen Anschluß an Rupprecht machte er ihm zur Pflicht, und als Karl im Jahre 1680 nach England reiste, findet sich in der Instruktion die Weisung, sein Verhalten und sein Leben nur nach den Wünschen Rupprechts einzurichten[1]. Aber auch die Tage Rupprechts waren gezählt und er starb zu früh (im November 1682), als daß sein Einfluß in den Geschicken der Pfalz sich hätte geltend machen können.

Von den zahlreichen Kindern des Winterkönigs lebten beim Tode Karl Ludwigs außer Rupprecht nur noch zwei, die Aebtissin von Maubuisson und die Herzogin von Hannover. Die Aebtissin von Herford war bereits im Februar 1680 gestorben.

Nach der Ermordung des Marquis d'Epinay hatte auch Elisabeth, die ihren Bruder vertheidigte, vor dem Zorn der Mutter den Haag verlassen müssen. Sie war zuerst an den Hof des großen Kurfürsten gegangen, um von dort zu Gunsten ihres Hauses auf die schwedische Königin bei den Friedensverhandlungen einzuwirken, war aber mit tiefverletzender Schärfe zurückgewiesen worden. Als dann die Pfalz wieder hergestellt war, siedelte sie nach Heidelberg an den Hof ihres Bruders über und verlebte dort das erste Jahrzehnt nach dem westfälischen Frieden. Sie verstanden sich schwer; ihr philosophisch träumerischer Geist, ihre oft ans Gouvernantenhafte streifende Lebensauffassung, die sie an dem Hofe zur Geltung bringen wollte, wurde oft von ihm belacht, oft auch getadelt, aber sie fand stets ein Gegengewicht an Sophie, deren natürlicher Humor versöhnend und ausgleichend wirkte. Jahre lang hatte Karl Ludwig ihr trotzdem den Aufenthalt nicht verwehrt, weil er nicht wußte, wo sie sonst hätte verweilen können, und der Aufenthalt an seinem Hofe weniger Kosten verursachte, als wenn er sie an einem anderen Orte hätte unterhalten müssen. Erst als sie in dem Ehezwist des Kurfürsten auf die Seite seiner Gemahlin trat und Rupprecht gegen den Bruder in Schutz nahm, wurde ihr Zusammenleben getrübt, und sie verließ den Hof Karl Ludwigs, um sich nach Berlin, zum großen Kurfürsten zu begeben, der ihren Wunsch nach einer Versorgung kurz vorher erfüllt und sie zur Coadjutorin der Abtei Herford mit dem Rechte der Nachfolge ernannt hatte, die sie 1667 antrat. „Das Gemüth der alternden

Frau hatte die Stürme der Welt im Uebermaß gekostet und war des Friedens bedürftig, den religiöse Weltentsagung gibt". Nicht in offener Feindschaft waren die Geschwister geschieden, aber doch in einem Gegensatz, der ein längeres Zusammenleben ausschloß[1].

Nach ihrer Abreise steigerte sich dieser Gegensatz, der sich auch hier an die Frage der standesgemäßen Ausstattung knüpfte. Als Elisabeth bei ihrem Eintritt ins Kloster ihre Kleinodien zu verkaufen suchte, war es nicht Widerwille gegen den eitlen Tand der Welt, der sie veranlaßte, sich von den letzten Erinnerungen ihrer Jugendtage trennen zu wollen, sondern das Bedürfniß, nicht mit völlig leeren Händen die Herrschaft einer Abtei antreten zu müssen, die große Anforderungen auch an ihre persönlichen Mittel stellte. Sophie war nicht in der Lage, den Wünschen der Schwester gemäß einzelne ihrer Juwelen anzukaufen, ihre Mittel waren zu gering, aber trotz aller Gegenversicherungen ließ sie sich nicht davon überzeugen, daß die Summe von 1000 Dukaten, die der große Kurfürst der Aebtissin gegeben, nicht ein freiwilliges Darlehen bedeute, sondern daß sich in ihnen der Kaufpreis für einen größeren Theil ihrer Schmucksachen darstelle[2]. In dem Testament der Mutter, in dem nur die Aebtissin von Maubuisson übergangen wurde, waren ihr eine Anzahl unerledigter Ansprüche an den Kurfürsten von der Pfalz vermacht worden, aber weniger schroff als Rupprecht trug sie den Verhältnissen der Pfalz während der sechziger Jahre Rechnung und ließ Karl Ludwig durch Sophie mittheilen, daß sie ihn durch ihre Forderungen nicht übermäßig beschweren wolle, sondern damit einverstanden sei, wenn ihr die Hälfte der geringen Unterstützung, die sie von Kurpfalz erhielt, in Getreide oder Wein gegeben werde[3]. Lange hatten beide in leidlichem Frieden gelebt, die Aussöhnung der Brüder hatte auch sie einander genähert, dann kam der Franzosenkrieg und an die Pforten der stillen weltfernen Abtei klopfte die Noth. Die Verhältnisse des eigenen Landes hatten es dem Kurfürsten unmöglich gemacht, den Geschwistern die schuldigen Pensionen in dem festgesetztem Umfange zu zahlen und mahnende Briefe der Aebtissin häuften sich in den Händen Karl Ludwigs[4]. Da schrieb er ihr, daß er zwei Wittwen zu unterhalten und zwei Prozesse mit Mainz und Brandenburg zu führen habe, die seine Mittel übermäßig in Anspruch nähmen, und mit schneidendem Hohn verwies er sie an den Kurfürsten von Brandenburg, der ja ein Schützer der Waisen und Armen sei und dem sie so vieles verdanke. Mit Ingrimm betrachtete er auch das gute Verhältniß Elisabeths zu seinem Feinde, dem Könige von Frankreich, und forderte sie mit

harten Worten auf, sich an ihn mit ihren Geldforderungen zu wenden, da sie doch zweifellos in seinem Dienste stehe; wie könne er sonst für ihre warmen Aeußerungen über Ludwig XIV. eine andere Erklärung finden, da ihre Jugendgefühle doch wohl längst schon erloschen seien. Und doch herrschte wirkliche Noth in der Abtei, „Elisabeth wird vor Hunger sterben, wenn Sie ihr nichts geben", schrieb Sophie damals an den Kurfürsten, der selbst nichts entbehren konnte.[1] Es folgt jetzt eine Zeit heftiger und verbitterter Korrespondenzen zwischen Elisabeth und Karl Ludwig, die um so ergreifender wirken, als nur der Zwang der Verhältnisse bei beiden die ererbte Empfindlichkeit und das Beharren im Rechte zur Schärfe und Bitterkeit steigert. Vergebens suchte Sophie zwischen ihnen zu vermitteln und Elisabeth zu beruhigen; ihr trostvoller Zuspruch, daß sie nach dem Frieden durch Karl Ludwig entschädigt und wieder in ihre alten Verhältnisse gelangen werde, verfehlte seine Wirkung auf die greise Aebtissin, die nicht glauben wollte, daß sie trotz aller Irrungen dem Bruder nahe stand, der ihr Zerwürfniß bitter beklagte, wenn die Stunden leidenschaftlicher Erregung vorüber waren. Sophie sorgte, von dieser Gesinnung Karl Ludwigs die Schwester zu überzeugen und es gelang ihr schließlich, die Geschwister, beide an der Neige ihres Lebens stehend, einander wieder zu nähern. Und nichts konnte mehr dazu beitragen, das Geschehene vergessen zu machen, als die Liebe, die Elisabeth dem Raugrafen Karl Ludwig erzeigte, als er sie in Herford besuchte. Von nun an ist der Ton der Korrespondenzen ein zwanglos herzlicher, alle formellen Wendungen wollte Karl Ludwig vermieden wissen und freudig erwartete er ihren Besuch, zu dem er sie eingeladen und den sie ihm für die Zeit nach dem Frieden versprochen hatte. Nur der Tod hinderte sie, mit dem alten Bruder noch einmal von fernen Zeiten zu sprechen, deren Zeuge nur sie beide und Rupprecht gewesen waren[2].

Ihre letzten Jahre wurden durch die Verwüstung des Gebietes der Abtei durch die Franzosen schwer getrübt. Es gelang ihr nicht, ihre Unterthanen vor der Rohheit und den Greueln des Krieges zu schützen oder sie zu beruhigen, und sie konnte ihre Flucht nicht aufhalten, selbst als sie einst zu dem drastischen Mittel griff, im Hauskleid und in Pantoffeln in Minden zu erscheinen, um dort ihren geängstigten Unterthanen Worte des Trostes und der Beruhigung zuzusprechen. Hier bot sich Gelegenheit, die Philosophie, der sie ihr ganzes Dasein geweiht hatte, auch zu leben, aber nur vorübergehend war ihr Denken erhaben über die Verhältnisse, die sie umgaben und die Stunden blieben vereinzelt, an denen sie die Vernichtung ihres Gebietes als

wohlthätige Züchtigung von der Hand Gottes hinnahm. Weit häufiger waren die Tage, wo sie verzweifelt wie ihr Bruder Karl Ludwig dem Untergang dessen machtlos zusehen mußte, dem sie lange Jahre der Arbeit gewidmet hatte. Dann machte sie ihrer Schwester von Hannover bittere Vorwürfe, daß durch ihre Schuld ihre Nichte Elisabeth Charlotte nach Frankreich verheirathet sei, und doch wußte sie keine andere Hülfe, als sich an eben diese Nichte, der sie im Stillen grollte, mit der Bitte zu wenden, durch ihre Vermittlung beim König Schonung für ihr Gebiet zu erwirken. Diese Erregungen hatten den ohnehin schwachen Körper der Aebtissin aufs Tiefste erschüttert; es ging zu Ende[1].

Noch war ihr Geist frisch und Sophie verglich sie mit einer Kerze, die um so leuchtender brennt, je näher sie dem Verlöschen ist, und oft fuhr sie von Hannover nach dem nahen Herford, um mit der versöhnten Schwester über Vergangenheit und Zukunft zu plaudern. Sie wollte an den nahen Tod der Aebtissin nicht glauben und schalt den Kurfürsten, daß er sich mit dem Gedanken ihres Abscheidens vertraut zu machen begann, aber die Leiden Elisabeths nahmen zu, so daß Sophie dem Bruder einst äußerte, sie empfange mit Befriedigung die Nachricht ihres Todes, da er die Aermste, die zum Gerippe abgemagert sei, von schweren Leiden befreie[2]. Mit Geistesklarheit und mit jener Gemüthsruhe, die durch Denken und Dulden die Welt überwunden hat, sah sie dem Tode entgegen; sie bestimmte, wie sie beerdigt sein wollte und wiederholte in ihren letzten Gesprächen mit Sophie die tiefe Dankbarkeit, die sie gegen den Kurfürsten von Brandenburg hege, so daß es der Schwester nicht mehr zweifelhaft blieb, daß ihre geringe Hinterlassenschaft an ihn fallen werde[3]. Eine reine Freude bereiteten ihr die Briefe Karl Ludwigs, von dem sie häufig mit Sophie sprach, ohne je der alten Bitternisse zu gedenken. Ihre letzten Tage waren ein träumendes Dahinschwinden, dann ist sie still eingeschlafen, am 11. Februar 1680, wie eine Lampe erlischt, deren Oel versagt; von den Geschwistern ehrlich betrauert und beklagt.

In ihrem Testament ist gleichsam ihr ganzer Lebenslauf enthalten, noch einmal hat sie darin zusammengefaßt, was sie Gutes und Böses im Leben erfahren und dankbar gedenkt sie des Kurfürsten von Brandenburg, auf dem nicht allein ihre, sondern die Wohlfahrt des ganzen Pfälzer Hauses beruhe[4]. Nur darum, wie sie ausdrücklich bemerkt, nicht aus Widerwillen gegen ihre Verwandtschaft, habe sie ihn zum Universalerben ihres freilich nicht großen Vermögens bestimmt.

Schulden hinterließ sie in Herford wenig, nur Handwerker und ähnliche Leute richteten Forderungen an ihren Nachlaß, wie sie sich in jedem Haushalt zu finden pflegen. Aus ihrer Jugendzeit, aus ihrer „eitlen Jugend", wie sie sagte, bestanden freilich im Haag noch eine Reihe von Schulden, deren Tilgung ihr während ihres Lebens unmöglich gewesen war; der Name eines ihrer Gläubiger, Israel, läßt einen Rückschluß auf die Art ihrer damaligen Bedrängnisse zu. Die Böhmenkönigin hatte einst für ihre Tochter gebürgt, aber trotz alles Drängens blieben ihre Gläubiger unbezahlt und sie beschuldigte ihren Bruder Karl Ludwig, daß er ihr zu geringe Mittel zur Verfügung gestellt habe, um diese Posten begleichen zu können. Trotzdem ließ sie, wie sie in ihrem Testament versichert, ihre treue Schwesterliebe nicht erkalten und schenkte ihm alle Forderungen, die ihr an die Generalstaaten zustanden, und daneben noch 6000 weitere Thaler, die sie von der Pfalzgräfin Katharina zu fordern hatte. Der zweifelhafte Werth dieser Verlassenschaft wurde dadurch noch gesteigert, daß sich mit ihr die Bedingung verknüpfte, innerhalb 3 Jahren ihre sämmtlichen Schulden getilgt zu haben, widrigenfalls die Zuwendungen, die sie ihm mache, ebenfalls an Brandenburg fielen. Weiterhin stand Karl Ludwig noch die Bibliothek der Prinzessin zu, die aber zu Lebzeiten des Kurfürsten nicht mehr nach Heidelberg gelangte, wie überhaupt die Erledigung des Testamentes dem Kurfürsten Karl überlassen blieb, der die Erbschaft Elisabeths wie schon Karl Ludwig nur cum beneficio inventarii antrat und, ehe die weitschichtigen Verhandlungen zum Abschluß gelangt waren, starb. Man kann den Geschwistern bei Eröffnung des Testaments eine gewisse Enttäuschung nicht verdenken, denn im wesentlichen vermachte sie ihnen höchst zweifelhafte Geldansprüche zugleich mit höchst reellen Schulden und wie Karl Ludwig die holländischen Schulden zu bezahlen hatte, falls er die Erbschaft ihrer holländischen Forderungen antrat, so hatte sie an Rupprecht, der ihr stets ein lieber Bruder gewesen war, wie sie schreibt, und den sie früher zum Universalerben ernannt hatte, ihre englischen Forderungen übergeben, und fügte, da die Erbschaft immerhin unsicher war, das auch nicht übermäßig werthvolle Versprechen hinzu, stets für ihn beten zu wollen[1]. An die Eröffnung des Testaments hatten sich noch Zwistigkeiten mit dem Kurfürsten von Brandenburg angeschlossen, der, ohne die Ankunft seiner Miterben abzuwarten, die Testamentseröffnung vornahm, da die Aebtissin ihn vor ihrem Tode von dem Inhalt desselben in Kenntniß gesetzt hatte und er die Anwesenheit der Geschwister oder ihrer Vertreter bei den geringen Legaten, die ihnen

auszuzahlen waren, für überflüssig hielt und die Regelung des Nachlasses nicht verzögern wollte[1].

Neben Rupprecht und Elisabeth treten die übrigen Geschwister Karl Ludwigs, wenn wir von Sophie absehen, zurück. Mit der Aebtissin von Maubuisson verband ihn ein kühler Verkehr, und Luise Henriette, deren Vermählung mit dem Fürsten Rakoczy er für nicht standesgemäß erklärt hatte, war schon 1651 gestorben. Philipp, der ihm am nächsten stand, und dem er die schwierige Aufgabe zugewiesen, die Verwaltung der Pfalz bis zu seiner Ankunft zu führen, war bald darauf (1650) im spanisch-französischen Kriege gefallen, wie man sagte, nicht ohne Mitschuld der Spanier, die den kaiserlichen Kassen dadurch 100 000 Thaler ersparen wollten, die ihnen werthvoller dünkten, als ein pfälzischer Prinz; nicht häufig, aber stets freundlich taucht in den späteren Jahren sein Bild in der Korrespondenz auf, die Karl Ludwig mit Sophie führte[2]. Eduard hatte durch seinen Uebertritt das Pfälzer Haus und den Kurfürsten tief verletzt und Karl Ludwig hat seit jener Zeit auch im privaten Verkehr den Bruder nur mit Mißtrauen betrachtet.

Es war im Jahre 1645 gewesen, als Eduard heimlich das Haus der Winterkönigin verlassen hatte und nach Frankreich geflohen war. Fürchtete Elisabeth auch einen Religionswechsel, so traten diese Sorgen doch neben der Kränkung zurück, die Eduard ihr durch seine Entfernung angethan, um ohne ihr Wissen eine französische Prinzessin zu heirathen. Als dann die Ehe vollzogen wurde und er trotz der mahnenden und flehenden Briefe der Winterkönigin und seiner Schwester Elisabeth seinen protestantischen Glauben in die Hände der Jesuiten abschwur, „hallte ein Wehgeschrei durch das Haus des Winterkönigs“ und Elisabeth beklagte mit bitteren Thränen ihre engen finanziellen Verhältnisse, die es ihr unmöglich gemacht hätten, den nach Frankreich Entflohenen zurückkehren zu lassen[3]. Sofort rief Karl Ludwig seinen jüngsten Bruder Philipp aus Paris zurück und bestand bei der Mutter darauf, daß jeder Katholik aus der Umgebung des Prinzen entfernt werde. Eduard aber richtete an den Kurfürsten einen begeisterten Brief, in dem er von den reichen Gnaden sprach, die Gott ihm erwiesen, als er ihn auf den Weg des rechten Glaubens zurückgeführt habe, der nur in der katholischen Kirche zu finden sei; beruhe sie doch auf edleren Gedanken, als auf der verwerflichen Gesinnung, von der die Reformatoren sich hätten leiten lassen. Unzweifelhaft werde auch Karl Ludwig bei einer genauen Prüfung der Glaubenslehre sich dem Gedanken nicht entziehen können, daß für die Ahnen ihres Hauses kein Grund vorhanden gewesen, gegen die wahre Gotteslehre das

künstliche Gebilde von Menschenhand einzutauschen. In seiner Antwort wies Karl Ludwig die ungewünschten brüderlichen Mahnungen schroff zurück, kurz und bündig erklärte er, daß der Brief von Pfaffen diktirt sei und er nicht zu begreifen vermöge, wie Eduard bei der Erziehung, die er im Hause des Vaters genossen hätte, solche Schmähungen gegen die großen Fürsten ihrer Familie richten könne. So schmerzlich ihm auch sei, daß der Bruder einer Pfaffenverführung zum Opfer gefallen, so hoffe er dennoch, daß seinem klaren Auge nicht verborgen bleibe, wie sich in der katholischen Kirche unter dem Deckmantel der Liebe nur Aberglaube und geistliche Herrschsucht verberge[1]. Die Hoffnungen beider Brüder erfüllten sich nicht. Karl Ludwig trat nicht zum Katholicismus über, Eduard kehrte nicht zum Protestantismus zurück, es gelang sogar seiner Korrespondenz, nun auch noch eine seiner Schwestern nach Frankreich zu ziehen und sie ebenfalls zum Uebertritte zu bewegen.

In den Differenzen zwischen Karl Ludwig und der Böhmenkönigin trat Eduard auf die Seite der Mutter, der er von seinen allerdings reichen Mitteln mancherlei zufließen ließ, aber trotzdem trübte sich das Verhältniß der Brüder nicht ernstlich und er dankte es dem Kurfürsten, als dieser ihm auf dem Heidelberger Schloß ein Wiedersehen mit seiner Schwester Elisabeth ermöglichte. Wärmer wurden die Beziehungen der Brüder erst im Jahre 1658, als Eduard für den Fall des Todes von Karl Ludwig die Sorgen für die Raugräfin übernehmen zu wollen erklärte und sie auf der Rückreise von Frankfurt nach Paris auch noch persönlich aufsuchte. Als dann das Testament der Mutter die Geschwister gegen Rupprecht vereinigte, wurde der Briefwechsel zwischen Eduard und Karl Ludwig lebhafter, aber die Räthe des Kurfürsten riethen ihm Vorsicht in seiner Korrespondenz mit dem Bruder, da sie zweifelten, ob der Groll gegen Rupprecht so tiefgehend sei, wie Eduard vorgab[2]. Alle diese Bedenken wurden hinfällig, als Eduard im Jahre 1663 starb. Nach seinem Tode war das Bestreben der princesse palatine, seiner Gemahlin, darauf gerichtet, die engen Beziehungen zwischen ihrem Hause und dem des Kurfürsten weiter zu pflegen, die dann in der Heirath zwischen dem Herzog von Orleans und der Prinzessin Elisabeth Charlotte ihre Vollendung erfuhren.

Ein besonderes nahes Verhältniß verband den Kurfürsten mit seiner jüngsten Schwester Sophie. Sie war noch ein Kind gewesen, als die Kämpfe um die Wiederherstellung der Pfalz ihre Familie erregten. Wenig frohe Jugendtage hatte sie am Hofe der Mutter

verlebt, bei der sie am längsten von allen Geschwistern blieb. Bei der kühlen Ablehnung aber, die diese ihrer ungeliebten Tochter entgegenbrachte, folgte sie gerne der Einladung Karl Ludwigs nach Heidelberg wo sich auch, nachdem die Heirathsverhandlungen mit König Karl II. von England gescheitert waren, weit eher Gelegenheit zu einer standesgemäßen Versorgung der jüngsten Tochter des Pfälzer Hauses bot[1]. Es ist bekannt, mit welcher Liebe die Schwester an dem um dreizehn Jahre älteren Bruder hing, wie sie ihn nur mon cher papa nannte, ein Wort, das auch in den Briefen ihres Alters noch zurückkehrt und wie sie in dem Ehestreite zwischen Karl Ludwig und seiner Gemahlin im Gegensatz zu Elisabeth stets auf der Seite ihres Bruder stand, da sie den unfriedfertigen, zänkischen Charakter ihrer Schwägerin wohl kannte; schon bei ihrer Ankunft in Heidelberg hatte ihre gemessene Zurückhaltung auf sie den abstoßendsten Eindruck gemacht. Und diese Abneigung verstärkte sich mit den Jahren, sie lernte ihren Bruder stets tiefer um seine zerrüttete Häuslichkeit beklagen und rieth ihm, als er 1653 zum Regensburger Reichstag aufbrach, seine Gemahlin in Heidelberg zurückzulassen, um wenigstens kurze Zeit der Ruhe und des Getrenntseins verbringen zu können[2].

So hatten die Geschwister Jahre lang mit einander gelebt, die Entfremdung zwischen den Ehegatten hatte beide nur noch enger mit einander verbunden, und das beginnende Verhältniß zur Freiin von Degenfeld fand Unterstützung und Förderung bei Sophie. Dann kam eines Tages der leichte flatterhafte Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig und warb um die Hand des Fürstenkindes, die sie ihm zusagte, weniger aus tiefer Neigung, als um versorgt zu sein. Ehe er sich aber für immer band, wollte der Herzog noch einmal die Freuden venetianischen Lebens genießen, zwanglos, nur von seinen Neigungen geleitet, und diese Absicht führte er so gründlich aus, daß er sich bei seiner Heimkehr in einem Zustande befand, der ihm eine Verehelichung für immer unmöglich zu machen schien. Nun trat er in einem schnöden Tauschgeschäft die ihm anverlobte Braut seinem Bruder Ernst August ab, womit sich Sophie zufrieden gab, da sie ohnehin nicht dem Zuge des Herzens gefolgt war, sich aber im späteren Alter doch freute, daß ihr Vorsatz, den ihr aufgedrungenen Mann liebenswerth zu finden, durch ihn selbst erleichtert wurde. Karl Ludwig richtete seiner Schwester eine glänzende Hochzeit her. Den Wunsch Ernst Augusts, die Vermählung ohne alles Gepränge in Hannover stattfinden zu lassen, hatte er abgelehnt. Es schien ihm unwürdig, daß eine pfälzische Prinzessin in so ver-

schwiegener Weise heirathe; außerdem glaubte er hierin seiner Schwester zum letzten Mal vor aller Welt die tiefe Neigung zeigen zu können, die er seit ihren Kindertagen für sie empfunden hatte. Ernst August mußte sich den Wünschen des Kurfürsten fügen und im Sommer 1658 fand auf dem Heidelberger Schlosse die Verehelichung statt. In ihren Memoiren hat Sophie ein eingehendes Bild von diesen Festlichkeiten gegeben, an denen die Kurfürstin Charlotte nicht theilnahm; sie stand in einem dunkeln Winkel und sah, selbst unbemerkt, thränenden Auges, wie der Hochzeitszug sich an ihr vorbeibewegte[1]. Bald darauf reiste Sophie nach Hannover ab, vom Kurfürsten Karl Ludwig bis Weinheim begleitet, wo ein ernster Abschied zwischen den Geschwistern stattfand, durch die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens und eines regen Briefwechsels gemildert. Nun entwickelte sich jene reiche und geistvolle Korrespondenz zwischen dem Kurfürsten und der Herzogin, der wir ein werthvolles Bild des damaligen Fürstenlebens verdanken. Es war für den Kurfürsten ein Bedürfniß, seiner Schwester, der Vertrauten seines Lebens nichts zu verhehlen, was ihm in seinem politischen und persönlichen Leben das Herz schwer machte und die Seele verdüsterte, und stets hat die Herzogin Sophie einen ehrlichen und regen Antheil an dem genommen, was ihren Bruder bewegte. Als sie im Jahre 1660 zum ersten Male wieder nach Heidelberg zurückkehrte, sah sie das häusliche Glück, das der Kurfürst sich durch seine Vermählung mit der Freiin von Degenfeld geschaffen hatte und fühlte sich wohl in dem Kreise und bei den kleinen Kindern, deren sorgende Beschützerin sie später werden sollte. Nur mit Mühe aber war sie zu bewegen, der Kurfürstin Charlotte einen förmlichen Besuch abzustatten, die in ihr, wenn auch nicht die Urheberin, so doch die Förderin der Scheidung von ihrem Gemahl erblickte. Aus den unerquicklichen häuslichen Verhältnissen heraus übergab Karl Ludwig ihr damals seine Tochter Elisabeth Charlotte zur Erziehung. Von ihr begleitet, trat die zehnjährige Pfalzgräfin vor das Auge der greisen Böhmenkönigin und Sophie schreibt glücklich ihrem Bruder, daß die Mutter angesichts des Kindes sogar ihre Affen und Hunde vergessen habe[2]. Als die Kurfürstin Heidelberg verließ, kehrte Elisabeth Charlotte wieder zu ihrem Vater zurück, stets in engstem Briefwechsel mit ihrer Tante, der bis zu deren Lebensende dauerte. Von ihrer Vermählung aber erfuhr Sophie erst, als der Ehekontract dem Unterzeichnen nahe war; die Schuld also, die ihr die Aebtissin von Herford an der Vermählung ihrer Nichte gab, ist hinfällig. Gern hätte Sophie später gesehen, daß Elisabeth

Charlotte beim König wirksamer für ihren Vater und die Pfalz eingetreten wäre, als sie es that, aber die Liebe Karl Ludwigs duldete nicht, daß seine Schwester dem Kinde Vorwürfe machte, die nach seiner Ueberzeugung ungerechtfertigt waren. Der Tod Karl Ludwigs bewegte sie aufs Schmerzlichste, sie konnte sich in diesen Verlust, der für sie so unendlich viel bedeutete, nicht finden, sie sehnte sich selbst nach dem Tode und hat dem Bruder allezeit ein treues Andenken bewahrt. Aus diesem Empfinden heraus hatten die raugräflichen Kinder an ihr stets eine zweite Mutter; es war der letzte Liebesdienst, den sie ihrem Bruder zu einer Zeit erweisen konnte, als er nicht mehr war.

Mit den raugräflichen Kindern verband den Kurfürsten eine wahre Vaterliebe, er zog sie dem verschüchterten, geistig und körperlich zurückgebliebenen Kurprinzen vor, zu dem sich das Verhältniß Karl Ludwigs nie über eine kühle Herzlichkeit emporhob. Der unselige Zwiespalt zwischen den Ehegatten hatte Vater und Sohn entfremdet. Schon das Kind war einst in den Zwist der Eltern mit hineingezogen worden und befriedigt sah der Kurfürst, wie der Kurprinz sich seiner Mutter fern hielt. Mit Behagen schrieb er einst der Raugräfin, daß der 8jährige Sohn seine Mutter nicht habe caressiren wollen und wie sie darüber in hellen Zorn gerathen sei, dem Kinde geflucht und an seinem Lehrer Spanheim sich beinahe thätlich vergriffen habe[1]. Später freilich wußte auch die Kurfürstin Zugang zu ihrem Kinde zu finden und während ihres Aufenthalts in Heidelberg persönlich, dann durch Briefe und ergebene Personen ihn gegen den Vater zu beeinflussen. So stand der Knabe unsicher und zweifelnd, keinem seiner Eltern mit vollem Vertrauen sich hingeben könnend, weil keiner der Eltern sich gegen ihn des Mißtrauens zu entschlagen vermochte. —

Die Leidenschaft, die so oft das kühle und ruhige Denken des Kurfürsten trübte, hatte ihn einst bei der Wahl seiner Gemahlin geleitet. Keine Neigung, sondern das Gefühl des Dankes für die Unterstützung, die das hessische Haus der Pfälzer Sache während des großen Krieges und des Friedenskongresses geleistet, hatte ihn veranlaßt, um die Hand der Prinzessin von Hessen zu werben, die auf Veranlassung ihrer ehrgeizigen Mutter einen von ihr bevorzugten, aber unscheinbaren württembergischen Herzog ausschlagen mußte. Mit diesem Empfinden trat sie in die Ehe, ohne das Bild dessen vergessen zu können, auf den sie verzichtete, um einem ungeliebten Manne, wenn auch zu glänzender Stellung die Hand zu reichen. So wurde denn das Zusammenleben der Ehegatten bald unbehaglich, zumal als die Land-

gräfin von Hessen, die auf ihre Tochter stets besänftigend wirkte, wenn sie sich über den Kurfürsten beklagen zu müssen glaubte, im Jahre 1651 gestorben war.

Aus dieser Zeit liegt uns über die Kurfürstin ein Urtheil der Herzogin von Hannover vor, die im Frühjahre 1650 nach Heidelberg an den Hof ihres Bruders kam. Sie entwirft ein nicht gerade ansprechendes Bild von ihrem Aeußeren, an dem sie nur Augen, Mund und Zähne rühmt. Gleich am nächsten Morgen nach ihrer Ankunft schildert ihr der Bruder das Wesen seiner Schwägerin, bat, ihre Fehler zu korrigiren, da sie schlecht erzogen sei und sich nicht wie Personen ihres Ranges zu benehmen wisse. Damals war er noch, von zeitweilig auftauchenden Aerger abgesehen, in sie verliebt und nur ihre Eifersucht verkümmerte ihm das Leben an ihrer Seite. Leicht aufgeregt, war sie schwer zu beruhigen und sie fügte sich nur einer schlechten Behandlung, da sie guten Worten nicht zugänglich war. Auch ihre Zerstreuungen waren wenig nach dem Sinn des Kurfürsten, der vor allem in den ersten Jahren seiner Regierung nur strengste Pflichterfüllung kannte. Diese Auffassung eines fürstlichen Berufes vermochte Charlotte nicht zu theilen. Hatte sie einmal den württembergischen Prinzen ausschlagen müssen, so wollte sie nun auch den vollen Glanz der kurfürstlichen Stellung genießen und es fehlte nicht an scharfen Bemerkungen, wenn Karl Ludwig sie in richtiger Würdigung der Lage seines Landes in engeren Grenzen zu halten suchte, als es ihren Neigungen und Wünschen entsprach. Aus Furcht, durch zahlreiche Nachkommenschaft ihre Jugendschönheit einzubüßen, entzog sie sich dem Kurfürsten bereits in jungen Jahren und führte ihn damit selbst auf die Bahn, über die sie sich später mit großem Jammer beim Kaiser und den ihr ergebenen Reichsständen beklagte. Sie war eine launische, eigensinnige Frau, die nicht begriff, daß dem Wiederhersteller der Pfalz höhere Aufgaben am Herzen lagen, als die Kurfürstin von ihm erwartete. Da kam es denn zu dem oft geschilderten Bruch, den Karl Ludwig gerne vermieden hätte, den er aber nicht vermeiden konnte, weil seine Gemahlin ihn mit einer gewissen Absicht stets aufs Neue zu reizen und gerade dort zu verletzen und zu berühren wußte, wo sein Gemüth am empfindlichsten war und sich auf die Dauer verbittern mußte.

Als er dann zur zweiten Ehe schritt, hatte wiederum Leidenschaft die ruhig prüfende Vernunft überwunden. Die Simmern'sche Linie war dem Aussterben nahe, er selbst hatte nur einen Sohn, von

seinen Brüdern kam Eduard kaum mehr in Betracht und Rupprecht schied sich gerade damals für immer von der Pfalz. Auf ihm und seiner Nachkommenschaft allein beruhte die Zukunft seines Hauses und es war nicht recht gethan, daß er diesen Gesichtspunkt außer Acht ließ, daß er, der die Würde des pfälzischen Hauses und seiner Familie auch von den geringsten Seitenlinien gewahrt wissen wollte und die Vermählung seiner Schwester Henriette mit dem Fürsten Rakoczy als zu wenig standesgemäß mißbilligte, nun selbst zu einer Ehe schritt, die ihn in Gegensatz brachte zu den fürstlichen Standesgefühlen und seine Kinder von der Erbfolge ausschloß. In späteren Jahren, als die Ehe des Kurprinzen kinderlos blieb, auf die er alle seine Hoffnungen gesetzt hatte, erkannte er selbst seinen Fehler, und der Wunsch, nach dem Tode der Raugräfin (1677) eine ebenbürtige Ehe zu schließen, ist aus diesem Empfinden und aus diesem Bewußtsein hervorgegangen.

Das beginnende Verhältniß Karl Ludwigs zur Freiin von Degenfeld hat vielfache Darstellungen erfahren und ist schon zu Lebzeiten Karl Ludwigs Gegenstand romantischer, auch pikanter Schilderungen gewesen, während die Stellung des Kurfürsten zu seiner Gemahlin, nachdem sie sich geschieden hatten, bisher nur kurz berührt worden ist. Die Theologen seines Landes kamen in große Verlegenheit, als Karl Ludwig ihnen seinen Entschluß mittheilte, neben seiner Gemahlin, die sich nicht scheiden lassen wollte, die Freiin von Degenfeld als rechtmäßige zweite Gemahlin anzuerkennen, und um ihnen den Weg zur Zustimmung zu erleichtern, ließ er durch den Juristen Böckelmann ein Gutachten ausarbeiten, auf Grund dessen eine Doppelehe gestattet sein sollte. Böckelmann nahm den Auftrag des Kurfürsten an, ging aber, theils seinem Herrn zu gefallen, theils, weil ihn der Gegenstand fortriß, in der Vertheidigung der Bigamie so weit, daß seine Heidelberger Universitätskollegen und mit ihnen die Theologenschaft des Landes in eine derartige Aufregung geriethen, daß selbst der Kurfürst ihn nicht zu schützen vermochte und er um Entlassung aus dem Verbande der Hochschule eingab.

Als der Zwist zwischen beiden Ehegatten ein weiteres Zusammenleben unmöglich machte, der Kurfürst nunmehr unerbittlich wurde und seine Gemahlin, die zu Zeiten einsah, daß sie den Bogen überspannt hatte und sich ihm mit den innigsten Versprechungen wieder nahte, von seinem Angesichte verwies, rief sie die Hülfe befreundeter Reichsstände an, um durch sie wieder in die ihr gebührende Stelle an der Seite des Kurfürsten einzutreten. Nicht nur von ihrem heimath-

lichen hessischen Hause, auch von der Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg erwartete sie Schlichtung der Ehezwistigkeiten und die Rückkehr zu den früheren Verhältnissen[1]. Sie war nicht zu bewegen, während der Verhandlungen Heidelberg zu verlassen, sie konnte nicht begreifen, daß ihre Gegenwart und ihr Anblick die Abneigung des Kurfürsten nur noch zu steigern vermochte. Mit furchtbarer Selbstüberwindung sah sie dabei, wie Karl Ludwig und die zur Raugräfin erhobene Freiin von Degenfeld ein durch zahlreiche Kinder erhöhtes Familienglück genossen, während es ihr nicht gelingen wollte, bei Karl Ludwig auch nur jenes bescheidene Maß von Ansehen und Achtung zu genießen, auf das sie ihre einst so großen Ansprüche herabgemindert hatte. Einige Jahre waren die Bemühungen der hessischen Landgrafen trotz ihrer Energie ziemlich erfolglos. Kassel betrachtete das Verhalten Karl Ludwigs als einen Schimpf, der seinem Hause angethan war, verlangte eine sofortige Wiedereinsetzung der Kurfürstin in ihre bisherigen Rechte und drohte mit einem Einschreiten sämmtlicher Glieder des hessischen Hauses zu Gunsten der Kurfürstin. Als Karl Ludwig, unbekümmert um die hessischen Proteste, die Vermählung mit der Freiin von Degenfeld vollzog, suchte Landgraf Wilhelm Brandenburg und Sachsen zu Gunsten seiner Schwester zu beeinflussen, aber Brandenburg kannte die Hartnäckigkeit Karl Ludwigs und ließ, nachdem ein erster Versuch erfolglos geblieben war, die Vermittlung zwischen den streitenden Parteien bald wieder ruhen; auch Hessen überzeugte sich, daß die Sache der Kurfürstin, die mehr der Ehre des Hauses als ihrer Person wegen geführt wurde, bei Karl Ludwig aussichtslos war. Und vor Gewaltmaßregeln, an die man im ersten Zorn gedacht hatte, scheute man doch zurück. Kassel lag zudem Kurpfalz zu fern, als daß es ihm ernsthafte Schwierigkeiten hätte bereiten können, während Darmstadt, das mit Karl Ludwig den kleinen Ort Umstadt gemeinsam inne hatte, schon eher Gelegenheit fand, den Kurfürsten durch kleine Schädigungen und Nörgeleien zu reizen.

Erst im Jahre 1660 wurden die Verhandlungen neuerdings aufgenommen, nun aber nicht mehr, um eine Einigung zwischen beiden Ehegatten herbeizuführen, sondern um die Höhe der Apanage festzusetzen, die Karl Ludwig seiner Gemahlin zu zahlen hatte, falls sie Heidelberg verlassen wolle. Unausgesetzt beschwerte sie sich, daß es ihr nicht möglich sei, bei den ihr zu Gebote stehenden Mitteln auch nur ein bescheidenes Auskommen zu finden, und sie wollte, daß die Frage ihrer Zukunft nun vertragsmäßig geregelt werde. In persönlicher Zusammenkunft hatte der Landgraf von Hessen dem Brandenburger die

Klagen seiner Schwester vorgetragen und eine Zusicherung seiner Vermittlung erzielt. Als nun im Jahre darauf das Bündniß zwischen Kurpfalz und Brandenburg zu Stande kam, wurde von brandenburgischer Seite die Frage des Unterhalts der Kurfürstin wieder berührt, um auch im Interesse des Pfälzers selbst eine endgültige Entscheidung herbeizuführen. Friedrich Wilhelm sandte seinen Rath, den Freiherrn von Heyden, nach Heidelberg, um noch einmal formell eine Aussöhnung zwischen beiden Ehegatten zu versuchen, dann, wenn diese Bemühungen scheiterten, die finanzielle Grundlage zu bestimmen, auf der die Existenz der Kurfürstin fürderhin beruhen solle. Karl Ludwig vermochte einen Zusammenhang zwischen den politischen Fragen, die damals zur Entscheidung standen und seiner Ehescheidung nicht zu erkennen und verhehlte dem brandenburgischen Gesandten sein Erstaunen nicht über diese unerwartete Einmischung in seine persönlichen Angelegenheiten. Er ließ dem Kurfürsten durch seinen Gesandten den schriftlichen Bescheid zugehen, daß die Berichte seiner Gegner über die Behandlung der Kurfürstin auf Unwahrheit beruhten und sprach die Hoffnung aus, daß seine häuslichen und privaten Angelegenheiten auch den Reichsfürsten als häuslich und privat erschienen und nicht zum Gegenstand von Verhandlungen gemacht würden, die er zurückweisen müsse. Der Kurfürst von Brandenburg war über die Antwort Karl Ludwigs ungehalten und verstimmt, da er in einer solchen schroffen Ablehnung seiner Vermittlung einen Schimpf für sich wie für das befreundete hessische Haus erblickte. Er verhehlte dies dem Pfälzer auch nicht und ließ dabei durchblicken, daß ein solches Verhalten auch auf ihre politischen Beziehungen nicht ohne Einfluß bleiben werde. Karl Ludwig wollte angesichts der Verwicklungen, die ihm im Wildfangstreite von den rheinischen Fürsten drohten, das junge Bündniß mit Brandenburg, dessen er bedurfte, nicht gefährden und ohne von seiner Ansicht abzuweichen, daß seine privaten Angelegenheiten lediglich von ihm allein zu erledigen seien, theilte er dem Kurfürsten sein Erstaunen darüber mit, daß seine Antwort ihn erregt habe, da es ihm doch ferne liege, seine oder des hessischen Hauses Stellung und Würde berühren oder verletzen zu wollen. So wurde denn über diese Frage zwischen Brandenburg, Hessen und Pfalz weiter verhandelt. Zeitweise suchte Hessen durch Androhung bewaffneten Einschreitens den Kurfürsten zu beeinflussen, woraufhin Karl Ludwig dann jede weitere Verhandlung überhaupt ablehnte, aber die Kurfürstin selbst war einem friedlichen Beilegen dieser Zwistigkeiten dadurch entgegengekommen, daß sie im Jahre 1662 Heidelberg verließ, nicht ohne Klage über die

schlechte Behandlung, die sie zum Wegreisen veranlaßt habe; einer Einigung hatte sie aber durch ihre Entfernung selbst den Weg geebnet. Es war in dieser Zeit, daß Karl Ludwig den Heidelberger Stadtrath zu sich berief und ihm Kenntniß gab von den ständigen Klagen der Kurfürstin, als sei seine Behandlung eine unpassende und ihr Leben durch die vom Kurfürsten ihr gewährten geringen Mittel sowohl der Pfalz wie ihres hessischen Heimathlandes unwürdig. Er forderte daher den Stadtrath zu einer Erklärung auf, ob die Kurfürstin gefangen gehalten werde und ob ihre Bezüge so karg seien, daß es, wie man im Reich verbreite, den Unwillen der Heidelberger Bevölkerung hervorrufe. Der Stadtrath gab einstimmig die Antwort, daß bei der völligen Freiheit, in der die Kurfürstin lebe, eine solche Anklage völlig unberechtigt sei und nur dazu dienen könne, den Kurfürsten in den Augen der Welt und seiner Pfälzer ungerechter Weise herabzusetzen und zu verkleinern[1]. Zugleich mit dieser Erklärung übersandte Karl Ludwig dem Brandenburger eine Berechnung der Bezüge, die er der Kurfürstin vom September 1650 bis 1660 hatte zukommen lassen; sie betrugen 111 359 Gld. 34 kr. Erregt fügte er bei, daß eine Fürstin, die eine zahlreiche Dienerschaft besitze und niemals unter 10 Gängen von silbernen Schüsseln speise, keinen Grund habe, sich über eine dürftige und ihrer unwürdige Stellung zu beschweren. Durch ein Dekret vom 16. Juni 1663 wurde der Kurfürstin eine jährliche Apanage von 7187½ Thalern festgesetzt, deren erste Rate gezahlt werden sollte, wenn sie auf ihrer Reise nach Kassel in Schwalbach angekommen und die von da an jährlich in der Herbst- und Ostermesse in Frankfurt zu erheben sei[2].

Die Verhandlungen zwischen den drei Reichsständen dauerten trotzdem fort. Brandenburg war verstimmt, daß es nur so geringen Einfluß auf den Kurfürsten hatte und keine genügenden Sicherungen für die Zukunft der Kurfürstin erhielt; es kam zu heftigem Briefwechsel, dem dann das Stocken jeder Korrespondenz und daraufhin wieder ein Einlenken des Pfälzers folgte, so daß Friedrich Wilhelm in die Verhandlungen über Beilegung des Wildfangstreites auch Besprechungen dieser Frage einfließen ließ, ohne daß sie indeß zu einem Ergebniß geführt hätten. Stets wiederholten sich die Klagen der Kurfürstin über unzureichende Dotirung und die dadurch hervorgerufene Nothlage, die zeitweilig in Unterschlagungen größerer Summen durch einen vertrauten Diener begründet war, aber alle diese Klagen blieben auf den Kurfürsten eindrucklos, der sich vielmehr ehrlich freute, daß die beschränkten Mittel auch eine Einschränkung ihrer Lebensführung

zur Folge hatten[1]. Ende der siebziger Jahre, als durch die Kriegsereignisse Karl Ludwig in den Zahlungen nicht nur seiner Gemahlin, sondern auch seinen Geschwistern gegenüber säumiger wurde und seit dem 1. Januar 1678 überhaupt an Charlotte keine Zahlung mehr zu leisten vermochte, brach der Streit zwischen den Ehegatten von neuem aus. Es war die Zeit, in der Karl Ludwig durch die Weigerung Charlottens, sich scheiden zu lassen, an einer standesgemäßen Wiederverehelichung gehindert wurde und man glaubte allgemein, daß der Kurfürst sie durch Entziehung der vertragsmäßig festgesetzten Apanage seinen Wünschen gefügiger zu machen suche. Es ging damals die Rede, daß Charlotte sich zu ihrem Kinde nach Frankreich begeben wolle, um von königlicher Unterstützung zu leben und die französische Politik noch mehr gegen den Kurfürsten zu beeinflussen, gegen den ihr auch öffentlich ausgesprochener Haß alle Schranken der Mäßigung zu durchbrechen begann, als Karl Ludwig die ihr geschuldeten Gelder auf die Forderungen anwies, die er noch an die Reichskriegskasse zu stellen hatte. Erbittert über diesen Hohn strengte sie nunmehr einen Prozeß auf Zahlung ihrer rückständigen Apanage beim Reichshofrath an, erreichte dadurch aber nur, daß Karl Ludwig ihr nunmehr jede weitere Unterstützung verweigerte, da er nicht geneigt sei, einen gegen ihn geführten Prozeß auch noch mit seinen eigenen Mitteln zu fördern[2]. Es kam über diese Streitigkeit das Jahr 1680 heran, in dem Karl Ludwig starb und seiner Gemahlin durch den Kurprinzen die Rückkehr in die Pfalz wieder ermöglicht wurde, wodurch diese allmählich zum öffentlichen Aergerniß werdenden und Kurpfalz schwer schädigenden Zwistigkeiten beigelegt waren. —

Das Verhältniß der Raugräfin zum Kurfürsten war vielleicht in gleichem Maße auf Liebe wie auf Dankbarkeit begründet. Sie vergaß nicht, welch hohen Rang der Kurfürst ihr eingeräumt, und daß er um ihretwillen die unausgesetzten Vorwürfe der Mutter und die Abneigung vieler trug, die ihm einst nahe gestanden, und wie er ihr eine Stellung unter den Reichsfürsten ertrotzt hatte, die ihrer bescheidenen Geburt nicht zukam. Sie sah in ihm weniger den Gatten als den Herrn, nur wenn es sich um das Wohl ihrer Kinder handelte, fallen die Schranken, durch die sie sich bei aller Herzlichkeit doch stets von ihm getrennt wußte.

Es war ihr nicht leicht gefallen, dem um so vieles älteren Manne die Hand zur Ehe zu reichen und Jahre hatte es gedauert, ehe sich ihre Charaktere in einander eingelebt hatten. Leicht flammte der Kurfürst auf, wenn sie ihn durch Widerspruch reizte oder durch

ihr Leben das Mißfallen des ernsten Gatten hervorrief, aber im Laufe der Jahre lernten ihre Charaktere sich verstehen. Je mehr ihre Stellung sich befestigte, je mehr sie in ihren Kindern das Glück ihres Lebens erblickte, um so enger auch schloß sie sich an Karl Ludwig an und mit zärtlicher Sorge lohnte der Kurfürst ihr diese Hingebung. Es ist ein seltsames Schriftstück vorhanden, in welchem der Kurfürst unmittelbar nach dem Tode der Raugräfin gleichsam die Bilanz ihres Verhältnisses zieht, worin er sorgsam verzeichnet, was ihn an ihr glücklich gemacht und was ihn verstimmt, worin sie an ihm gefehlt und worin er sie gekränkt hat[1]. Noch einmal taucht das Bild ihrer Liebe vor ihm auf, von den ersten Anfängen bis zu ihrem Tode, noch einmal tritt ihre sittsame, jugendschöne Gestalt mit derselben Macht vor die Seele des Greises, wie sie einst die Seele des Mannes entflammt hat. Es ist ihm ein schmerzlicher Trost, zu wissen, daß er alles für sie gethan, was in seinen Kräften stand, daß sie dies auch selbst erkannt und dankbar empfunden hat, wie der Kurfürst ihr einer Welt von Feinden gegenüber in treuer Liebe verbunden blieb. Aber in diese lichtvolle Erinnerung mischten sich Schatten, keine tiefen Schatten, aber doch geeignet, zeitweise das rechte Glück zu verdunkeln, das er einst an ihrer Seite zu finden gehofft hatte. Er kam aus bewegten stürmischen Jahren, ihr Leben war sorgenlos geblieben, da hielt es schwer, den Ernst des Mannes mit der jugendlichen Heiterkeit eines neunzehnjährigen Mädchens harmonisch zu vereinen und oft vermißte der Kurfürst die ruhig sichere Haltung, die er von ihr als seiner Gattin forderte. Die Jahre glichen diese Unterschiede aus. In ihren Kindern fanden sich die Ehegatten stets wieder zusammen, und er machte sich nach ihrem Tode schwere Vorwürfe, daß er sie in Ungewißheit über deren ferneres Schicksal hatte scheiden lassen. Wenn er aber dann noch einmal durchdachte, was er mit ihr erlebt, wenn er frohe und ernste Tage gegen einander abwog, so konnte er doch sagen, daß es ein schöner Weg gewesen, den er mit ihr gegangen war und in seinen Sorgen, die Zukunft ihrer Kinder vor allen Gefahren und Kränkungen sicher zu stellen, erblickte er eine Pflichterfüllung gegen die geschiedene Gemahlin. Weit häufiger als der Kurprinz finden sie sich in seinen Briefen erwähnt und während der schwierigsten Staatsverhandlungen findet er noch Zeit, sich mit ihren kleinen Angelegenheiten zu beschäftigen. Er läßt sich von ihrem Leben erzählen, er entwirft genau, wie er es auch für den Kurprinzen gethan, die Instruktion, wonach sie zu erziehen seien und wenn eines seiner Kinder erkrankte, da ließ er sein Bett wohl schon in dem

Krankenzimmer aufschlagen, um dem Knaben bei allen Bedürfnissen zur Hand sein zu können[1]. Mit Stolz hört er, wie vor allem der älteste seiner Söhne, Karl Ludwig, an den Höfen von Paris und London Aufsehen erregte, nicht nur seiner Schönheit, sondern auch seines Wesens willen und er dankte es der Aebtissin von Herford, als sie dem Jüngling, der unter dem scharfen Kommando eines kaiserlichen Offiziers stand, wenigstens zeitweilig in ihrer Abtei freundliche Aufnahme gewährte und ihn mit jener Wärme umgab, die sein jugendliches Herz verlangte[2]. Die Kriegszeiten waren eine Quelle schwerer Sorgen für den Kurfürsten und seine Gemahlin, da der älteste, in dem er die meiste Aehnlichkeit mit seinem eigenen Charakter zu finden glaubte, seinem Herzen besonders nahe stand und Karl Ludwig sich bei den tausend Gefahren, die ihn draußen umgaben, ängstlicher Befürchtungen um ihn nicht zu entziehen vermochte. Wenn dann Monate lang kein Brief von ihm einlief, schrieb die Mutter in beweglichen Worten und wies auf den Unwillen des Kurfürsten hin und auf die Gedanken, die er sich um das seelische und leibliche Befinden seines Sohnes mache, aber nicht immer waren die Erwiderungen solcher Briefe in einem Tone gehalten, daß sie den Kurfürsten zu erfreuen vermocht hätten[3]. Nicht nur der älteste, auch die übrigen raugräflichen Kinder waren zwar Kinder der Liebe, aber auch der Sorge. Mit Unruhe sah er auf das jugendliche Alter der meisten, als er fühlte, daß seine Kräfte abnahmen und über seinem Leben bereits der Abendstern leuchtete. Da überwand er sich in einer Stunde der Angst und empfahl sie dem Schutze dessen, von dem er wußte, daß er sie haßte und an Kurfürst Karl haben denn auch die Heimathlosen später keinen Schutz gefunden. Die Frauen des Pfälzer Hauses, Sophie und Elisabeth Charlotte haben sich ihrer allezeit liebevoll angenommen, und wie die Neigung Sophies zu den Kindern in der Liebe zu Karl Ludwig wurzelte, so darf die Neigung Elisabeth Charlottens wohl auf die Eindrücke zurückzuführen sein, die sie in ihren Jugendjahren bei ihrer Tante von Hannover empfing.

Denn bei den Verhältnissen am Heidelberger Hofe wollte Karl Ludwig die Erziehung seiner Tochter durch seine Schwester Sophie leiten lassen, so sehr diese sich auch anfänglich mit dem Bemerken dagegen sträubte, daß das Leben ihres kleinen Hofes für die Ausbildung einer pfälzischen Prinzessin nicht genüge[4]. Schon vorher war ihm die nahverwandte Herzogin von Simmern als Erzieherin vorgeschlagen worden, aber ihr Leben erschien ihm derart, daß sie zunächst selbst einer Erziehung bedurfte, ehe ihr ein Kind anvertraut

werden konnte[1]. So kam dann Liselotte 1659 nach Hannover, besuchte mit ihrer Tante die alte Winterkönigin im Haag, die sie zu sehen gewünscht hatte und wovon geredet ist, und erwarb sich dort wie überall durch ihre beginnende Schönheit wie ihren reifen Verstand viele Freundschaft und Sympathieen. Bedurfte auch ihr zügelloses Temperament der Zurückhaltung, da sie jetzt schon in ihrem Handeln, wie in ihrem Sprechen alle jene Eigenschaften und Charakterzüge zeigte, die späterhin in ihren Briefen hervortraten, so legte ihr die Herzogin von Hannover doch keinerlei lästigen Zwang auf; vor allem wurde der Umfang ihrer Studien in gewissen Grenzen gehalten. Elisabeth Charlotte sollte weder eine zweite Elisabeth, noch eine zweite Schurmann werden und ihre natürliche Heiterkeit sollte unter einer Fülle todten Wissens nicht ersticken[2]. Frohsinn und Lebensfreude waren am Pfälzer Hofe selten geworden, so daß Sophie in der Pflege dieses Charakterzuges ihrer Nichte eine weit höhere Aufgabe, auch im Interesse ihres Bruders erblickte, als aus ihr eine jener „femmes savantes“ zu machen, die stets das Gespött der Zeitgenossen hervorgerufen haben. So verlebte sie sonnige Kinderjahre in Hannover; erst 1663, als die Kurfürstin den Hof verlassen hatte, kam sie nach Heidelberg zurück, der Mutter völlig entfremdet, der Raugräfin aber in herzlicher Neigung und den raugräflichen Kindern in einer Art mütterlicher Liebe zugethan. Ihr Aufenthalt in Heidelberg, wo sie nunmehr ihren eigenen, vom Kurfürsten streng beaufsichtigten Hofstaat erhielt, dauerte nur wenige Jahre, denn schon 1670 begann die Korrespondenz zwischen der princesse Palatine, der Gemahlin Eduards und dem Kurfürsten, die mit der Vermählung Liselottens endete[3].

Nicht sie allein war es gewesen, auf die im Jahre 1670, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin der Blick des Herzogs von Orleans gerichtet wurde, aber aus dem Spiel verschlungener Intriguen trug schließlich die princesse Palatine den Sieg davon, so daß der König der Pfälzerin den Vorzug vor den andern Bewerberinnen gab; bei der frauenfeindlichen Gesinnung des Herzogs war für ihn selbst die Wahl der Gattin nur von untergeordneter Bedeutung. Lange, ehe Karl Ludwig seine Zustimmung gegeben, sprach man nicht nur am französischen Hofe, auch in den kleineren deutschen Hofkreisen von der bevorstehenden Vermählung und erregte dadurch den heftigen Unwillen des Kurfürsten. Er kannte den Wankelmuth des französischen Königs und wollte seinem Hause und seinem Kinde den Schimpf nicht anthun, bei einem Wechsel der französischen Politik die Vermählung als unzeitgemäß wieder bei Seite geschoben zu sehen. Erst als alle Schwierig-

keiten durch die Gewandtheit der Prinzessin gehoben waren, trat er auch seinerseits mit regerem Interesse der geplanten Vermählung näher und nicht selten ergötzte ihn der Eifer und aufgewandte Scharfsinn seiner Schwägerin. Sie entwarf bis ins Einzelne den ganzen Plan, der die Pfälzerin nach Frankreich und zum Katholicismus führen sollte, ohne den Kurfürsten vor dem Reiche und seinen evangelischen Glaubensgenossen bloßzustellen und von ihr auch ging der Vorschlag aus, daß in Straßburg die Zusammenkunft zwischen ihr und ihrer Nichte stattfinden und Karl Ludwig von dem Glaubenswechsel, an dem er im Grunde nur der Oeffentlichkeit wegen Anstoß nahm, erst später in Kenntniß gesetzt werden solle. Mit allem war der Kurfürst einverstanden, nur wollte er, daß sein Kind nicht durch Zwang dem neuen Glauben zugeführt werde. Chevreau, als Gelehrter von dem Kurfürsten geschätzt, sollte die Prinzessin in den Grundlehren des katholischen Glaubens unterrichten. Karl Ludwig wählte ihn statt eines Priesters, weil er keinen katholischen Priester oder gar Ordensmann an seinem Hofe dulden wollte[1] und Chevreau erledigte in vier Wochen seine Aufgabe so vorzüglich, daß es der Nachhülfe des Jesuiten nicht mehr bedurfte, der die princesse Palatine nach Straßburg begleitete, um die etwa noch schwankende Pfalzgräfin im katholischen Glauben zu befestigen. Ebenso leicht, wie die Frage des Glaubensübertrittes erledigte sich die Frage der Mitgift, wenn auch Karl Ludwig nicht ohne eine gewisse Scham erklärte, daß er bei den zerrütteten Landesverhältnissen und bei den großen Lasten, die seine Unterthanen schon von Reichswegen zu tragen hätten, kein Heirathsgut für seine Tochter fordern könne. Mit verletzender Gleichgültigkeit ging der französische Hof über diese Bedenken des Kurfürsten hinweg, als er versicherte, daß er selbst Mittel genug besitze, um nicht auf eine Auszahlung der Mitgift zu drängen, die der Kurfürst in besseren Zeiten nachholen könne; daß sie später in tief verletzender Weise öffentlich gefordert wurde, ist bereits erwähnt[2]. Der Heirathskontrakt war für die Pfalzgräfin so ungünstig, wie nur möglich und noch im späteren Leben findet sie es unbegreiflich, wie ihr Vater sie unter solchen Bedingungen hätte nach Frankreich geben können, wenn nicht politische Gründe ausschlaggebend gewesen wären.

So umfing sie denn der Glanz einer königlichen Stellung und es gelang ihrem ehrlichen deutschen Wesen bald, so sehr sich auch die Etiquette des Hofes dagegen sträubte, die Gunst des Königs zu erlangen. Mehr freilich nicht, und wenn er sie in späteren Jahren zeitweilig um ihren Rath und ihre Meinung fragte, so trat sie doch

der Frau von Maintenon gegenüber in den Schatten, und der tiefe Haß gegen die Geliebte des Königs, für die ihr auch das kernigste deutsche Schimpfwort noch zu milde erschien, entsprang der Eifersucht, mit welcher die sonst so gemüthvolle Pfälzerin auf die Stellung hinblickte, die sie so gerne in der Umgebung des mächtigen Monarchen eingenommen hätte. Als die Franzosen zu Lebzeiten ihres Vaters die Pfalz verwüsteten, empfand sie noch nicht das tiefe Leid, welches sie bei der zweiten Verbrennung der Pfalz erfüllte. Damals erst, nicht jetzt schon, wollte das Bild der brennenden Pfalz aus ihren Träumen nicht weichen und sie dachte nicht mehr daran, wie sie es jetzt that, die Sorgen des Königs durch ihre Scherze zu zerstreuen. In ihr aber, die am stolzen französischen Hofe stets mit Geringschätzung betrachtet wurde, wurzelt eines der mächtigsten Fürstengeschlechter Europas. Ihre Tochter wurde die Mutter Franz' I., des Gemahls der Maria Theresia, so daß das Haus Habsburg mit seinen vielen Verzweigungen auf den Kurfürsten Karl Ludwig und durch ihn auf den Winterkönig zurückgeht, dessen jüngste Tochter Sophie in ihren Kindern Sophie Charlotte und Georg die Stammmutter des preußischen und englischen Königshauses geworden ist.

Eine weit trübseligere Erscheinung ist Kurfürst Karl, der Sohn Karl Ludwigs. Sein Leben stand unter dem Drucke, der durch die Zwistigkeiten zwischen den Eltern hervorgerufen war und der Kurfürst sah nur ungern die ernste, oft lebensmüde und schwache Gestalt, in deren Hand einst das Erbe der Kur übergehen sollte. Oft hatte er mit der Böhmenkönigin die Frage seiner Erziehung und die Wahl seiner Hofmeister brieflich besprochen, denn wenn Elisabeth auch ihre Enkeltochter dem Kurprinzen weit vorzog, so nahm sie doch auch an seinem Ergehen regen Antheil, das sich sogar bis auf die Form seines Haarschnitts erstreckte[1]. Aber mit der harten Strenge, mit der die Lehrer des Knaben, mit der Karl Ludwig selbst ihn behandelte, mußten auch die besten Erziehungsgrundsätze, wie der Kurfürst sie in seinen Instruktionen niederlegte, ihre Wirkung verfehlen und je unglücklicher sich der Knabe fühlte, je störrischer er dadurch wurde, um so schärfer wurde auch die Zucht, die Karl Ludwig dem sich stets mehr verbitternden Knabengemüth angedeihen ließ[2]. Mit ungerechter Härte ließ er ihn die Macht des Vaters und Herrn fühlen, und erst in späten Lebensjahren, als der alternde Vater von ihm eine unmöglich gewordene Liebe verlangte, sah er den Fehler ein, den er durch solche Erziehung begangen; er fühlte die tiefe Lücke in seinem Innern, die ihm aus dem Mangel kindlicher Liebe erwuchs und erkannte zu spät, daß sich

die durch die Schuld der Eltern den Kindern verbitterte Jugend an ihrem eigenen Alter rächt.

Es war schon frühzeitig seine Sorge gewesen, den Kurprinzen zu vermählen. Zugleich sollte durch diese Ehe das Ansehen des Pfälzer Hauses wieder gehoben werden, das durch die Zwistigkeiten Karl Ludwigs mit seiner Gemahlin im Reiche wie im Auslande bedeutend geschädigt worden war, und er glaubte in einer Verbindung mit dem dänischen Könige die sichere Bürgschaft gefunden zu haben, seinem Hause wieder europäischen Glanz und eine europäische Stellung zu verleihen. Er war auf das nordische Königshaus zuerst durch den Bischof von Osnabrück, seinen Schwager, hingewiesen worden, der von der Tochter Friedrichs III., Wilhelmine Ernestine, rühmend geredet hatte[1]. Die Bedenken Karl Ludwigs, bei den „Beschwerungen" seines Hauses und den so merklich geschmälerten Einnahmen eine Verbindung mit einer königlichen Prinzessin einzugehen, die ihm große Kosten auferlegen mußte, gab er angesichts der Ehre, die seinem Hause widerfuhr, bald auf und mit regem Eifer betheiligte er sich an den Vorverhandlungen, nachdem auf eine vorsichtige Anfrage König Christian V. zustimmend geantwortet hatte. Als diese Verhandlungen so weit gediehen waren, daß ein Zurücktreten des dänischen Königshauses unmöglich geworden erschien, regte sich der Stolz des Kurfürsten, und in der Instruktion, die er dem Kurprinzen mitgab, als er zur Brautschau nach Dänemark fuhr, war ihm zur ausdrücklichen Pflicht gemacht, durch sein Auftreten am dänischen Hofe zu zeigen, daß er von nicht geringem Herkommen sei, und daß die Pfälzer Kur der dänischen Königswürde nicht nachstehe. Die nur bescheidenen Fähigkeiten seines Sohnes setzten Karl Ludwig in Sorge, daß schließlich die geplante Heirath daran scheitern könne, seine mangelnde Beredsamkeit, sein schüchternes, zurückhaltendes Wesen konnten, wie er fürchtete, am dänischen Hofe Mißstimmung und Abneigung gegen ihn hervorrufen, zumal eine kurz vorher überstandene Krankheit in seinem Gesicht häßliche und entstellende Flecken zurückgelassen hatte. Durch Höflichkeit und Zuvorkommenheit sollte Karl deßhalb ersetzen, was ihm an geistiger Beweglichkeit mangelte, auch trug ihm der Kurfürst auf, ein Tagebuch der Reise zu führen und seine Beobachtungen von Land und Leuten niederzuschreiben[2].

Nach mannigfachen Verhandlungen kam es zum Abschluß des Heirathsvertrages, den König Christian aus Courtoisie der Kurfürstin Charlotte nach Kassel mittheilte[3]. Einer der ersten Punkte bestimmte, daß das Beilager nicht, wie Dänemark wollte, in Kopenhagen, sondern in

Heidelberg gehalten werden solle und gerade hierauf hatte Karl Ludwig, mit allem Nachdruck bestanden, nicht nur, um den splendor seines eigenen Hauses nicht zu verdunkeln, sondern auch, um sich den Dank aller kurfürstlichen und fürstlichen Häuser zu erwerben, deren Würde er dem fremden Monarchen gegenüber gewahrt hatte. 100 000 Thlr. betrug die Mitgift, die König Christian V. seiner Schwester ausgesetzt hatte; 4000 Thaler das jährliche Taschengeld, welches ihr Karl Ludwig, wenn auch erst nach langem Sträuben neben 5000 Thalern Leibgedingsverschreibung bewilligte; als Wittwensitz wurde Germersheim bestimmt. Das Mobiliar zur Einrichtung des jungen Paares wurde aus der Schweiz wieder herbeigeschafft, wo Karl Ludwig während des Wildfangstreites und des lothringischen Krieges die werthvollsten Stücke in Sicherheit gebracht hatte[1].

Bei Betreten des deutschen Gebietes wurde die Braut des Kurprinzen von Sophie und ihrem Gemahl empfangen, zur Freude Karl Ludwigs, der dadurch die Reisekosten für eine pfälzische Empfangsgesandtschaft sparte. In feierlichem Zuge wurde sie bis zur Grenze des Herzogthums geleitet, wo das braunschweigische Gefolge sich verabschiedete, während der Herzog und seine Gemahlin sich der Kurprinzessin anschlossen. Ueberall, wo sie reichsständisches Gebiet berührte, wurde sie von den Landesherrn glänzend aufgenommen und mit ihrem zahlreichen Gefolge reichhaltig bewirthet. Karl Ludwig war seiner Schwiegertochter bis Weinheim entgegengeritten, aber die Freude, die ihn ihr entgegentrieb, wurde schmerzlich enttäuscht, als er die dicke Gestalt sah, die seine Zukunftshoffnungen kaum erfüllen zu können schien. Und in diese gepreßte Stimmung der Begrüßung fielen neue Differenzen, welche die Vermählung des Kurprinzen mit seiner Braut für kurze Zeit überhaupt in Frage stellten. Bei Gelegenheit der Vermählung seines Sohnes wollte Karl Ludwig der Raugräfin vor aller Welt den Platz anweisen, der ihr als der kurfürstlichen Gemahlin gebührte und zwar an zweiter Stelle, hinter der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte. Nicht nur die dänischen Begleiter sträubten sich gegen diese Zumuthung, auch Herzog Ernst August von Hannover fand es ungerechtfertigt, daß der Kurfürst noch im letzten Augenblicke eine Frage aufwarf, die er vorher in den langwierigen und weitschichtigen Verhandlungen nicht berührt hatte und daß er jetzt erzwingen wollte, was ihm vorher nie zugestanden worden wäre. Der Kurfürst war hartnäckig, er forderte mit aller Entschiedenheit, daß sein Wunsch erfüllt werde, widrigenfalls, so ließ er durchblicken, die Prinzessin ihre Heimreise nach Dänemark wieder antreten könne. Einem

solchen Zwang der Verhältnisse vermochten die Dänen auf die Dauer nicht zu widerstehen, ohne ihr Königshaus vor der ganzen europäischen Welt aufs schwerste bloßzustellen. Sie hatten sich lange gesträubt, so daß Sophie, die von ihrer Entbindung überrascht zu werden fürchtete, schleunigst nach Heidelberg abreiste, ohne an dem feierlichen Einzug theilnehmen zu können, aber nothgedrungen mußten sie nachgeben[1]. Wilhelmine Ernestine hat diesen Zwischenfall ihrem Schwiegervater nie vergessen und es ist anzunehmen, daß ihre Abneigung gegen ihn zum Theil wenigstens auf die angedrohte Beschimpfung zurückzuführen ist, die er ihr unmittelbar vor dem Betreten der Residenzstadt angethan und aller Prunk und aller Glanz, den der Kurfürst beim Einzug entwickeln ließ, vermochten einen Zug der Verdrossenheit, den man sich damals vergebens zu erklären suchte, aus dem Gesicht der Kurprinzessin nicht zu verscheuchen. Auch auf das Verhältniß zur Freiin von Degenfeld hatte dieser Zwischenfall Einfluß und es war nicht nur fürstlicher Stolz, mit dem sie stets auf das so hoch gestiegene, einst so bescheidene Hoffräulein herabsah.

Tagelang dauerten die Festlichkeiten in Heidelberg, an denen die Bürgerschaft mehr neugierigen, als wirklich herzlichen Antheil nahm. Wie bei solchen Gelegenheiten üblich, überbot man sich in gereimten und ungereimten Voraussagungen reinen Glückes, welches aus dieser Verbindung für die Pfalz erwachsen werde; man sah in prophetischer Begeisterung den Baum, der jetzt gepflanzt wurde, bereits tausendfältig Frucht tragen. Weit anders aber gestaltete sich das Leben am kurfürstlichen Hof, als es hier den trügerischen Seherblicken harmloser Poeten erschien. Wie zwischen den Ehegatten, so bestanden auch zwischen Karl Ludwig und seiner Schwiegertochter nur frostige Beziehungen. Immer häufiger werden im Laufe der Jahre die Klagen Karl Ludwigs über das unkindliche Verhalten seiner Schwiegertochter; sie verdichten sich zeitweilig zu herben Vorwürfen an seine Schwester Sophie, weil sie die Heirath des Kurprinzen so sehr gefördert und durch ihre Schilderungen die Willensmeinung des Kurfürsten beeinflußt und seine ernsten Bedenken leichten Herzens zerstreut habe[2]. Die Haltung der Kurprinzessin der Raugräfin gegenüber war mehr als kühl und Karl Ludwig vermochte trotz aller seiner Bemühungen hierin keine Wandlung zu schaffen. Durch ihren Hochmuth und die Geringschätzung, die sie der Raugräfin überall zeigte, machte sie die Kluft, die sich zwischen ihr und dem Kurfürsten auszudehnen begann, unüberbrückbar. Es kam hinzu, daß sie sich in den engen Verhältnissen der siebziger Jahre nach dem glanzvollen Leben ihres heimischen

Hofes zurückzusehnen begann und mit schneidender Schärfe königlichen Glanz mit kurfürstlicher Armseligkeit verglich. Nur um des Friedens willen, nur, um nicht stets in mürrische und düstere Züge zu sehen, hatte Karl Ludwig seiner Schwiegertochter eine Hofhaltung weit über seine Kräfte eingerichtet; er hatte sich selbst Einschränkungen auferlegt, nur um ihr genügen zu können und den Geist der Zwietracht zu bannen, der mit ihr in das Heidelberger Schloß wieder eingezogen zu sein schien, aber die Zeiten wurden schlimmer und der Kurfürst vermochte die Kosten einer doppelten Hofhaltung nicht mehr aufzubringen. Aber lieber legte seine Schwiegertochter sich unwillig Entbehrungen auf, statt, wie Karl Ludwig wollte, an seinem Hofe zu leben; selbst den Vorschlag, besondere Baulichkeiten auch für Nebenzwecke zu errichten, um den Verkehr mit der Raugräfin möglichst zu beschränken, wies Wilhelmine Ernestine zurück und paßte sich mürrisch der pfälzischen Dürftigkeit an[1].

Es war stets ein Grundsatz des Kurfürsten gewesen, in seinem Hofleben möglichst Ersparnisse zu machen, und wenn er auch der kurfürstlichen Würde nichts vergab und bei den häufigen Besuchen fremder Fürsten sich gern als freigebigen Wirth zeigte, so war doch sein Privatleben ein strenges und eingezogenes und er war nicht geneigt, in seinen alten Tagen, den Wünschen der Kurprinzessin gemäß, hierin eine Aenderung eintreten zu lassen. Die Grundzüge seiner Hofhaltung hatte Karl Ludwig bereits 1652 festgelegt, er hatte sich damals über die Einkünfte des Landes genau Bericht erstatten lassen und Vorschläge eingefordert, wie die Hofhaltung würdig, aber doch sparsam geführt werden könne[2]. Daraufhin bestimmte er zunächst, daß die Kleidung der Dienerschaft sich nach der Stellung richten solle, die der Diener im Hofstaat einnehme, und daß die damals an kurfürstlichen Höfen üblichen gold- und silberbordirten Röcke nur von denen getragen werden sollten, die mit der Person des Kurfürsten selbst in Berührung traten. Dem Hofschneider wurde auf ausdrücklichen kurfürstlichen Befehl die Summe mitgetheilt, die bei der Anfertigung von Livréen nicht überschritten werden durfte. Im Einklang damit stand der bereits erwähnte Befehl des Kurfürsten an die jungen Reitknechte, deren Eitelkeit er oft tadelte, sich keine neuen Livréeanzüge machen zu lassen, so lange die alten noch ausgebessert werden konnten. Es wurden zugleich alle überflüssigen Personen des Hofstaates entfernt; besonders in der Hofküche erachtete man es nicht mehr für nöthig, eine größere Anzahl von Küchenjungen zu unterhalten, von denen die kurfürstlichen Mundvorräthe für die Bedürfnisse der eigenen Familie weggenommen zu werden

pflegten. Damit fiel auch der rege Verkehr fremder Personen im Schlosse weg, die unter dem Vorwand, ihre im Hofdienste verwandten Angehörigen besuchen zu wollen, ungeladene, aber häufige Gäste des Kurfürsten waren. Ebenso wurde aus Sparsamkeitsgründen die Zahl der an der kurfürstlichen Hoftafel theilnehmenden Personen sehr beschränkt und gern nahm der Kurfürst den Vorschlag seiner Räthe an, sich der ihm zustehenden Privilegien zu bedienen und zollfrei Ochsen aus ungarischen, polnischen und anderen Züchtereien ins Land zu bringen, um sie dann auf kurfürstlichen Höfen, wie etwa auf der Mühlau bei Mannheim, für die Hoftafel mästen zu lassen. Auch sollten die Förster bei schwerer Strafe für jeden Unterlassungsfall zu bestimmten Zeiten Wild und Geflügel zu Hofe liefern, (die strengen Gesetze zur Schonung des Wildstandes standen damit im Zusammenhang), und mehr als es früher geschehen war, machte Karl Ludwig die kurfürstlichen Fischteiche und Krebsbäche der Hofküche nutzbar, so daß die baaren Küchenauslagen sich ungemein verminderten. Unter den Verfügungen aber, die der Kurfürst traf, um bei der Hoftafel Ersparnisse zu machen, ist besonders jene sonderbar und bemerkenswerth, die bestimmt, daß zunächst möglichst viel Gemüse gereicht werden solle, um den Appetit der Gäste, ehe das Fleisch komme, möglichst befriedigt zu haben[1].

In ähnlicher Weise paßte der Kurfürst auch den in der Pfalz wachsenden Wein seinen Bedürfnissen an und erreichte dadurch, daß, während früher bei den weit reicheren Einkünften der Pfalz der Wein stets gemangelt hatte, nun bei beschränkterem Weinbau immer noch so viel übrig blieb, um an verwandte und befreundete Fürsten, denen der Wein geschmeckt hatte, oder auch nach Regensburg an die Gesandtschaft jeweilig etliche Fuder „Verehrwein“ zu schicken. Auch hier wachte das Auge des Kurfürsten über die kleinsten Einzelheiten, und wie er sich aus den kurfürstlichen Bäckereien die einzelnen Mehl- und Backzettel vorlegen ließ, so ließ er sich auch von jedem eingegangenen Fuder genau Bericht erstatten. Er selbst war ein schlechter Trinker, wenn er sich auch vor einer längeren Sitzung nicht fürchtete und besonders bei Anwesenheit von Gästen in Pfälzer Gemüthlichkeit seinen Mann zu stellen wußte. Und als ihn einst der Deutschmeister besuchte, da klangen im Laufe des Gesprächs die Gläser auf den Pfalzgrafen von Neuburg zusammen und es entspricht heutigem Gebrauch, daß der Kurfürst in einem kurzen Handbrief dem Pfalzgrafen von ihrem Zusammensein Kunde gibt und daß sie auf sein Wohl getrunken hätten[2]. Aber auch wenn er allein war, vermochte er den Werth des Weins zu schätzen; in seinen Briefen an die Raugräfin

kehren theilweise recht eingehende Schilderungen über die Wirkung der verschiedenen Weinsorten bei ihm wieder, und in besonders freudiger Stimmung hat er diese Wirkungen sogar poetisch besungen. Das große Faß aber, dessen Errichtung sich mit seiner Regierung verknüpft und das stets gefüllt sein sollte, war nur ein stolzer Beweis für den sich stets hebenden Wohlstand der Pfalz; es sollte nicht etwa ein Symbol sein für das Weinbedürfniß des Kurfürsten, wie es etwa sein Großvater, dann freilich in noch größerem Umfange hätte errichten können. Mit dieser theoretischen Bestimmung des Fasses waren die Heidelberger wenig zufrieden und es ist leicht verständlich, daß die eingehende Betrachtung eines solchen Riesenfasses den Wunsch nach einer genauen Prüfung auch seines Innern erweckte. Allmählich entwickelte sich daraus der Gebrauch, auf kurfürstliche Kosten am Faß einen frischen Morgentrunk zu thun, so daß der Kurfürst über diese Weinvergeudung recht ungehalten wurde und den Befehl erließ, nur mit seiner Erlaubniß das große Faß anzuzapfen.

Ueberall sollte gespart werden; als ihm der Etat der in den Kammern des Schlosses befindlichen Geräthe vorgelegt wurde und er auf die bei Hofe zu verwendenden Kerzen und Windlichter stieß, verfügte er, daß nur vornehmen Persönlichkeiten mit Wachsfackeln geleuchtet, den anderen aber mit Pechfackeln aufgewartet werden solle und er gab seiner Rentkammer den Auftrag, zu erwägen und zu berichten, ob in theuren Zeiten nicht auch für seine eigenen Bedürfnisse das Wachs gespart und in kleinen Pfannen Pech gebrannt werden könne. Auch sollte vermieden werden, Bedürfnisse des Hofes durch Ankäufe in fremdem Lande zu decken und wenn etwa Hafer, Heu und Stroh aus den kurfürstlichen Domänen und Gefällen nicht hinreichten, um die Pferde des kurfürstlichen Stalles genügend zu füttern, dann verbot er trotzdem strenge, durch Ankäufe im Auslande das Fehlende zu ersetzen. Es gab Wiesen genug in der Pfalz, deren Eigenthümer zu einer Verpachtung bereit waren, und wenn er herrenlose Parzellen seinen Unterthanen zur Säuberung und Bearbeitung schenkte, warum sollte nicht auch er selbst solche verwilderten Landstrecken für seine Bedürfnisse verwenden?! Wenn aber, etwa in Kriegszeiten, trotz seiner Bemühungen die Pfalz die erforderlichen Mittel zum Unterhalt seines Marstalles nicht liefern konnte, dann verkaufte er die überflüssigen Pferde und brachte alte Ansprüche wieder zur Geltung, die er an das Kloster Maulbronn und andere Klöster hatte, damit sie ihm die schuldigen Fuhrwerke stellten[1].

Eine Aenderung trat in diesen Bestimmungen während des Franzosenkrieges im Jahre 1675 ein[1]. Damals suchte der Kurfürst seinen ohnehin eingeschränkten Hofstaat noch mehr zu beschränken, aber bei den bescheidenen Verhältnissen waren weitere Ersparnisse kaum mehr möglich. Karl Ludwig besaß damals nur einen Kämmerer und einen Pagen zu seiner Bedienung und von dem niederen Personal waren, wenn man die Ansprüche der Hofhaltung herabsetzte, höchstens ein Bäckerknecht, zwei Küchenjungen und vielleicht ein Tafeldecker zu entbehren. Da verfügte der Kurfürst, daß die alten Bedienten, die zu keiner eigentlichen Thätigkeit mehr zu gebrauchen waren, aber doch im vollen Bezuge ihres Gehaltes lebten, abgedankt werden sollten, und es ist eine Aufzeichnung vorhanden, daß einem solchen alten Manne ein blaues Kleid ohne Verzierung, drei Ohm Wein, fünf Malter Korn und zwölf Thaler jährlich gereicht wurden. Der Kurfürst speiste damals allein. Um das Dreifache waren die Preise aufgeschlagen, so daß kaum mehr die nöthigsten Bedürfnisse bestritten werden konnten und der Kurfürst denen, die sonst an der Marschalltafel gespeist hatten, eine geringe Entschädigung dafür zahlen mußte, daß sie nun auf eigene Kosten lebten. Mehr als sonst hielt Karl Ludwig damals auf die alten Verpflichtungen und Niemand, an den er Anforderungen zu stellen berechtigt war, wurde von dieser Verpflichtung entbunden; es ist daher leicht zu begreifen, daß der Kurfürst sich empörte, wenn er mit seinen eigenen schlechten Hofhalt den reichen Hofhalt des Kurprinzen verglich, in dem täglich 140 Personen speisten. Trotz aller Bemühungen gelang es ihm nicht, beide Hofhaltungen zu vereinigen, wodurch eine Ersparniß von 3550 Thalern jährlich erzielt worden wäre[2].

Aber bei aller Sparsamkeit des Kurfürsten war das Leben am Hofe doch nicht eintönig. Das Heidelberger Schloß hatte vielmehr einen guten Namen unter den deutschen Fürsten und der Kurfürst umgab sich gerne mit Künstlern und Gelehrten, bei denen er Ablenkung von den ernsten Fragen des Tages fand. Vor allem waren es die Theateraufführungen in Heidelberg und Friedrichsburg, die nicht nur bei außergewöhnlichen Anläßen, wie etwa bei der Hochzeit des Kurprinzen, sondern auch sonst Abwechslung in das Heidelberger oder Friedrichsburger Hofleben brachten, und es ist nicht ohne Interesse, an der Hand alter Verträge und Theaterzettel die Kinderjahre deutscher Bühnenkunst in der Pfalz zu verfolgen[3]. Der Kurfürst zog zwar englische Schauspieler allen anderen vor, aber auch französische und deutsche fanden an seinem Hofe stets gute Aufnahme, und wenn

Komödianten kamen, so bestimmte er selbst, welche Bezahlung die einzelnen erhalten sollten und ob sie das Recht hatten, in der Stadt zu spielen. Er verlangte nur strenge Geheimhaltung aller Verträge, die er mit ihnen abschloß, und um das unnütze Gerede, das ohnehin schon wie eine dichte Wolke den Heidelberger Hof umgab, nicht noch zu vermehren, verbot er, daß sie sich auf ihrer Reise in die Pfalz als Komödianten ausgaben. Als Studenten, Gardereiter u. dgl. verkleidet, kamen sie auf verschiedenen Wegen an die Grenzbäume, um dann erst unter dem sicheren Schutz des Kurfürsten ihre Aufführungen vorzubereiten. Die entstehenden Kosten trug er zumeist selbst und als er im Jahre 1656 eine auswärtige Truppe ein halbes Jahr bei Hofe und in der Stadt spielen ließ, lieferte er ihr sogar die Kostüme, unter der bezeichnenden Bedingung freilich, daß sie nicht verkauft werden dürften, sondern nach Schluß des Gastspieles zurückzugeben seien[1]. Die Musikanten, die er hielt, wurden besonders besoldet. Er selbst besaß eine nicht zahlreiche Kapelle, so daß es nöthig war, bei größeren Festlichkeiten sich von befreundeten Höfen Musiker zu leihen, ein Brauch, der damals übrigens allgemein in Deutschland war und sich auf alle Hofbeamten bis zum letzten Küchenjungen herab erstreckte. Es sind noch eine Reihe von Theaterzetteln vorhanden, aus denen erhellt, welche Stücke am Pfälzer Hofe aufgeführt wurden. Neben den deutschen Komödien wie etwa Peter Squentz von Gryphius waren es vor allem die Shakespearischen Stücke, die er sich von den englischen Komödianten vorspielen ließ, aber auch die zeitgemäßen Komödien Molières ergötzten den Kurfürsten und die Gestalten des französischen Lustspieldichters wandern oft durch die Briefe, die er an seine Schwester richtete, und in Shakespeare'schen Citaten erleichtert sich das Herz Karl Ludwigs. Das deutsche poetische Schaffen lag ihm ferner. Dem geistlichen Liedersingen vermochte er wenig Geschmack abzugewinnen, und die ungefügen Romane des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig legten die Geschwister, sofern Sophie sie nicht aus Familienrücksichten lesen mußte, am liebsten ungelesen zur Seite. Auch er selbst befaßte sich mit Dichtungen, leichten, humoristischen, wie Pfälzer Luft und Pfälzer Leben sie ihm eingaben, aber allmählich verstummte vor der bitteren Schwere seiner Regierung der Sinn für fröhliche Verse und heitere Lieder. Der alternde Mann fand die Stimmungen seiner Jugend- und Mannesjahre nicht mehr wieder und vergebens sehnte sich in den Zeiten des französischen Krieges Sophie nach einigen Versen des Bruders, die von seinem wiederkehrenden Seelenfrieden hätten zeugen können[2]. In der Beschäftigung mit Kunst und Wissen suchte

Karl Ludwig Befreiung von dem, was ihn im Leben kümmerte und sorgte. Aber die Erreichung des größeren Zieles, welches ihm dabei vorschwebte, blieb ihm versagt: ein zweiter Ottheinrich ist er der Pfalz nicht geworden, wenn auch die ersten Jahre nach Wiedereröffnung der Universität die Zeiten Ottheinrichs zurückzuführen schienen. Er selbst mochte sinnen und streben und sich an dem erfreuen, was er durch kundige Gelehrte an Büchern, Münzen und seltenen Sachen in seinen Privatgemächern aufstellen und sammeln ließ, aber an all dem hatten seine Pfälzer keinen Antheil und er selbst mußte an seiner liebsten Schöpfung, der Universität, erleben, daß Verhältnisse, die mächtiger waren, als er seinem Wollen die Gewährung versagten.[1]

Bis an die Schwelle des Greisenalters, bis zu seinem 60. Jahre hatte er gewirkt und geschafft, als er die Beschwerden des vorgerückten Lebens deutlich fühlte. Er hatte ein Alter erreicht, wie es seit Friedrich III. keinem regierenden Herrn der Pfalz mehr beschieden gewesen war, und wie er den fünfzigsten Geburtstag mit Dankgottesdienst und einer allgemeinen Amnestie begangen hatte, so beging er auch den Eintritt in das siebente, das letzte Jahrzehnt seines Lebens mit Gottesdienst und umfassender Wohlthätigkeit an Arme und Bedürftige[2]. Er fühlte, daß seine Tage sich dem Ende zuneigten und schrieb der Aebtissin von Herford, daß das Schlafbedürfniß, wie es ihre Mutter vor dem Tode überkommen, auch bei ihm sich einzustellen beginne[3]. Mit philosophischer Ruhe sah er dem Tode entgegen. Wohin er auch blicken mochte — überall sah er gebrochene Hoffnungen und der freundlichen, glücklichen Stunden, die in seiner Erinnerung auflebten, waren wenige. Die Sorgen, die einst über seinen braunen Scheitel dahinfegten, umstürmten noch das Haupt des Greises und wenn er aus den schweren Zeiten, die ihm am Schluß des Lebens beschieden waren, einen Trost und ein Glück herauszufinden verstand, so war es das Bewußtsein, daß alles hinter ihm lag und daß er den schweren Weg, den er in ehrlichem Kampf durchschritten hatte, nicht noch einmal zu durchschreiten brauchte. Er war umhergeworfen worden wie Aeneas, sagt eine spätere Gedenkrede treffend von ihm[4]; er sehnte sich jetzt nach Ruhe. Bis in die letzten Tage verzehrten ihn die Sorgen, was aus der Pfalz und seinem Hause werden sollte, aber ein morscher Baum treibt keine Blüthen mehr und vergebens suchte der erschöpfte Mann nach heilenden Gedanken. Er konnte sich sagen, daß sein ganzes Leben der Pflicht gewidmet gewesen war und daß er um dieser Pflicht willen harte Kämpfe zu bestehen gehabt hatte, nicht zum wenigsten mit seinen Beamten, denen er ein oft bis zur Härte strenger Herr gewesen ist.

Er sagte sich aber auch, daß der Sieg in diesen Kämpfen ihm nicht geblieben war, und daß er ein umstürmtes und bedrohtes Erbe seinem Nachfolger hinterließ.

Es war am Abende eines herrlichen Spätsommertages, als das Leben Karl Ludwigs zu Ende ging. Unter einem Baume, an der Straße von Mannheim nach Edingen stand der Sessel, in dem der sterbende Fürst lag. Wenn er die Augen emporhob, sah er in die weite Ebene der Pfalz, sah er den ragenden Thurm der Kirche, in deren Gruftgewölbe sein müder Körper ruhen sollte und die Mauern des alten Schlosses, wie sie im Purpurschein der sinkenden Sonne glühten. So breitete sich noch einmal der Glanz der rheinischen Pfalz, der sein Mühen und Arbeiten gegolten, vor seinen Blicken aus und die schweren Seufzer, die sich der hageren Brust des Scheidenden entrangen, mochte wohl etwas wie Abschiedsweh durchklingen. Dann wurde es allmählich stiller und, unterstützt von einer seiner raugräflichen Töchter, endete Kurfürst Karl Ludwig sein schweres, freudloses Leben, am 28. August 1680.

Sein Sohn und Nachfolger befand sich in England; zur Zeit, als der Vater starb, Mittelpunkt ehrenvoller Festlichkeiten in Oxford. Nach Empfang der Todesnachricht begab er sich sofort auf die Heimreise, um die Bestattung seines Vaters leiten zu können[1]. Noch am Sterbetage hatte man den Leichnam Karl Ludwigs einbalsamirt, ihn dann in dem Chor der Heiliggeistkirche niedergestellt, bis am Abend des 25. Oktober 1680 die feierliche Beisetzung stattfand. Von einem prunkvollen braunen Eichensarg war der Zinnsarg umgeben, in dem die Leiche Karl Ludwigs ruhte. So war sie im kurfürstlichen Commissariathaus aufgebahrt, von wo sich gegen 7 Uhr der düstere Trauerzug zur Heiliggeistkirche bewegte. Auf dem Marktplatze stand eine tiefergriffene Menge, nicht ahnend, daß die Gebeine dessen, der jetzt zur Gruft der Väter getragen wurde, dreizehn Jahre später an der gleichen Stelle von den Hufen französischer Pferde zertreten würden. Studenten umgaben mit brennenden Fackeln den von acht Pferden gezogenen Leichenwagen, auf dem die Zeichen der kurfürstlichen Würde ruhten und über den ein schwarzes, hermelinverbrämtes Bahrtuch gebreitet war, dessen Enden von den Vornehmsten getragen wurden. Alle Behörden des Landes waren in Trauerkleidung; wie einst beim Ableben der Königin von Böhmen hatte der Staat die Kosten dafür übernommen[2]. Mit tiefer Bewegung sah die Trauerversammlung dem Sarge nach, als er langsam in die Gruft sank; das schwere Leben des Mannes, der hier zur Ruhe gebettet wurde, erregte noch

einmal Theilnahme und Verehrung. Und dieses Empfinden beseelte auch den Kurfürsten Karl, der ernst der Kämpfe seines Vaters und der sorgenvollen Stunden gedachte, die ihm allezeit beschieden gewesen, und er legte der Trauerpredigt den Psalmenvers zu Grunde: „Erfreue uns für die Tage, da du uns betrübtest, für die Jahre, da wir Unglück sahen".

Treffend kennzeichnen diese Worte das Leben Karl Ludwigs. Denn der trüben Tage waren viele und des Unglücks reiche Fülle hat er getragen. Viel hat er gelitten, nicht selten durch eigene Schuld, aber klagend konnte auch er mit dem irren Könige Shakespeares von sich sagen, daß an ihm mehr gesündigt worden ist, als er gesündigt hat. Das ist bisher unbeachtet geblieben, mehr auf Gefühle als auf Thatsachen sind die harten Urtheile gegründet, die sein Bild bei Mit- und Nachwelt getrübt haben. Die tiefe Abneigung, die man ihm stets und überall entgegenbrachte, hat nicht er allein verschuldet, wenn sie auch die Leidenschaft des reizbaren Mannes steigerte, und er war zu lange unglücklich gewesen, als daß man ihm nicht den selbstbewußten Stolz verdacht hätte, mit dem er einen geminderten Besitz, nicht aber geminderte Rechte anzutreten gesonnen war. Und wenn er durch engen Anschluß an den Kaiser Vortheile für die Pfalz zu erreichen trachtete, so erweckte ihm auch dies nur Geringschätzung. Man sah, wie der stolze Mann um seiner Interessen willen bittend das Haupt beugen mußte und ließ ihn in Wien wie an den meisten übrigen Höfen des Reiches auch als Kurfürsten gerne noch die Demüthigungen fühlen, die er als Jüngling, heimathlos und geächtet, hinnehmen mußte.

Das hat ihm die Galle ins Blut getrieben und sein Leben verbittert, und wenn in vorgerückten Jahren sein Augenlicht abnahm, so schrieb er es den vielen Thränen zu, die er um die Pfalz geweint. Das aber hat auch seine natürliche Leidenschaftlichkeit zu jener maßlosen Heftigkeit gesteigert, die umsichtiges, zielbewußtes Handeln bei Leitung des Staates und im Verkehr mit denen, die er als seine Gegner betrachtete, unmöglich machte. Er kannte nur den Kampf um sein Recht, den er mit starrer Härte durchführte. Für die Ränken der Diplomatie war er eine zu ehrliche Natur und zu spät sah er ein, daß Ueberzeugungstreue und Weltklugheit Gegensätze sind und daß nur zur Geltung gelangt, wer sich zu fügen weiß.

Ein ruhiges Genießen des mit harter Arbeit Erworbenen war ihm nicht gestattet. Es war ihm versagt, um an ein Bild Jakob Grimms anzuknüpfen, gleichsam am Abende vor der Thüre des Hauses

sitzend und in die sinkende Sonne schauend, sein Tagewerk zu überschlagen. Schweres Gewölk sah er am westlichen Himmel emporziehen und die Fluren der Pfalz bedrohen, über die erst kurz vorher Hagel und Wetterschauer gezogen war, und er dachte eines Wortes, das zwanzig Jahre vorher die Gemüther in der Pfalz erregt hatte. Es war zur Zeit der Kaiserwahl gewesen, damals, als man in der Pfalz erzählte, daß Kurfürst Karl Ludwig selbst die Krone des Reiches davontragen werde. Als seinen Statthalter hatte er den Pfalzgrafen Friedrich Ludwig von Zweibrücken zurückgelassen, der im Ottheinrichsbau residirend einst den Ruf zu hören glaubte: „Wehe dir Pfalz". Niemand aber war draußen, auf dem weiten Schloßhofe lag die traumhafte Stille des Mittags und keiner der Pagen oder Diener vermochte dem Pfalzgrafen zu sagen, woher der Ruf gekommen, der den Kurfürsten, als er davon erfuhr, tief erschreckte. Die Wirren des Wildfangstreites und des lothringischen Krieges schienen ihm später diesen Schreckensruf zu deuten, — es sollte ihm in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts eine furchtbarere Deutung werden. Er erlebte sie nicht mehr, aber ahnend sah er sie voraus und diese Ahnung hat seine Empfindungswelt bis zur Stunde des Scheidens beherrscht.



Anmerkungen.

S. 1. A. 1. Es dürfte vielleicht kein uninteressanter Beitrag zur Kulturgeschichte jener Zeit sein, daß auf die Nachricht von dem Erscheinen dieses Kometen die Universität Altorf sich an ihren Astronomen Saxonius um Aufklärung wandte und dieser in einem ausführlichen (in meinem Besitze befindlichen) Schreiben vom 28. Oktober 1618 den geängsteten Professoren mittheilte, daß er zwei, freilich nicht ganz günstige Nächte hindurch den Kometen vergebens gesucht habe und dann fortfuhr: Suspicor famam alicunde ortam, a vulgo ita circumferri, qui propter motus hic illic ortos, signum aliquod e caelo videtur expectare; cum tamen, ob praesentes signorum effectus, signis nihil opus sit. Möglich wäre immerhin, daß er in Belgien, woher die Nachricht kam, gesehen worden wäre, quid igitur significet (si modo huiusmodi rebus significationem aliquam inesse credendum sit) Arabicus ille Albohazen Haly docebit, ubi in dissertatione sua de cometarum visione ita effatur: Si Stella crinita in Leone apparuerit, significat, quod Rex cuiusdam regionis morietur, et inimici ipsius laetabuntur .....

A. 2. Hierzu M. Ritter, die pfälzische Politik und die böhmische Königswahl 1619. Hist. Ztschr. Bd. 79, 239 ff.

S. 3. A. 1. Vergl. hierzu das Schreiben des Grafen Georg von Zollern an Herzog Max von Bayern: Wien, 4. Nov. 1620. (Münch. St.-Arch. K. schw. 413/55.) — Ueber die Verhandlungen, die Max von Bayern betreffs Uebertragung der Kur mit dem Papste führte, um durch ihn auf Ferdinand II. einwirken zu lassen vergl. die einschlägigen Stellen bei Schnitzer: Zur Politik des hl. Stuhles in der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. Liebevoll äußerte sich Papst Gregor XV. nicht gerade über Friedrich, so sagt er z. B. in einem Breve vom 25. Dez. 1621: patiemurne hoc tempore, dum latronum ille dux in latibulis adhuc delitescit . . . ?

A. 2. Hierzu Koser, der Kanzleienstreit 14 f. Noch 1648 war die Erregung über die Treulosigkeit derer, die Friedrich zum Zuge nach Böhmen angeregt hatten und ihn dann fallen ließen, so groß, daß die Städte auf dem Friedenskongreß ihre Bestrafung forderten, da Friedrich selbst hart genug gebüßt habe. Koch, Gesch. Ferdinands III. 2, 472.

S. 4. A. 1. M. St.-A. K. bl. 121/3. Georg Wilhelm von Brandenburg an Friedrich V.: Angerburg i. Pr. 19./29. Oktober 1620. Hierzu Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Relation des Gesandtschaftssekretärs de Cuyla über seine Sendung nach Dänemark an die Königin Marie Eleonore o. D. S. 585.

A. 2. Hierzu Borkowski, les mémoires du burgrave et comte Frédéric de Dohna . . . . . S. IV. Christoph v. Dohna an Solms: Küstrin, 27. Januar/6. Februar 1621 . . . nos finances sont espuisées . . . il n'y a rien pour payer les viandes ordinaires pour la Roine. Auch Benger, mémoirs of Elizabeth Stuart, queen of Bohemia. 2, 107.

S. 5. A. 1. Blaze de Bury, mémoirs of the princess Palatine . . Then Frederik disliked in the shape of Republikanism is not difficult to believe; but whatever may have been the conduct of the Dutch, whatever even the niggardliness of their behaviour in regard to the support the accarded to his family, the king, reflecting as he might have done that, without that support, he and his would have been literally deprived of all means of existence, can scarcely be justified in having so often repeated: Heaven deliver me from the canaille of Holland. Ueber das Verhältniß Friedrichs zu den Niederländern, das wohl eine eingehendere Untersuchung verdient, s. a. C. A. Müller, Forschungen zur deutschen Geschichte 3, 1. S. 460 f. Einzelnes auch Michelet, histoire de France 11, 456 und Aitzema, Saken van Staet en oorlogh 2, 531.

A. 2. Fiedler, Die Relationen der Botschafter Venedigs . . . I, 110. Der spanische Gesandte handelte dabei freilich nur aus Politik und nicht etwa dem Winterkönig zu Lieb und Dank. Spanien wollte sich durch seine Haltung die Neutralität des englischen Königs in dem spanisch-holländischen Kriege sichern. Ueber die Bestrebungen des Kaisers, wie des Papstes hier eine Aenderung herbeizuführen, s. Koser, der Kanzleienstreit 23 ff.

A. 3. Das Entlassungsdokument abgedruckt: Coleccion de documentos para la historia de España. 54, 282.

S. 6. A. 1. Hierzu besonders den Brief Christians an Friedrich aus Hadersleben, 22. November 1622. (M. St.-A. K. bl. 121/3.) . . . „Im Uebrigen möchten wir von Herzen wünschen, daß die consilia von Anbeginn wären anders dirigirt und solche weit ausstehende gefährliche Werke nicht angefangen worden“. . . Dazu auch Müller, Forschungen a. a. O. 468. Waitz, Urkunden u. a. Aktenstücke zur Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein unter dem oldenb. Hause. 2, 120 ff.

A. 2. L. Camerarius hatte diesen Glauben in Friedrich erweckt durch einen Brief aus Bremen vom 8./18. Mai 1622 (M. St.-A. K. bl. 121/3). Er schreibt darin von der Anwesenheit kaiserlicher Gesandter in Celle und im niedersächsischen Kreise und fährt fort: „Haben viel Ketten von Gold und Brief bei sich, damit die Räthe hin und wieder zu corrumpiren, welche ohne das dieser Ortten ad corruptiones geneigt sein . . .“

A. 3. Ein ausgesprochener Gegensatz hat trotzdem nie zwischen Ferdinand und der Liga bestanden. Hierzu Ritter, zur Geschichte Wallensteins 1625—29. Ztschr. für Geschichtswissenschaft 1890. S. 14 ff.

S. 7. A. 1. Fiedler, Korrespondenz des Pfalzgrafen Friedrich V. und seiner Gemahlin Elisabeth mit H. Matthias von Thurn. Da schreibt Friedrich am 9. November 1625 „wir ziehen fast alle Tag ufs Jagen . . .“ und wenige Tage vorher „ist mir wohl verdrußlich, die Zeit also in Müßiggang zuzubringen . .“

A. 2. Vergl. zu der Erziehung der Kinder: Schmidt, Erziehung der pfälzischen Wittelsbacher, passim. (Monumenta Germaniae paedagogica Bd. 19). Ueber den Stundenplan der kurfürstlichen Kinder im Haag, besonders das Er-

lernen der böhmischen Sprache s. Ordre establi par sa M^{té} de Boeme touchant l'education de M^r le Prince de Boheme, son fils aîné, Coll. Cam. 64 fol. 70. Dazu auch C. C. 65 fol. 30. — Die allmähliche Zurückführung der früheren Verhältnisse in Böhmen erfüllte die Mitglieder der alten Regierung mit Groll; so schreibt u. a. Kardinal Khlesl in einem eigenhändigen, als streng vertraulich bezeichneten, in meinem Besitze befindlichen Briefe (d. d. R m, 17. April 1627) an den Grafen Frankenburg (?): . . . Vertraulich möchte ich ghern wissen woher doch eruolgt das bey so beschafnen Victorien so Jr Mt. in Behaimb gehabt, Sy widerumb die alt Regierung, so dem Haus Oesterreich merckhlich schädlich gewesen de nouo eingefuert und Täglich continuiren . . .

A. 3. M. St.-A. K. schw. 359/73. Friedrich V. an seinen Residenten in Mannheim. Drusenheim 20./6. 1622. Nachdem er zunächst Auftrag gegeben, die in Heidelberg überflüssigen Geschütze, sowie den in den Kellern des Schlosses liegenden Wein nach Mannheim zu schaffen, fährt er fort: Ma femme a encores beaucoup des beaux pourtraits dans son cabinet, si vous en pouries retirer les plus beaux vous luy feries bien de plaisir cela se pourroit faire sous preteste qu'elle les desirat à la Haye . . . Damit hängt auch zusammen, daß man bei der Eroberung Heidelbergs 1623 über die geringe Anzahl der vorgefundenen Gemälde erstaunt war. Vergl. Huffschmid, zur Geschichte d. Heidelberger Schlosses S. 179. Ueber den Bau des Landhauses schreibt Elisabeth an Thurn, Haag, 31. Mai/10. Juni 1629 (Fiedler a. a. O. 38) le Roi batit un peu a Rene pour faire la maison un peu plus commode que lorsque vous l'avez veu, tout est en Engleterre comme de coutume . . . Ueber Rhenen auch Mittheil. zur Gesch. des Heidelberger Schlosses. Bd. 4 S. 96 ff. Kretzschmar, das kurpfälzische Schloß zu Rhenen.

A. 4. Treitschke nennt sie die eigentliche Central-Universität der protestantischen Welt. Politik 2, 245

S. 8. A. 1. Hierzu M. St.-A. K. bl. 121/3. Camerarius an Friedrich. (Bremen) 20./30. Juni 1622 . . . Dem römischen Reich ist es gar nicht reputirlich, daß ein Weib den Frieden im Reiche tractiren solle . . .

S. 9. A. 1. Ueber den Grund dieser Abneigung äußerte sich der Kaiser in einem Schreiben an den Kurfürsten von Köln: Straubing, 18. Juni 1630 (M. St.-A. K. bl. 122/2 I.) . . . sintemahl uns mehr dann wohlbekannt, daß er sich bei vergangener Rebellion in viel Wege hat brauchen lassen . . .

A. 2. Fürstl. Anhalt Geh. Cantzley S. 204.

A. 3. Die Briefe sind abgedruckt in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 32 S. 73 ff. Ueber ihre spätere Korrespondenz vergl. Münch. Hof- u. Staatsbibl. Collectio Cameriana 32.

S. 10. A. 1. Arend, Algemeene Geschiedenis des Vaderlands. III, 4.

A. 2. Hierzu Lünig, theatrum ceremoniale. S. 263.

A. 3. Calendar of State papers . . . of the reign of Charles I. Addenda S. 435. Sir Thomas Roe an die Königin von Böhmen: London, 1. März 1632 . . . we are satisfied of the safe arrival of the king of Bohemia with his troops, and of his cheerful reception and welcome from the brave king of Sweden, in despite of the rumour that he was neither expected nor could be grateful; a rumour so gross, that I do not believe it got any entrance into his Majesty or any wise man . . .

A. 4. Gardiner, court and times of Charles I. 2, 193. Sir George Gresley an Sir Thomas Puckering: Essexhouse, 14. November 1632 . . . The king of Bohemia is still in the Lower Palatinate, without any forces; and, as the letters speak, pro hospite agnoscitur in his own country . . .

A. 5. „Also zusagen exilii“ nennt Kaiser Ferdinand seinen Aufenthalt in einem, in meinem Besitz befindlichen, eigenhändigen Schreiben. (d. d. Wien, 24. Januar 1633) Wie der Papst in den Verheerungen Bayerns durch die Schweden eine Strafe des Himmels erblickte für den Ehrgeiz, mit dem Maximilian so freventlich an dem Pfälzer gehandelt, dazu Gregorovius, Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser. S. 69.

S. 12. A. 1. Schotel, de Winterkoning en zijn gezien. 103 f. . . . Meermalen hoorde men hem zeggen: „dat hij wel zag dat het Gods wil niet was, dat hij in zijn gebied herstel werd en dat hij in dien wil berustte . . .“ — Bis in seine letzten Stunden beschäftigte ihn der Gedanke an seine Kinder. Ehe er den Haag verlassen hatte, war eine seiner letzten Bitten an Elisabeth gewesen, für sie zu sorgen. C. C. 49. Elisabeth an Karl von England: Haag, 19./29. Dezember 1632 . . . La dernière prière que Frederic me fit à son partir d'icy ayant esté de faire tout ce que je pourrois pour eux ce que je veux aussi en tant qu'il me sera possible . . .

A. 2. Karl I. sandte seinem Schwager 16000 £ zur Anwerbung von 10000 Mann. Gardiner, the personal governement of Charles I. I, 251.

A. 3. C. C 74. Rusdorff an Elisabeth: 3. Juni 1634. Damals dachte auch Luise Juliane an die Heimkehr und L. Philipp wollte die Beisetzung beschleunigen, pour ne luy renouveller la playe. C. C. a. a. O. — Ueber das Nachfolg. vergl. Rusdorfii epistolae 134. Rusdorff an Curtius. Dieppe 4 kal. Sext. 1635.

A. 4. Dazu St. p. 1633/34 f. 13. Elisabeth an Roe: Haag 12./22. April 1633 . . . It was the first time that ever she was frighted; for it struck her so cold as ice, and the could neither cry, nor speak, nor eat, nor drink, nor sleep for three days. She tells him this, because he may have heard some extravagant lies. Auch Schotel, a. a. O. 105. Er schildert sehr lebendig, wie Elisabeth, die gerade gemalt wurde, die Todesnachricht aufnahm, wie man ihre Gemächer mit schwarzen Tüchern behängte und die königlichen und kurfürstlichen Wappenschilder an der Thür mit Flor verhüllte. Andr. Riesmunnus redivivus 197 ff. Ueber die Schicksale der Leiche des Winterkönigs s. a. den Briefwechsel zwischen Ludwig Philipp von Simmern und Karl Ludwig (M. St.-A. K. bl. 622/4ª).

S. 13 A. 1. C. C. 49 f. 30. Elisabeth an Karl: Haag, 19./29. Dez. 1632.

A. 2. Opel, Elisabeth Stuart, Königin von Böhmen, Kurfürstin von der Pfalz Histor. Ztschr. 23, 290. — Ueber die Beziehungen des Winterkönigs zu ihm, Büttinghausen, Beitr. 1, 20.

S. 14. A. 1. Hierzu Lünig, Reden großer Herren. 4, 294 ff.

S. 15. A. 1. Zu den Absichten Frankreichs auf Philippsburg und ihre Beweggründe, vergl. auch Fagniez, le père Joseph et Richelieu. 2, 144 f. 150, auch Bougeant, histoire des guerres et des négociations . . 229. Knipschaar, Kurfürst Philipp Christoph von Trier, 12 ff., auch C. C. 25. L. Camerarius an Rusdorf: (Delft, 1. Dezember 1635), der aus der Beeinflussung Frankreichs durch den Papst Schlimmes für die Pfalz erwartete. Wie Elisabeth in dem Verhalten

Frankreichs eine Anerkennung der kaiserlichen Acht erblickte, s. Gardiner, pers. gov. 2, 188.

A. 2. Gardiner, history of England 7, 349.

S. 16. A. 1. Gardiner, history 7, 350 f., dann C. C. 74. Rusdorf an Luise Juliane: 10/20. Mai 1634; die kurpfälzischen Räthe an Elisabeth: Frankenthal, 2./12. Januar 1635. Karl Ludwig hegte damals sogar den Gedanken, persönlich nach Frankreich zu reisen und dem dortigen Hofe näher zu treten, gab ihn aber auf, als Elisabeth fürchtete, durch eine solche Reise die deutschen Protestanten zu verletzen, C. C. 74. Rusdorf an Pfalzgraf Johann von Zweibrücken: Frankenthal, 27. Oktober 1634.

A. 2. St. p. 1633/34 S. 254. John Dinley an Roe: Haag, 19./29. Oktober 1633 . . . The sweet Elector . . . is ready to leap on horseback whensoever his uncle shall command him . . . Auch St. p. 1635/36 S. 141. Elisabeth an den Erzbischof Laud: Haag, 1./11. Januar 1636 . . . by this time he will find her son's willingness to comply with the king, her brother, in all things.

S. 17. A. 1. Siehe hierüber die gereizte Korrespondenz zwischen beiden. C. C. 48 f. 167 ff., dann auch Einzelnes C. C. 74. — Gundling, vollständiger discours über den westfälischen Frieden. S. 163. Wie Oxenstierna durch sein hochmüthiges Wesen auch andere Stände verletzte, darüber Fagniez, a. a. O. 2, 167.

A. 2. Dies und das Folgende beruht zumeist auf den Korrespondenzen im 74. Bande der Coll. Cam.

S. 19. A. 1. St. p. 1633/35 S. 254. John Dinley an Sir Francis Nethersole: . . . The Elector . . . has brought . . . such a spirit as seems fit to command an army; any great design may be built upon him.

A. 2. C. C. 74. Rusdorf an Elisabeth: Heidelberg, 19. April/9. Mai 1634. Der Administrator ist nicht in Frankfurt gewesen que venant à l'assemblée il seroit postposée au chancellier Oxenstierna . . . ce qui pourroit apporter préjudice et à sa personne et à la préeminence de la maison electorale Palatine. Hätte außerdem allem zustimmen müssen, was der Kanzler und die übrigen dort versammelten Fürsten für gut befunden hätten. Durch seine Abwesenheit war dem vorgebeugt. Dann fügt er hinzu: Je veois neantmoins que le naturel de ce bon prince est tel, qu'il aime d'estre retiré.

A. 3. C. C. 74. Rusdorf an Elisabeth: Frankfurt 20./30. April 1634.

S. 20. A. 1. Hierzu Pribram, Franz Paul Freiherr v. Lisola und die Politik seiner Zeit. S. 383.

A. 2. Gardiner, personal governement 2, 179.

A. 3. Betr. der englisch-französischen Bündnißverhandlungen, die ich in meiner Darstellung nur berühren kann, verweise ich auf die Studie von Vigier: La politique extérieure du Cardinal de Richelieu. Revue des questions historiques 45, 481 ff. Auch Fagniez, 347 ff. Clarendon, state papers 1, 214 u. a.

A. 4. Epist. Rusd. 109.

A. 5. Revue des questions histor. 45, 504.

S. 21. A. 1. St. p. 1635 S. 289; Erzbischof Laud an Elisabeth: o. O. 22. Juli 1635; 1635/36 S. 367 Elisabeth an Roe: Haag, 14./24. April 1636.

A. 2. C. C. 74 f. 97. Karl an Elisabeth: 17. Januar 1635. Rusdorf an Justel: London, 6. Januar/27. Dezember 1635/36.

A. 3. Fagniez, a. a. O. 2, 180.

A. 4. St. p. 1635 S. 368. Elisabeth an Laud: Rhenen, 5./15. September 1635; S. 415 Laud an Elisabeth: Croydon, 6. Oktober 1635.

A. 5. Hiezu St. p. 1635/36 f. 525. Elisabeth an Erzbischof Laud: Haag, 1./11. Juni 1636 . . . For her dislike of the king's sending to the Emperor, it was as much for his honour, and not that she distrusts his intentions, for the Emperor having deluded the king, her father, and now him these sixteen years. the thought the king had no cause to try his falsehood further, and that it was not much to his honour. Ihr Verhältniß zu Arundel ebendort 351. 373. Bromley, letters S. 303 ff. Karl Ludwig an Elisabeth: 25. April.

S. 22. A. 1. St. p. 1636/37 f. 76. Elisabeth an Erzbischof Laud: Haag, 27. Juli/6. August 1636 . . . as a woman and a Christian, she would rather decide it by peace, but she has lived so long amongst soldiers and war, as it makes one to her as easy as the other, and as familiar . . . Ueber das Vorstehende auch Levassor, histoire de règne du Louis XIII. 9, 109; Spanheim, mém. de Louise Juliane 388.

S. 23. A. 1. C. C. 74. Rusdorf an Pfalzgrafen Ludwig Philipp: Rhenen, 19. Oktober 1635. Rusdorfii cons. et negotia publica. 387 ff.

A. 2. Hierzu Clarendon, State papers II, 386. C. C. 46, fol. 230. Ueber die Zurückhaltung der Generalstaaten s. a. M. St.-A. K. schw. 6/1. Richel an Kurfürst Maximilian: Regensburg, 21. Oktober 1636.

S. 24. A. 1. Gardiner, history 8, 99. Elizabeth trusted that her son's innocent boyish face would work wonders at Whitehall . . . vergl. hierzu d'Ewes, letters. 227. Rob. Stone an d'Ewes. o. O. 1636. Karl I. will für den Kurfürst thätig sein. If God be pleased to streng then him in his innocence and prosper his designes, he may perchance gall his ennemies and finde the Palatinat at sea. In derselben Zeit schrieb Rusdorf seine verzweifelten Briefe über das haltlose Leben des Kurfürsten! Zu der Reise Karl Ludwigs s bes. die Briefe Elisabeths an Laud: Rhenen, 28. Sept./8. Okt. 1635 (St. p 1635 S. 400), und an Vane: Rhenen, 18./28. Okt. (a. a. O. 435), worin sie ihn der Fürsorge dieser Männer empfiehlt; dann John Dury an Roe: Haag, 18./28. Oktober (a. a. O. 436). Ueber die Zuneigung Karls zu seinem Neffen vergl. Roe an Elisabeth: o. O. 1. Mai 1636 (St. p. 1635/36 S. 402) . . . he gains upon his Majesty's affection by assiduity and diligent attendance, so much that it is expressed to him by embracings and kissings, and all signs of love, and Roe doubts not, that he shall see it in right effects.

S. 25. A. 1. Hierzu Casparson, Nachrichten von der Person und dem Leben Johann Joach. v. Rusdorf. S. 50 ff.

A. 2. St. p. 1636/37 S. 246. Roe an Elisabeth: Cranford, 28. Dezember 1636 . . . as a cloud over their ennemies, and a light of hope to their friends.

S. 26. A. 1. St. p. 1635/36 S 533. Elisabeth an Roe: o. O. 4. Juni 1636 C. C. 25. L. Camerarius an Rusdorf: Delft, 4./14. Januar 1636.

A. 2. Bromley, letters S. 68. Karl Ludwig an Elisabeth: Hampton-Court, 16. Mai 1636.

S. 27. A. 1. Ranke, WW. 15, 244. St. p. 1635/36 f. 342.

A. 2. Arend a. a. O. 75.

A. 3. M. Rooses, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool 472. Panzani weilte damals in London, um eine Vereinigung der römischen und englischen Hochkirche herbeizuführen. Monumenta pietatis II, 470 ff. Discours considérable de l'estat de la réligion en Angleterre et de la reconciliation avec Rome.

A. 4. C C. 74. Rusdorf an Karl Ludwig: o. O. u. D.

S. 28. A. 1. Hierzu M. St.-A. 301/28. Maximilian von Bayern an seine Gesandten in Regensburg: München, 27. September 1641.

A. 2. M. St.-A. K bl. 122/21. „was mir der kurkölnische Agent ... am 18./28. Dezember 1629 vertraut hat." (Der Kurfürst von Köln an den Agenten van der Veecken). Vergl. hierzu auch Gindely: Friedrich von der Pfalz, der ehemalige Winterkönig von Böhmen seit dem Regensburger Deputationstag vom Jahre 1622 bis zu seinem Tode (in den Abh. der böhm. Ak. der Wissenschaft 6. Folge XII. Bd.). Erwähnt, wie Maximilian 1624 im Hinblick auf seine kinderlose Ehe eine Verbindung der beiden Pfälzer Linien durch Vermählung des ältesten Sohnes Friedrichs mit der Tochter seines Bruders Albrecht herbei führen und sich selbst den Dank Friedrichs für die Wiederherstellung des Pfälzer Hauses verdienen wollte.

S. 29. A. 1. Randbemerkung Maximilians auf einem Bericht seines Agenten Radolt in London (d. d. 6. Juni 1636 M. St.-A. K. schw. 6/1), worin dieser dem Kurfürsten den Entschluß des Parlamentes mittheilt, vom Könige mit Gewalt zu erzwingen, was gutwilligem Fordern verweigert wird.

A. 2. Arend a. a. O. 81. de Boer, die Friedensunterhandlungen zwischen Spanien und Holland 1632/33 S. 13. Hierzu auch Europäischer Mercurius historicus. II, 94.

S. 30. A. 1. M. St.-A. K. schw. 6/1. Der spanische Gesandte in London Conde de Oñate et de Villa Mediana an den Gesandten in Wien Marques de Castañeda: Chelsi, 20. März 1637.

S. 31. A. 1. St. p. 1636/37 f. 249. Roe an Karl Ludwig: Cranford, 31. Dezember 1636.

A. 2. St. p. 1636/37 S. 559. Elisabeth an Roe: Haag, 6./16. April 1637 ... Sees from what Roe writes that the king thinks his honour is engaged not to break with Spain. The thinks his honour is more engaged to break, since when he made the peace he promised it should not stand if the Palatinate was not restored ...

A. 3. C.C. 49 f 68. Karl Ludwig an Rusdorf: London, 7. Dezember 1635 ... hatt der spanisch Agent bey dem König angehalten, umb mich zu besuchen, verheißendt er wolle mir den titul geben, wie es der König begert. Ich sehe nit, waß sie damit meinen, als den Franzosen die jalousie zu vermehren. Also thutt ein teuffel guts dem andern zu trutz. — Wie richtig Karl Ludwig über die spanische Gesinnung urtheilte, geht auch aus einer (allerdings etwas späteren) Denkschrift des Grafen Olivares an König Philipp IV. hervor, worin er die Kurfürsten von der Pfalz und von Trier „traidores entrambos y condenados portales del Imperio" nennt, nachdem er kurz vorher gesagt (mit Beziehung auf den Herzog von Lothringen): quánta desigualdad es restituir á un Príncipe desposeído, fiel á su señor natural, ó bien á uno expresamente traidor

y también desposeido, haciéndose en lo uno dos acciones. (Canovas del Castillo a. a. O. 7, 422.)

A. 4. Rev. d. quest. hist. 45, 512.

S. 32. A. 1. M. St.-A. K. schw. 6/1. Der span. Gesandte in London an den spanischen Gesandten in Wien: Chelsi, 20. März 1637.

A. 2. Hierzu Groen van Prinsterer, archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. 2. Serie Bd. 3, 100 LXIII.

A. 3. St. p. 1636/37 S. 559. Elisabeth an Roe: Haag, 6./16. April 1637 . . . beggars must be no choosers.

S. 33. A. 1. Spanheim, mém. 334, 356; C. C. 46 fol. 216. Schreiben aus London 2./12. Juni 1637.

Seite 34. A. 1. St. p. 1636/37 Elisabeth an Roe: Haag, 18./28. Nov. 1636.

A. 2. Bromley, letters. S. 87. Karl Ludwig an Elisabeth: Whitehall, 15./5. Juni 1637.

S. 34. A. 3. Hierzu St. p. 1636/37 f. 249. Sir Th. Roe an Karl Ludwig: Cranford, 31. Dez. 1636.

S. 35. A. 1. Bromley, a. a. O. Karl Ludwig an seine Mutter: Greenwich, 12./22. Juni 1637 . . . This is the second time I am urged to this journey, so that I cannot eschew it, but must seem to be very satisfied of which I beseech your Majesty to make show too: yet I will not go before I have all in writing, which the king promised me I should. Auch St. p. 1637 S. 287; News-letter of C. Rossingham . . . Before te Prince Elector's going, the King declared to him that but for his business he was the happiest King or Prince in all Christendom, which is most true. Zum Abschied schrieb ihm Karl I. (Oatland 20. Juli 1637) . . . Your absence shall nether make me forgett you nor your business which I hope is lyke to goe on reasonable well. M. H.-A. 1032.

A. 2. Ueber diese Fahrt interessante Einzelheiten in den State papers; bes. 1637, S. 218, 216, 283, 307. 1637/38 S. 82, 86.

Seite 37. A. 1. Melander an den Baumeister Johann Faulhaber in Ulm: (eigenhändig; in meinem Besitz.) Haag, 5. April 1632 . . . mich belanget soll der Herr wissen, als das ich willens gewesen, ihr konig. Maj. zu schweden uff zuwarten und zu sehn, ob er mich wolle gebrauchen, insgleichen were ich auch mit ihr Maj. von Boheme gern hinausgezogen, wie er dan begert, hat aber ihr F. Gn. gantz nicht darzu wollen verstehen, und an mich zum offtermal begehrt, ich solle nur mit ihme ins felt ziehen, er wolle vor mich alles thun was ihme möglich seye . . .

A. 2. C. C. 30 S. 131. Oxenstierna an L. Camerarius: Haag, 14./24. Okt. 1636. „Singula bene ac pendenter abs te monita animadverti in Sac. Reg. M^tis regnique usum ac emolumentum, dum perducis eum (electorem) ad fortiora consilia et ea media, quibus suae restitutioni atque inde dependenti securitati ac dignitati prospiciat, capescenda. Quot si armis propriis et solis tibi recte consulere posse arbitretur, fortunam suam experiatur . . .

S. 38. A. 1. Arend, allgemeene Geschiedenis des Vaderlands. 101, 103.

A. 2. M. St.-A. K. schw. 301/28. „Zeittung aus Dänemark." Undatirt, aber hierhin gehörig.

A. 3. C. C. 57 f. 126. Karl Ludwig an die Generalstaaten Arnheim 1. August 1638.

S. **39**. A. 1. Oxenstiernas Skrifter II, 6, 570. Banér an Oxenstierna. Vor allem waren dem schwedischen Lutheraner die im Dienst Karl Ludwigs befindlichen Reformirten zuwider.

A. 2. J. F. Reigers, ausgelöschte Chur-Pfaltz-Simmer'sche Stammslinie. S. 114. Carve, Reyßbüchlein, 255 ff.

S. **40**. A. 1. Ueber die Gefangenschaft Rupprechts handelt ausführlich Warburton a. a. O. 1,90 ff. Auf den Rath Karls, der Conversion Rupprechts im Interesse seiner Zukunft beizustimmen, erwiderte Elisabeth (ebendort 91, Anm. 2): „I would rather strangle my children with my own hands." Noch nach langen Jahren rühmte seine jüngste Schwester, die Kurfürstin Sophie von Hannover seine Glaubensfestigkeit und als man an der Bekenntnißtreue eines ihrer Söhne zweifelte, schrieb sie . . . mon second fils (Friedrich August) . . . a trop de son oncle, le prince Rupert, pour n'être pas ferme dans sa réligion. Burnet's Leben S. 82. Zu der Gefangenschaft Rupprecht's s. a. Benger 2, 330. Bromley, letters 41.

A. 2. Koch, a. a. O. 1, 94.

A. 3. Hierzu Schäfer, dänische Geschichte, Bd. 5, Cap. 6, 587 ff.

A. 4. St. p. 1637/38 S. 535. G. T. (?) an Messrs. Lamaghi: o. O. 28. Juni 1638. Die Schotten stellten damals die Forderung, ihnen die katholisirenden Glieder der englischen Kirche auszuliefern und fügten dieser Forderung hinzu: that it was feared that if the king endeavoured to suppress them by force they would call in the Prince Palatine to be their king . . .

S. **41**. A. 1. S. hierzu und zu dem Folgenden die Briefe von Hugo Grotius an Oxenstierna aus jener Zeit. Oxenstiernas Skrifter II, 2. — Ueber das Testament Bernhards s. Aubery, mémoires II, 419.

A. 2. Ueber die Haltung und den Eifer Elisabeths in dieser Zeit siehe Gonzenbach, der General H. L. von Erlach 1, 418.

S. **42**. A. 1. Arend, III, 5, 192.

A. 2. Wundt, Versuch einer Geschichte des Lebens und der Regierung Karl Ludwigs, Kurf. v. d. Pfalz, Beil. 7.

A. 3. So schrieb Hugo Grotius an Oxenstierna (Ox. Skr. II, 2. Paris 12./22. Okt. 1639) . . . Electori Palatino pecunia data est; sed is ipse, ubi opus est, non apparet.

A. 4. Crave, Reyßbüchlein 126, 331. König Karl hatte streng verboten, daß einer seiner Unterthanen zugleich mit Karl Ludwig England verlasse. St. p. 1639/40 f. 7. Sekr. Windebank an J. Pennington. Drury Lane. 3. Okt. 1639.

S. **43**. A. 1. Crave, a. a. O. 129.

A. 2. Canovas del Castillo, a. a. O. 7, 396 ff. De lo que ha pasado en la negociación secreta que ha traido Mos. de Pujol en esta corte en orden á la paz entre las dos coronas de España y Francia.

A. 3. Pribram, Lisola 13.

A. 4. Elisabeth Charlotte an Raugräfin Luise: St. Cloud 5. Febr. 1722. (Bibl. d. litt. Ver. 157 S. 320.) „Ich weiß nicht, ob Ihr nie ahn J. G. den churfürsten, unßere Herrn Vattern, habt verzehlen hören, wie monsieur de

Grillon zu J. G. f. gesagt. Alß er ihn zu Vincene ins gefängniß setzt, sagte er: „tenes voicy vostre logement! prenes y patiance en enragent.“

S. 44. A. 1. St. p. 1639/40. Sir R. Cave an Roe. Westminster, 10. Jan. 1640 . . . the king has, according to the Queen of Bohemia's desires, forbidden the Earl of Leicester to treat of anything else until the Prince Elector be set at liberty . . .

S. 44. A. 2. d'Avaux, lettres inédites 88. Christian IV an Elisabeth o. O. u. D. C. C. 33 f. 283.

S. 45. A. 1. Hierzu C. C. 30 fol. 99. Oxenstierna an Ludwig Camerarius: Vermanniae, 21. Dez. 1639. Elisabeth hat wegen Freilassung Karl Ludwigs an Schweden geschrieben. Schweden hat Grotius mit dem Weiteren beauftragt . . . ea quidem quae scripta sunt regi, videbuntur fortasse reginae paulo mitiora, sed quae abs te excusari poterunt, quod parum proficl possit ad liberationem principis durioribus, cum adhuc detineatur Princeps; haec eo fine scripta, ut fructum habitura speremus, et integrum iuxta sit Electori post liberationem facere, quod visum ei fuerit. Auch Levassor, a. a. O. 10, 88. Oxenstiernas Skrifter, II, 2, 664. Grotius an Oxenstierna. Paris, 12. Nov. 1639. S. zu dem Vorstehenden Groen v. Prinsterer II, 3 LXXIV ff.; 172. Dann auch Rev. hist. 1885, S. 315.

A 2 Levassor, a. a. O. 10, 86 ff. Hierzu auch St. p. 1639/40 f. 428 Karl Ludwig an den engl. Gesandten Leicester (5./15) Febr. 1640 ebendort f. 550 Karl Ludwig an Roe: Paris 14./24. März und f. 571. Elisabeth an Roe: Haag, 23. März/2. April 1640, wo sie auf die Versprechung Ludwigs hin „that I shall now see what he will do for me“ kurz und bündig erwidert: „I believe all I see, and no more.“

A. 3. Ueber den Empfang Karl Ludwigs durch den französ. König s. Lünig, theatr. cerem. 219 ff. Bernhard von Weimar hatte sich in Gegenwart des Königs bedecken dürfen; als Leicester für den Neffen seines Königs die gleiche Gunst nachsuchte, erwiderte man ihm „that the duke of Weymar surprised the king who presently took of his hat, to oblige the duke to do the same. Ranke, frz. Gesch. 2, 478 f.

S. 46. A. 1. Bromley, letters 46, Karl Ludwig an Elisabeth: Paris, 12. Mai 1640. Ranke, engl. Geschichte Analekta VII.

A. 2. St. p. 1640 f. 26. Elisabeth an Roe: Haag, 13./23. April 1640 f. 168. Paris, 15./25 Mài 1640. Sir Richard Cave an Secr. Vane. Der König hatte sich besonders gekränkt gefühlt, daß in dem französischen Schreiben für Karl Ludwig die Wendung gebraucht war, er solle retourner pour rendre compte. Dazu Revue hist. Bd. 27. S. 327.

S. 47. A. 1. St. p. 1640 f. 320. Karl Ludwig an Roe: Paris 12./22. Juni 1640

S. 48. A. 1. Ueber die Gründe dieser Verzögerung s. St. p. 1640 f. 510 f. John Dury an Roe: Hamburg 24. Juli 1640.

A. 2. So gaben einst die kurmainzischen Gesandten den kursächsischen ein Festmahl, wobei diese „stattlich tractiret, ihnen über 60 Speisen vorgesetzt wurden, ohne Fleisch, da Fastenzeit war und ihnen „vinum generosissium“ gereicht wurde. Zu dieser Ueppigkeit bemerkt der kurbrandenburgische Gesandte v. Löben in seinem Tagebuche: Welches ich darum hier angemerket, daß mich itzo so stattlich zu tractiren, da das ganze Reich deutscher Nation in Blut schwimmet

und gänzlich ruiniret ist, nicht de tempore zu sein bedünket. (Gesandtschaftstagebücher Joh. Frdr.'s v. Löben. Urk. und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1, 779. — Ueber die Verarmung der Stadt Regensburg s. Philippi, dreißigjähriger Krieg 31.

S. **49**. A. 1. S. hierzu und dem Nachfolgenden Revue hist. a. a. O. und die Berichte der kurbayr. Gesandten an Maximilian M. St.-A. K. bl. 301/28.

S. **50**. A. 1. St. p. 1641/40. Vane an Roe: Whitehall, 9. Juli 1641; Cave an Roe: Covent Garden, 20. Aug. 1641; John Earl of Bristol an Roe: Scherborne, 28. Aug. 1641. Ueber das englische Straßen- und vor allem Kaffeehausleben damaliger Zeit s. neben Macaulay bes. Böddeker, die öffentliche Meinung in England.

A. 2. Pribram, Lisola 32.

S. **52**. A. 1. Gardiner, a. a. O. IX, 90; 262; auch (und für das Folgende) St. p. 1640/41, 493 . . . Auch Evelyn, diary 4, 328 f. Hierzu und dem Folgenden s. die Aktenstücke bei Groen van Prinsterer, archives de la maison d'Orange-Nassau II, 3 passim, auch Aitzema. Ueber das Verhältniß Karl Ludwigs zu seinen englischen Verwandten s. Green, letters of queen Henrietta Maria . . . Einl. S. 50. Auch für die spätere Zeit Bromley 151. Und doch besserte sich späterhin das Verhältniß zwischen der Königin und dem Kurfürsten. Als Karl Ludwig erst wieder in kaiserlicher Gunst stand, häuften sich zärtliche Briefe der Königin bei ihm, die freilich alle von dem Grundgedanken durchzogen wurden, durch seine Vermittlung die kaiserliche Unterstützung zur Wiedergewinnung des englischen Thrones zu erhalten. Hierzu M. H.-A. 1032.

S. **54**. A. 1. Hierzu auch Clarendon, history of rebellion, 6,231.

A. 2. Schmidt. Ein Kalvinist als kaiserlicher Feldmarschall. S. 27. f. St. p. 1641/43 f. 17. Karl Ludwig an Roe: Whitehall, 18./28. Juni 1641. Melander hatte die hessischen Dienste verlassen „because the landgrave would not follow his counsels, dann allerdings auch, weil er sich nicht in alle seine Operationen von einer Frau einreden lassen wollte. Karl Ludwig an Lewe: Haag, 1. Okt. 1640. M. H.-A. 1032.

S. **55**. A. 1. Zu diesen Befürchtungen vergl. auch die Denkschrift kurbayerischer Räthe an Maximilian v. J. 1629 bei Döberl, Bayern und Frankreich vornehmlich unter Kurfürst Ferdinand Maria. S. 20 f.

S. **56**. A. 1. Zu dem Folgenden die Akten M. St.-A. K. schw. 301/28.

A. 2. Hierzu die Berichte des bayerischen Gesandten in Regensburg an Maximilian aus dem April 1641. M. St.-A. 301/28.

S. **57**. A. 1. Urkunden und Aktenstücke 1, 554. Aehnlich urtheilte auch die Prinzessin Elisabeth. St. p. 1641/43. Elisabeth an Roe: o. O. 29. Nov./9. Dez. 1641.

A. 2. Hierzu die einschlägigen Notizen bei Koch, a. a. O. Bd. 1.

S. **58**. A. 1. Koch, a. a. O. 1, 98.

S. **59**. A. 1. Hierzu wie zu dem Folgenden die Korrespondenz Maximilians mit seinem Gesandten Richel. M. St.-A. K. bl. 310/28. Die Abneigung Maximilians gegen Rupprecht wurde von seinem Wiener Gesandten nicht getheilt, der im Gegentheil eine gewisse Sympathie für ihn empfand. In einem Bericht vom 25. November 1641 (M. St.-A. K. schw. 301/5) schilderte er das Aeußere des Pfälzers als bleich und „der Farb nach mehr einem todten als lebendigen Menschen gleich. Würr vernemmen, daß Er dem Ballspielen ohne alle zihl und maß ergeben, und wann Er sich darmit auf daß eußerst erhizt, so pfleg Er un-

abgekielt, in die hize starckhe drünckh zu thuen; daher wollen etliche vermuthen, Er werds nit lang so treiben könden, sondern unversehends diesen seinen übermeßigen lußt mit dem Leben bezahlen müßen". Was seine Haftentlassung betrifft, so wirft der Gesandte die Frage auf, zu wessen Schaden sie sei und zu wessen Nutzen die Fortdauer der Gefangenschaft.

A. 2. Koch, a. a. O. 1, 330.

A. 3. M. St.-A. K. schw. 301/5. Die bayrischen Gesandten in Wien an Maximilian: Wien, 20. November 1641.

S. 60. A. 1. St. p. 1641/43 f. 140. Elisabeth an Roe: Haag, 18. 28. Oktober 1641.

S. 61. A. 1. St. p. 1641/43. Karl Ludwig an Roe: Haag, 6. Oktober 1642 . . . it is impossible either for the Queen my mother, or myself to bridle my brother's youth and fieryness at so great a distance, and in the employment he has. It were a great indiscretion in any to expect it, and an injustice to blame us for things beyond ur help.

S. 62. A. 1. M. St.-A. K. bl 123/4. Karl Ludwig an seine Gesandten Peblis und Spina: S'Gravenhage o. D.

A. 2. Revue hist. a. a. O. 328.

S. 63. A. 1. M. St.-A. K. bl. 123/4. Chavigny an Karl Ludwig: Ruel, 16. Dezember 1641.

S. 64. A. 1. Hierzu Jüdel, Verhandlungen über die Kurpfalz und die pfälzische Kurwürde vom Oktober 1641—Juli 1642. S. 20, 22, 23, 27.

A. 2. M. St.-A. w. bl. 123/4. Peblis an Karl Ludwig: Regensburg, 10./20. Juli 1642. Es steht schlecht um die Aussichten auf Pfalz. Solange M. lebt, weicht er für seine ganze Linie nicht aus der Pfalz. Betrogen ist auch, wer glaubt, daß Oesterreich zu Gunsten von Pfalz etwas thun. „Sie haben das Hertz nicht, den er ist ihr Meister und müssen sie thun, was er will und in religionssachen zwingen sie der bäbstliche Nuntius und die Jesuiten . . ." Auch schw. 301/28. Kardinal Barberini an den Nuntius: Rom, 7. September 1641.

S. 65. A. 1. Jüdel, a. a. O. 25.

A. 2. 1641/43 f. 90. Elisabeth an Roe: Haag, 16./26. August 1641. „I see no reason, that the duke of Bavaria should demand any money of us for keeping our country from us, he having enjoyed the profit all this fine . . .

A. 3. M. St.-A. K. bl. 123/4. Peblis und Spina an Karl Ludwig: Wien, 19./29. März 1642.

S. 66. A. 1. Ueber die flandrische Schuld s. das einschlägige Material bei Koch, a. a. O.

S. 67. A. 1. K. bl. 122/2I. Was mir der kurkölnische Agent . . . am 18./28. Dezember 1629 vertraulich communicirt hat. s. o. S. 28 A. 2. St. p. 1641/43. York, 13./23. April.

A. 2. Zu dem Vorstehenden die entsprechenden Aktenstücke K. bl. 123/4 u. Blesch, Restitution der Pfalz und Beziehungen Karl Ludwigs zu England. passim.

A. 3. St. p. 1641/43 f. 326. Karl Ludwig an Roe: York, 18. Mai 1642.

A. 4. M. St.-A. K. bl. 123/4. Korresp. Karl Ludwigs mit seinen Gesandten. Dazu St. p. 1641/43 S. 305. Karl Ludwig an Roe: York, 13./23. April 1642.

S. **68.** A. 1. K. bl. 123/4. Karl Ludwig an Christine von Schweden: Haag, 9. September 1642.

A. 2. Hierzu Rast, R. Die bayrische Politik in den Jahren 1640—45. I. die bayr.-franz. Konferenz in Einsiedeln.

A. 3. Stöckert, die Admission der deutschen Reichsstände zum westfälischen Friedenskongreß

S. **69.** A. 1. Die Briefe Karl Ludwigs M. St.-A. K. bl. 123/4. In erster Linie hatte Karl Ludwig sich an Schweden, Hessen-Kassel, Brandenburg und Braunschweig gewandt, die zunächst zu einer reassumtion der Traktaten riethen.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 123/4. Karl Ludwig an Brandenburg: Haag. 23./13. Juni 1643.

S. **70.** A. 1. M. St.-A. K. schw. 301/28. Die kurbayr. Gesandten in Regensburg an Maximilian: Regensburg, 16./8. 1642.

A. 2. Nebst eigenen flehentlichen Schreiben an Brandenburg hatte Karl Ludwig auch Dänemark um seine Vermittlung bei Brandenburg gebeten. K. bl. 123/4. Karl Ludwig an Christian IV.: o. O. 7. Okt. 1642. Stöckert, Admission 11. Urk. und Akten 1, 808.

S. **71.** A. 1. Rast, a. a. O. 21.

A. 2. Négotiations secrètes 2, 150, 171, 225. Die einschlägigen Stellen auch bei Meiern, acta pacis westfal. dann M. H.-A. 1023. Extr. Cam. Schreiben 1./11. Oktober 1644.

A. 3. M. H.-A. 1023. Der kurpfälzische Rath Moritz an Karl Ludwig, o. O. u. D. „am französischen Hofe muß man fortgesetzt arbeiten. Die Jesuiten dort sind gut bayrisch."

S. **72.** A. 1. Négot. secr. 2, 150.

A. 2. „God made them as stubble to our swords." Firth, Cromwell 109.

S. **73.** A. 1. H.-A. 1023. Moritz an Karl Ludwig: Haag, 1. Dez. 1644. Im Haag war die Nachricht verbreitet, „que le Parlement estoit resolu d'establir le plus jeune fils de Charles I. senescal de l'Angleterre" und sich selbst als dessen Vormund. Dazu auch Ranke, Engl. Geschichte. Anal. VIII. 159 f.

A. 2. Ueber die Nothlage der Böhmenkönigin s. M. H.-A. 1023. Moritz an Karl Ludwig: Haag, 13. Oktober 1644.

A. 3. H.-A. 1023. Im Oktober 1644 schreibt Moritz dem Kurfürsten, daß Elisabeth zahlreiche Personen ihrer Hofhaltung entlassen habe und fügt hinzu, daß bei der Ungeduld ihrer Gläubiger eine Hülfe durch das Parlament nicht mehr zu umgehen sei. Auch im März 1645 wiederholt Moritz seine Forderungen an Karl Ludwig. Die Generalstaaten haben bereits 6000 Gld. in Wechseln bezahlt, Gernand hat ihr auch 3000 geliehen „wan Ihrer kgl. Maj. nicht bald aus England geholfen wird, so werde sie lenger nit bestehen können."

S. **74.** A. 1. M. H.-A. 1023. Moritz an Karl Ludwig: Haag, 20./30. März 1645. In Groningen, wo die 4000 Gld. Jahrespension von Karl Ludwig zu erheben sind, herrschen Differenzen im Rath. Keiner will die Auszahlung an ihn unterschreiben, daher die Verzögerung. — Ueber die Beerdigung von Luise Juliane, die von den lutherischen Predigern in Königsberg gern verhindert worden wäre, Karl Ludwig an Pfalzgrafen Ludwig Philipp: Whitehall, 20./30. September 1644. Die Beisetzung kostete 2000 Thlr., die, wenn Brandenburg sie nicht zahle, von ihnen beiden gezahlt werden müßten.

20*

A. 2. Revue hist. a. a. O., S. 348.

A. 3. Ebendort. Dann Sir R. Brown an Lord Jermyn: Paris, 19. Aug. 1644. Diary and correspondence of J. Evelyn, F. R. S. 4, 344.

A. 4. Clarendon, history of rebellion 7, 414. Brosch, Bolingbroke 236 ff.

S. 75. A. 1. H.-A. 1032. Dort auch der Brief Karls an den Kurfürsten: Tavestock, 17. September 1644, mit der Frage, warum er nach England gekommen, der die geringschätzige Bemerkung enthält: the consideration of Your Mothers Sone is the cheefe (I may say the only) cause of this my curiosity. Karl Ludwig antwortete darauf: (Whitehall, 16. Okt. 1644), daß er die Gründe seines Kommens bereits dem englischen Gesandten Boswell dargelegt (s. S. 74 A. 3) und bemerkte weiter, er habe bei seiner Ankunft so viel Bosheit gefunden, daß er sich verpflichtet gefühlt, to deliver both houses of Parliament such reasons of my coming hither. Er bestreitet aber irgendwie, die Liebe und Ehrfurcht zu seinen Oheim verletzt zu haben. Auch Busworth, historical collect. 5, 459, und Forster, the statesmen of the commonwealth of England, S. 80 ff.

A. 2. Revue hist. a. a. O. 349

A. 3. Ebendort.

S. 76. A. 1. Warburton, mémoirs of Prince Rupert and the cavaliers 3, 124. Benger, mém. 2, 372.

A. 2. Benger, 2, 381. Blaze de Bury, mémoirs of the princess Palatine. 231.

A. 3. Brosch, Cromwell, 277. Hierzu auch die einschlägigen Stellen bei Macaulay, history of England I, 71 ff. 99.

A. 4. M. H.-A. 1023. Karl Ludwig an seine Räthe Streuff und Moritz: London, 6/16. Dezember 1644.

S. 78. A. 1. Das Vorstehende und Nachfolgende beruht vornehmlich auf H.-A. 1023 und C. C. 31, wo der Briefwechsel zwischen Camerarius und Streuff enthalten ist. Ueber ihre stille Ankunft s. a. Ogier, journal du congrès de Münster. 121. Longueville hatte zu Streuff bemerkt, daß Karl Ludwig n'est pas en aucun estat de se faire considérer, qu'il est bien difficile d'agir, pour un miserable et duquel il n'y a rien d'espérer. Daraufhin hatte Streuff erbittert die Deutschen als homines ad servitutem nati bezeichnet.

S. 81. A. 1. Urk. und Aktenst. 4, 374.

A. 2. Ebendort. Dann auch C. C. 31. Camerarius an Streuff: Osnabrück, 4. Dezember 1645. Meiern, acta pac. 4, 400. Colleccíon 82, 295. Riezler, Bayern und Frankreich während des Waffenstillstandes von 1647. (A. d. Sitzber. d. philos. philol. u. d. hist. Kl. d. k. bayr. Ak. d. Wiss. 1898. Bd. II, Heft III.) S. 497.

A. 3. Odhner, die Politik Schwedens im westfälischen Friedenskongreß S. 212. Rev. hist. 27, 336.

A. 4. Gundling, a. a. O., S. 117.

S. 82. A. 1. Urk. u. Akt. 4, 401. Erdmannsdörffer, a. a. O. 2, 51.

A. 2. Meiern, 3, 12, Gundling, a. a. O. S. 116. Meinardus, Protokolle und Relationen des brandenburgischen Geheimen Raths a. d. Zeit d. gr. Kurfürsten, 1. S. 611, 2, 6 ff. Publikationen des preuß. Staatsarchivs, Bd. 54, 55.

A. 3. Urk. u. Akt. 1, 742; 4. 388. Egloffstein, Bayerns Friedenspolitik von 1645—1647. 104.

A. 4. Meiern, acta pacis. 4, 499. 5, 103.

A. 5. Meiern, acta pacis. 3, 90.

S. 83. A. 1. Koch, a. a. O. 2, 99.

A. 2. Urk. u. Akt. 4, 403.

A. 3. Riezler, a. a. O. 495.

S. 84. A. 1. Wille, Pfalzgräfin Elisabeth. Neue Heidelberger Jahrbb. XI, 1. Dazu auch Lettres de Mazarin 2, 392 ff.

A. 2. Collección 82, 181. Woltmann, Geschichte des westfälischen Friedens. 4, 73.

S. 85. A. 1. Mentz, Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von Mainz, Bischof von Würzburg und Worms. 1605—73. 2, 169.

S. 86. A. 1. Bromley, letters 55. Karl Ludwig an Elisabeth. o. O. 8. Mai 1646.

A. 2. Gardiner, history of the great civil war. 3, 36. Firth, Cromwell. 160.

A. 3. M. H.-A. 1023. Moritz an Karl Ludwig: Haag, 1./11. April. Moritz berichtet darin, daß man ihm versichert habe, die vereinigten Provinzen seien geneigt, ihn zu unterstützen, wenn er mit Bewilligung Karls I. und Zuthun des engl. Parlamentes Mannschaft und Mittel erhalten könne, um sich dadurch „considerabel" zu machen; anderenfalls würden sie sich um des Pfälzers willen in keinen Krieg einlassen.

A. 4. Koch, a. a. O. 1, 226. M. H.-A. 1023. Die Gesandten waren des Bleibens in den Kongreßstädten auch selbst müde geworden und schrieben in diesem Sinne an Moritz, um durch ihn auf den Kurfürsten einwirken zu lassen. M. H.-A. 1023. Moritz an Karl Ludwig: Haag, 2. Mai 1647.

S. 89. A. 1. In meinem Besitze befindet sich ein interessanter Sammelband von Flugschriften auf den Abschluß des Friedens bezüglich, der aus der Bibliothek Volmars stammt. In eine dieser Schriften, den zwischen dem Kaiser und Schweden geschlossenen Frieden enthaltend, hat er folgende Verse eingeschrieben:

Continet has partes pax Teutonidum Sueonumque
Pacem et amicitiam pars prima reducit utrisque.
Damna sed aeternis tenebris pars altera condit,
Tertia dat priscis reditum ad sua rura colonis.
Ast aliqui quarta numerantur restituendi
Templorum motas componit quintaque lites.
Libera jura dat Helvetiis pars sexta remissis.
Septima Calvinum communi pace revincit.
Octava statibus renovantur jura quibusque
Per mare per terras paudit commercia nona
Proxima Suecorum dat praemia larga coronae
Undecima Brandenburgo aequivalentia dantur
Infidi fraudes bissona resarcit amici.
Scindit Hasae pontanam dena et tertia mitram
Guilhelmo expulso dat quartaque denaque victum
Damna sed Hassiacis large quindena refundit

Exsequitur pacem decima et stipendia sexta
Ultima servandae paci sua robora pangit.

Isaacus Volmarius.

A. 2. The Nicholas' papers, Camden society. Bd. 40, S. 118.

A. 3. Pfalzgraf Philipp an den venetianischen Gesandten in Münster, Contarini: Amsterdam, 4./14. April 1648. (In meinem Besitz.)

S. 90. A. 1. Meiern, acta pacis. 6, 867, 869; auch acta pacis exec. Norimb. 1, 40. Dazu auch M. H.-A. 1024. Der Deputirten Schreiben an Karl Ludwig: Nürnberg, 5. November 1650, woraus hervorgeht, daß nur den Schweden, vor allem Karl Gustav die schnelle Erledigung der Pfälzer Streitfrage zu danken war.

A. 2. Pastorius, Kurtze Beschreibung der Stadt Windsheim, bes. S. 137. Ueber die sonderbare Huldigung der Nürnberger Knaben für Octavio Piccolomini s. J. ab Indagine, Beschreibung der Reichsstadt Nürnberg. 783 f.

S. 92. A. 1. Anhorn, geistliche Lebendigmachung. 7 ff. Kayser, historischer Schauplatz der alten berühmten Stadt Heidelberg. 461 f.

S. 93. A. 1. K. bl. 123/7. Maximilian an den bisherigen Statthalter Metternich: München, 29. Juli 1649.

A. 2. K. bl. 122/6. Hierzu die Berichte des kurpf. Gesandten Mieg in Wien an Karl Ludwig: 28. Mai, 18. Juni, 13./23. Dezember 1651.

S. 94. A. 1. Ebendort.

A. 2. Tossanus, D., Heidelberga constituta, destituta. restituta.

A. 3. Zu dem Nachfolgenden s. die Aktenstücke M. St.-A. K. bl 122/6.

S. 95. A. 1. Am 9./19. August 1650 schreibt Mieg an den Kurfürsten, daß Gf. Kurtz ganz offen sage, er müsse die bayr. Interessen vertreten, weil er die Anwartschaft auf das Erbe seines Bruders dort besitze. Ueber die Person des Grafen Kurtz s. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz, 69.

S. 97. A. 1. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte vom westf. Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs d. Gr. 1648—1740. 1, 137.

A. 2. Bayern war eben kein „creancier fort commode“. Nég. secr. 4, 33. Um dem Kurfürsten von der Pfalz ein Erzamt zu verschaffen, verfiel man auf die sonderbarsten Neueinrichtungen; so dachte man an ein Reichserzlanzenträgeramt, ein Reichserzfalkenmeisteramt, Reichserzmünzmeisteramt, sogar an ein Reichserzhartschierhauptmannsamt u. a.

A. 3. Theatr. Eur. 6, 607. Joachim, historische und rechtliche Abhandlung von dem Erzschatzmeisteramt § 8.

S. 98. A. 1. K. bl. 122/6. Am 18./28. Sept. 1651 schreibt Mieg an den Regierungsrath Frays, daß Karl Ludwig sich bei ihm beschwert habe, weil zu den Verhandlungen über seine Belehnung stets der bayr. Gesandte zugezogen werde.

A. 2. K. bl. 122/6. Mieg an den Kurfürsten: Wien, 9./19. Juli 1651.

S. 99. A. 1. Ebendort. Mieg an den Kurfürsten: 3./13. Juli 1651. Ueber Frankenthal s. a. Wille, Stadt und Festung Frankenthal; Hildenbrand, die kurf. Kriegs- und Realfestung Frankenthal.

S. 101. A. 1. Urk. u. Akt. 14, 1, S. 50, 54.

A. 2. K. bl. 122/6. Mieg an den Kurfürsten: Wien, 10. Mai 1651.

A. 3. Gothein, ein neu: nutzlich und lustigs Colloquium von etlichen Reichstags-Puncten. 1, 9 f.

S. **102**. A. 1. K. bl. 122/6. Mieg an Frays: Wien, 7./17. Januar 1652. Andere Gründe bei Ruville, die kaiserliche Politik auf dem Regensburger Reichstag 1653—54, S. 19. Erdmannsdörffer, a. a. O. 1, 152 ff.

A. 2. Urk. u. Akt. 6, 215.

S. **103**. A. 1. K. bl. 122/6. Mieg an den Kurfürsten: Wien, 18. Februar 1652; an Frays: 3./13. März 1652

A. 2. Theat. Europ. 7, 9.

A. 3. K. bl. 121/3. Mieg an Frays: Wien, 17./27. und 21. April 1652.

S. **104**. A. 1. Theat. Europ. 7, 159 ff. Wille, Frankenthal 110 ff. Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz. 2, 590 ff.

A. 2. Meiern, acta exec. 704 ff.

A. 3. Zu den Ansprüchen Brandenburgs auf die Verwaltung des kaiserl. Schatzes, s. a. Schröder, Rechtsgeschichte 138.

A. 4. Finsterwald, Joh. Peters v. Ludewig erläuterte Germania princeps. 825.

A 5. Köcher, Memoiren der Herzogin Sophie, nachmals Kurfürstin von Hannover. S. 50.

S. **106**. A. 1. M. St.-A. K. bl. 122/6 Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Heidelberg, 3/13. März 1653; Neg. secr. 3, 553, 559, 572, 655.

A. 2. K. bl. 122/6. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Heidelberg, 12. August 1653.

A. 3. Kolb, Christ. A. Thuldeni, Kriegs- und Friedenshistori von Jahr Christi 1652 bis zu der jetzigen Zeit (1656). 1 ff. Es war kein eigentliches Abwerfen, mehr ein Heruntergleiten. — Den Zank zwischen Pfalz und Brandenburg schlichteten die kaiserlichen „Minister" dadurch, daß sie sagten, weder Pfalz, noch Brandenburg habe das Recht der Krönung, sondern Trier als geistlicher Kurfürst. Lünig, theatr. cerem. 1163.

A. 4. Erdmannsdörffer, Graf Georg Friedrich von Waldeck. 98.

S. **107**. A. 1. Urk. u. Akt. 6, 177; über die Stellung des Kurfürsten auch K. bl. 122/6. Karl Ludwig an Mieg: Heidelberg, 21. Nov. 1653.

A. 2. Urk. u. Akt. 6, 192. Seinem Reichstagsgesandten schrieb er am 2. Aug. 1653, daß er sich den Berathungen zwischen Protestanten und Katholiken nicht entziehen, aber nur denjenigen beistimmen solle, „so moderata consilia führen und in expressionibus Glimpf zu erhalten suchen." Er wisse auch augenblicklich keine gravamina gegen Katholiken. M. St.-A. 122/6. Ueber die schwankende Haltung Brandenburgs s. ebendort. Karl Ludwig an seinen Gesandten: Heidelberg, 21. Nov. 1653.

A. 3. K. bl. 122/6. Karl Ludwig an seinen Gesandten. Heidelberg. 21. November 1653. Persönliche Verstimmungen zwischen Karl Ludwig und dem Herzog von Simmern bestanden schon länger; theils hatten sie ihren Grund in der Abneigung der Herzogin gegen den Kurfürsten, die auch ihren Gemahl zu beeinflussen wußte, theils in den selbstherrlichen Gefühlen Ludwig Philipps. So war Karl Ludwig sehr verstimmt, als Ludwig Philipp bereits 1650 die Lautern'schen Lehensleute sich huldigen ließ. M. H.-A. 1027.

S. **108**. A. 1. Gindely, Friedrich von der Pfalz Abh. d. böhm. Akad. s. o. S. 28 A. 2. Ueber die Vorgeschichte des Streites: Pfanner, historia comitiorum imp. celebratorum. § 27 ff.

A. 2. Urk. u. Akt. 6, 279.

A. 3. K. bl. 122/6. Brieffragment, worin es heißt: Kurpfalz findet es als eine alteration, daß eine Pfalzgräfin von Simmern der Kaiserin beim Herausgehen aus der Kirche die Schleppe getragen. Urk. u. Akt. 6, 252.

A. 4. Pfanner, a. a. O. Bromley, letters 159. Karl Ludwig an Elisabeth: Heidelberg, 26. November 1653 . . . if J had been sure of a quick dispatch in law, I should not have quitted my right at so small a rate; but since friendship is more worth than long pleading, I have condescended to the aforesaid agreement.

S. 109. A 1. Neben den massenhaften Deduktionen, die damals über die Wildfangfrage durch das Reich schwirrten und die sich fast vollzählig in den Beständen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befinden, s. auch nég. secr. 3, 630. Ueber die Beziehungen Karl Ludwigs zu Speier s. d. Mitth. d. hist. Vereins d. Pfalz Bd. 24, 78 ff. Bauer, das Fürstbisthum Speier in den Jahren 1635—52.

S. 110. A. 1. K. bl. 125/1. Karl Ludwig an Leopold I.: Friedrichsburg, 26. Januar 1669. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten Persius. 4. Mai 1669.

S. 111. A. 1. Erdmannsdörffer, deutsche Geschichte. 1, 208.

A. 2. Ich kann auch hier nur auf die zahllosen Flugschriften verweisen, ohne im Einzelnen ihre weitschweifigen und langathmigen Titel anzuführen. Von neueren Schriften in erster Linie Lori, die Anfänge des bayrisch-pfälzischen Vikariatsstreites, dort auch weitere Litteraturnachweise. Von älterer Literatur vgl. Schall, dissertatio juridica de regalibus Palatinis S. 8 ff.

S. 112. A. 1. C. C. 45. Lettre du roi de France aux electeurs et princes d'empire touchant l'election du roi des Romains. Fagniez, le père Joseph et Richelieu. 2, 151. Zu den Bemühungen Mazarins s. Cheruel, examen d'un mémoire de Lemontey . . . Séances et travaux de l'académie des sciences morales et politiques. Bd. 125. S. 10.

A. 2. Die Litteratur über die Kaiserwahl, übersichtlich zusammengestellt bei Döberl, Bayern und Frankreich. S. 37. Dazu Urk. u. Akt. 6, 598 f. Erdmannsdörffer, a. a. O. 1, 293 ff. Cosnac, Mazarin et Colbert 2, 112 ff.

A. 3. Cheruel, a. a. O. 10.

S. 113. A. 1. Heide, Ludwig XIV. und die deutsche Kaiserwahl. Historisch polit. Blätter 112, 1893 S. 874.

A. 2. Nicht nur in Deutschland erschien die Gestalt Philipp Wilhelms so geringwerthig; 1653 hatte die Herzogin von Montpensier seine Bewerbung zurückgewiesen, weil er ein gar zu unbedeutender Herr sei. Valfrey, la diplomatie française au XVIIe siecle. Hugues de Lionne 75. Urk. u. Akt. 8, 445. Döberl, a. a. O. 404.

A. 3. In einem Briefe vom 28. September 1657 an ihre Schwester bemerkt die Erzherzogin Anna von Oesterreich vom kurpfälzischen Hofe: in quella corte si vive tutto alla franzese. (In meinem Besitz.)

S. 114. A. 1. Valfrey, Lionne 84 „les princes germaniques étaient insatiables.“ 87. Urk. u Akt. 11, 78.

A. 2. Valfrey, Lionne 88.

A. 3. M. St.-A. K. bl. 344/54. Mieg an Karl Ludwig: Frankfurt 3. Sept. 1657. Volmar hat ihn gefragt, wem der Kurfürst seine Stimme gebe, worauf er ausweichend geantwortet, „Solches eine Sach, die von Gott müßte herkommen,

der E. C. D. Sinn regieren werde zu dem, was dem Reich nützlich und gut sei." Auch Urk. u. Akt. 8, 439.

S. 115. A. 1. Rev. hist. 97, 10; Cheruel, 101.

A. 2. Valfrey, Lionne 93.

A. 3. Siehe hierzu Krieger, zwei Instruktionen des Markgr. Ferdinand Maximilian von Baden-Baden für die Erziehung seines Sohnes Ludwig Wilhelm. ZGOR. 43, 89.

A. 4. Urk. u. Akt. 8, 464.

A. 5. Fiedler, Relationen der Botschafter Venedigs, Bd. 27, 22.

S. 116. A. 1. Pribram, Arch. für österr. Geschichte, Bd. 73 S. 128.

A. 2. Urk. u. Akt. 11, 64 A. 1.

S. 117. A. 1. Holland, Schreiben des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und der Seinen, S. 66. Karl Ludwig an die Freiin von Degenfeld: Frankfurt 29. April 1658.

A. 3. Auerbach, la diplomatie française et la cour de Saxe (1648—1680) 78. Holland, Schreiben des Kurf. Karl Ludwig S. 69, „ich habe vergeßen zu sagen, daß ich bericht, chur-Sachsen, welcher offt mit der colique geplagt, hab ein junge Dirne, so ihm sein gemahlin zugeben, bey sich, die sich uff ihn legt, wan ihm daß grimmen ankompt.

S. 118. A. 1. Urk. u. Akt. 8, 506. Dann die darauf bezüglichen Briefe Karl Ludwigs an die Freiin von Degenfeld.

S. 119. A. 1. Briefe des pfälz. Obstlt. Sparr an Graf Gellhorn abgedr. in den urk. Beitr. zur Kaiserwahl von 1658 und zu den Anfängen des brandbrg.-österr. Bündnisses, mitgetheilt von R. Schück. Zeitschrift für preuß. Geschichte 1869, S. 625.

A. 2. K. schw. 131/14. Karl Ludwig an Leopold: Frankfurt, 10. Mai 1658. Holland, Schreiben Karl Ludwigs. 71, 73.

S. 120. A. 1. Hierzu Lori, a. a. O.

S. 121. A. 1. Valfrey, Lionne 136. Urk. u. Akt. 8, 490. Weiß, Beiträge zur Geschichte der Wahl Leopolds I., Görres Jahrbuch 1894, S. 532.

A. 2. Valfrey, a. a. O. 136 ff. Auerbach, la dipl. franç. 2, 114.

S. 122. A. 1 Valfrey, a. a. O. 139 f. Weiß, a. a. O. 545.

A. 2. Die Stellungnahme Karl Ludwigs zu dem Rheinbunde bedarf noch einer eingehenderen Untersuchung. Gerade über diesen Theil seiner Geschichte scheinen die Akten recht zerstreut zu sein, da sich in München nur abgerissene Theile finden, die eine zusammenfassende, erläuternde Darstellung nicht zulassen. Einzelnes bei Joachim, Geschichte des Rheinbundes, auch Chéruel, hist. de France sous Mazarin. 2, 84 ff.

S. 123. A. 1. K. bl. 344/54. Karl Ludwig an Oberstlieut. Arenten in Wien: Heidelberg, 31. Dezember 1662. Karl Ludwig befand sich im Streit mit Hessen wegen gemeinsamer Rechte in Umstadt, welches beiden gemeinsam zugehörte, und Hessen, das gegen Karl Ludwig wegen der gerade damals schwebenden Scheidung von seiner Gemahlin noch besondern Haß hegte, wurde von Wien aus unterstützt. Graf Porzia ernannte eine Kommission zur Schlichtung der Streitfragen, deren Vorsitzender Mainz war. Karl Ludwig entnahm daraus, daß „alle die guten Wortt, die man auch ahm kais. Hof gegeben, nur amusamenten seyen, und daß man ein Weg alß den anderen Unß und Unsers Hauses ruin sucht."

A. 2. Besonders tritt dieses Empfinden in den späteren Jahren seiner Regierung während des französischen Krieges hervor. Wir werden noch davon zu reden haben.

A. 3. Philipp Wilhelm an ungenannten Adressaten: Düsseldorf, 5. April 1676. (In meinem Besitz.) Es mochte der enge Anschluß des Pfalzgrafen an den Kaiser auch aus seiner Sorge entspringen, durch die Nachkommenschaft der Freiin von Degenfeld sich in der pfälzischen Erbschaft bedroht zu sehen; vergl. dazu M. St.-A. K. bl. 47/15. Philipp Wilhelm an Karl Ludwig: Bensberg, 1. Nov. 1677.

S. 124. A. 1. K. bl. 122/6. Mieg an den Kurfürsten: Wien, 18. Juni 1651. Mentz, a. a. O. 2, 66.

A. 2. Mentz, 2, 66 Anm. 3.

S. 125. A. 1. C. C. 58 S. 57. Contra Mainz wegen der Bergstraßen, daß die in der restitution gehörig seye. . . . Die Pfälzische Archiva undt brieff seind so distrahirt, daß weder jetzige ChurPfälzische Abgeordnete, noch Ihr Churf. Durchl. selbsten, oder einiger dero bedienten einige gründlicher information der gantzen Beschaffenheit gehabt, noch auch gehaben können, ja alle zur Bergstraß gehörige Acten hetten ChurMaintzische auß dem Heydelbergischen Archivo durante bello, expracticirt und zu sich genommen, alß daß die ChurPfälzische abgeordnete sich auch nicht einlaßen könnten, sondern künfftig und nach erlangter restitution des außgangs rechtens erwarten müßen. Dazu: Kurtze Information vom Glaid und Oeffnung zu und durch Deidesheim . . . warumb ChurPfalz bewogen worden, auf der bischofflichen Speyrischen turbation und Sperrung sich dabey rechtmeßiger weise handzuhaben. 1655.

A. 2. Erdmannsdörffer, deutsche Geschichte. 1, 446.

S. 126. A. 1. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Heidelberg, 20. Jan. und 17. Febr. 1663.

A. 2. K. bl. 338/22. Karl Ludwig an seinen Gesandten: Heidelberg, 11. Febr. 1663

A. 3. Karlsruhe. Generallandesarchiv, Pfalz Gen. 1668. Reskript vom 25. Mai 1660. Daß übrigens Karl Ludwig nicht der Einzige war, der nach dem Kriege die alten Rechte wieder herzustellen suchte, darüber Mentz, a. a. O. 2, 60.

S. 127. A. 1. K. bl. 344/54. Karl Ludwig an seine Gesandten J. F. Bökelmann, E. Spanheim und D. Velinx in Heilbronn: Heidelberg, 10. Dez. 1666.

A. 2. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Heidelberg, 19. Jan. und 1. März 1664.

A. 3. Brunner, der pfälzische Wildfangstreit, S. 14, Anm. 2. M. St.-A. K. bl. 344/54. Karl Ludwig an seine Gesandten in Heilbronn, 10. Dezember 1666.

S. 128. A. 1. Wahrhafftiger Bericht über einig Churpfaltz ungütlich beschehene Ufflagen, dero Recht deß Wildfangs- und Leibeygenschaft betr. S. 9.

A. 2. Mentz, a. a. O. 2, 68. M. St.-A. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: 21. April 1663. Nur um des Friedens willen griffen sie zu den Waffen, behaupteten sie zwar, aber Karl Ludwig erschien sich als Gläubiger innerhalb vieler Schuldner, dem man an und für sich nichts thun wolle, dem aber, wenn er seine Schuld fordert, „die Haut voll geschlagen“ wird. Copia Chur-Maintz und dero Consorten an Chur-Pfalz den 17. martii gethanen Schreibens . . . sambt kurtzen, doch gründlichen notatis . . .

A. 3. Die darauf bez. Schriftstücke, s. M. St.-A. K. bl. 251/4.

A. 4. C. C. 77 S. 101. Instruktion, wornach sich Unsere Oberbeampten des Amts Heydelberg bei jetzigen Zeitten . . . zu verhalten. Friedrichsburg, 8. Juni 1665. Dazu Pf. Gen. 6618.

S. **129**. A. 1. Kayser, Schauplatz 477 ff. Döberl, 204 ff. Siehe auch v. Weech, der Türkenschrecken in der Pfalz 1663. ZGOR. 22, 380 ff.

A. 2. Riehl, die Pfälzer, S. 165. GLA. Pf. gen. 8810. Karl Ludwig an die Regierung in Heidelberg: Frankenthal, 12. September 1663.

A. 3. M. St.-A. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Friedrichsburg, 19./26. April 1664.

S. **130**. A. 1. Pf. Gen. 6618. Reskript vom 31. Oktober 1664. Befiehlt darin den Amtsvorständen, den Franzosen zu sagen, daß die Begleitung ihnen zu Ehren geschehe. Falls französische Truppen unangemeldet kämen, sollten die Offiziere verhaftet, den Soldaten die Gewehre weggenommen werden, sie selbst aber solle man dann laufen lassen.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Heidelberg, 6. September 1664.

A. 3. M. St.-A. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Friedrichsburg, 25. Oktober 1664.

S. **131**. A. 1. Urk. u. Akt. Bd. 11 S. 55, 86.

A. 2 Die entsprechenden Schriftstücke s. M. St.-A. K. bl. 125/1.

S. **132**. A 1. Urk. u. Akt. 11, 288.

S. **133**. A. 1. M. St.-A. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Heidelberg, 5. April 1664. Ebenso 7. April 1663.

A. 2. Döberl, a. a. O. 197.

A. 3. M. St.-A. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Mannheim, 5. Mai 1663.

S. **134**. A. 1. Beauveau, mémoires . . . pour servir à l'histoire de Charles IV. 249 ff.

A. 2. M. St.-A. K. 93/2. Churpfalz notata marginalia uf die Lottring. Erklährung so wohl ratione arctioris mandati Caesarei, alß deß von Churpfalz vorgeschlagenr armistitii.

S. **135**. A. 1. Briefwechsel der Herzogin Sophie v Hannover mit ihrem Bruder dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. S. 100 f. Sophie an Karl Ludwig: Osnabrück, 24. Februar und 17. März 1666. M. St.-A. K. bl. 344/54. Karl Ludwig an seine Gesandten in Heilbronn: 10. Oktober 1666.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 344/54. Karl Ludwig an seine Gesandten in Heilbronn: Heidelberg, 10 Dezember 1666.

S. **136**. A. 1. M. St.-A. K. bl. 344/54. Der schwedische Gesandte in Regensburg, Blum, an Karl Ludwig: 20. Juni 1665.

S. **137**. A. 1. Gemeiner, Geschichte des Reichstages zu Regensburg 2, 214.

A 2. Urk. u. Akt. 605. Köcher, a. a. O. 1, 730.

A. 3. Köcher, a. a. O. 1, 439, 440, 711.

A. 4. Briefwechsel mit Sophie, S. 96. Sophie an Karl Ludwig: Iburg, 17. Juni 1665.

S. **138**. A. 1. Urk. u. Akt. 11, 600, 603, 609; 14, 1, 215.

A. 2. Gothein, Wirthschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, S. 48. Steiner, der Zürcher Professor Johann Heinrich Hottinger in Heidelberg 1655—1661, 2 ff.

A. 3. Wundt, a. a. O. 162. Dann: Abtruck des praeliminar- und Nebenrecesses, welcher zwischen denen von Chur-Mayntz und Consorten Gevollmächtigten: einestheils, und Chur-Pfalz Deputirten Räthen anderentheils . . . zu Oppenheim den 21. Octobris 1665 auffgerichtet worden.

S. 139. A. 1. Immich, zur Vorgeschichte des Orleans'schen Krieges, 29.

A. 2. M. St.-A. K bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Reichstagsgesandten: Heidelberg, 20. März 1666.

S. 140. A. 1. Briefwechsel der Herzogin Sophie mit Karl Ludwig. S. 109. Sophie an Karl Ludwig: Osnabrück, 1. Dezember 1666.

A. 2. Pomponne, mémoires. 1, 325.

A. 3. M. H.-A. Akt. 159.

S. 141. A. 1. Briefwisseling tusschen de Gebroeders v. d. Goes. 1, 519.

S. 142. A. 1. M. St.-A. K. bl. 93/2. Mémorial Karl Ludwigs; o. D., aber aus dieser Zeit.

A. 2. Summarische Relation, was bey der von Ihrer Kais. Maj bey der Herrn Marggrafen zu Baden-Baden und Baden-Durlach ertheilten Comission .. vorgangen und verhandelt worden. S. 8.

S. 143. A. 1. Siehe das einschlägige Material in den Reichstagsakten M. St.-A. K. bl. 247/4.

S. 144. A. 1. M. St.-A. K. bl. 93/2. Churpfältz. kurtze ableinung des kayß. rescripti vom 24. Dezember 1669.

S. 145. A. 1. M. St.-A. K. bl. 124/5. Instruktion für den Freiherrn v. Degenfeld beim Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim. Heidelberg, 18. Mai 1668.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 93/2. Karl Ludwig an den König v. Schweden: o. O. 26. Dez. 1668.

A. 3. M. St.-A. K. bl. 93/2. Karl Ludwig an den oberrheinischen Kreis: Heidelberg, März 1669.

A. 4. M. St.-A. K. bl. 125/1. Karl Ludwig an Borcke: Heidelberg, 16. August 1670.

S. 146. A. 1. M. St.-A. K. bl. 125/1. Karl Ludwig an Borcke: Friedrichsburg, 4. Oktober 1670. Borcke wurde in diesem Schreiben beauftragt, dem franz. Gesandten die schweren Schädigungen vorzustellen, die der Pfalz aus einem bewaffneten Eingreifen des Königs erwachsen könnten, sollte aber auch zugleich dem kaiserlichen Gesandten von den Verhandlungen mit Frankreich Mittheilung machen.

A. 2. GLA. Kurpf. Verordnungen Bd. 214. Friedrichsburg, Febr. 1669.

S. 147. A. 1. Summarische Relation dessen, worin des Pfalzgrafens Churf. Durchl. wider die klare Disposition des Münsterischen Friedensschlußes und übrige andere heylsame Reichsconstitutiones . . . . vergewaltiget, auch was in anwesenheit des . . . kgl. franz. envoyé Marquis de Bethune negotiiret worden. 1674. S. 4.

A. 2. Ebendort. S. 5.

S. 148. A. 1. M St.-A. K. bl. 344/54 Borcke an den Geheimsekretär Seiler: Regensburg, 5. Dezember 1671. Als Argument für die Unwahrheit dieser Behauptung führt B. die Rüstungen Frankreichs an, wodurch es „der ganzen Welt ombrage macht, und wenn große Herren anfangen zu kriegen, so fängt der gemeine Mann an zu lügen".

A. 2. Urk. u. Akt. 14, 1, S. 538. Der kais. Gesandte Goess an Leopold: Berlin, 27. Mai 1672.

S. 149. A. 1. M. St.-A. K. bl. 344/54. Karl Ludwig an Borcke: Heidelberg, 2. September 1672.

A. 2. Völderndorff, Aus meiner Hofzeit. Velh. u. Klasings Monatshefte Februar 1900.

A. 3. Zu dem Vorstehenden Urk. und Aktenst. 14, 1, 624, 630, 635. Pribram, Lisola 571.

S. 150. A. 1. Urk. u. Akt. a. a. O. 14, 2; 624, 630.

A. 2. Briefwechsel mit Sophie. S. 165. Sophie an Karl Ludwig: Celle, 22. März 1673 . . . „vous avez raison de dire, qu'une mechante paix vaut bien une mechante guerre“.

A. 3. C. C. 77. Karl Ludwig an den Kaiser: Heidelberg, 20. Dez. 1672. Pribram, Lisola 583.

A. 4. Urk. u. Akt. 3, 330 f.

S. 151. A. 1. Brode, der große Kurfürst und der deutsche Fürstenstand 1672. Einschlägiges bei Wagner, historia Leopoldi Magni. Heigel, das Projekt einer wittelsb. Hausunion. Sitzber. d. philos.-philol. u. hist. Kl. d. k. b. Ak. d. Wiss. in München, 1882.

A. 2. M. H.-A. 159. Es. Pufendorf an den Pfälzer Residenten: Wien, 23. Febr. 1673. Sagt, daß Gremonville den Krieg mit Holland stets als Religionskrieg ausgegeben habe, wodurch nach einer Aeußerung des Grafen Königsegg die Wiener Geistlichkeit irre gemacht worden sei.

A. 3. Heigel, Geschichtliche Bilder und Skizzen. Zur Charakteristik Kaiser Leopolds I.

A. 4. Briefwechsel mit Sophie. Sophie an Karl Ludwig: Osnabrück, 8. Nov. 1673. „good Lord, deliver us“ weil sie hausen wie die theuffels.

S. 152. A. 1. Hierzu Philippson, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. 2, 273.

A. 2. Heigel, Hausunion 73.

A. 3. Recueil des instr. VII. M. H.-A. Akt. 1045. Aktenstücke über die Gesandtschaft Seilers nach Paris im Herbst 1672.

S. 153. A. 1. Pomponne, mém. 1, 324. Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz. 2, 627.

A. 2. Briefwechsel mit Sophie. Karl Ludwig an Sophie: 3. Febr. 1674

A. 3. Hierzu Briefwechsel mit Sophie S. 176. Sophie an Karl Ludwig: Celle, 2. Febr. 1674. Auch M. St.-A. K. bl. 102/4. Leopold I. an Karl Ludwig: St.-Veit, 22. März 1676.

S. 154. A. 1. Mieg, monumenta post. 64. Wundt, a. a. O. Beil. 17.

S. 155. A. 1. Jhro kayserl. Maj. wiederholtes Avocatorium an die in französischen Diensten sich befindliche Teutsche neben demjenigen was Jhre Churf. Durchlaucht zu Pfalz öffentlich deswegen in dero Land anschlagen lassen. — GLA. Kurpfälzische Verordnungen 213. Friedrichsburg, 31. Okt. 1676. M. St.-A. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an Borcke: 29. Sept. 1663. Karl Ludwig beauftragte damals seinen Gesandten, am Reichstage darauf hinzuwirken, daß die Stände betreffs der Deserteure, die in Landen fremder Fürsten Unterschlupf suchten, sich vereinigen und gemeinsam einen darauf bezüglichen Erlaß publiziren sollten.

A. 2. Pribram, Lisola 662.

A. 4. Summarische Relation . . . . S. 6.

S. 156. A. 1. Rousset, Louvois 2, 19. Mém. de Pomponne 2, 332. Briefw. m. Sophie. Karl Ludwig an Sophie 23. Febr./5. März. 1674.

A. 2. Pomponne, mém. 328 ff.

A. 3. Die einschlägigen Stellen in dem Briefw. m. Sophie.

S. 157. A. 1. Philippson, a. a. O. 2. 312. Z. d. vorstehenden vgl. auch den Brief Elisabeth Charlottens an den Markgrafen Friedrich Magnus v. Baden-Durlach, freilich aus späterer Zeit. Versailles, 27. April 1697. ZGOR. 43, 117.

A. 2. Summarische Relation . . . . S. 21.

A. 3. Hierzu E. Pufendorf's Bericht über Kaiser Leopold, seinen Hof und die österr. Politik S. 98.

A. 4. M. St.-A. K. bl. 252/1. Karl Ludwig an den Reichstagsgesandten Borcke: Oberkirch, 5. Okt. 1674.

S. 158. A. 1. Heigel, Hausunion 78. Briefw. m. Sophie. Sophie an Karl Ludwig: Osnabrück, 30. Jan. 1675.

S. 159. A. 1. Hierzu die einschlägigen Stellen im Briefw. m. Sophie.

A. 2. Ebendort. Auch Häusser 2, 630.

A. 3. Holland, Briefe des Kurfürsten Karl Ludwig. S. 412.

A. 4. Besonders möchte ich hier auf den Brief des Kurfürsten an Sophie aus Friedrichsburg 21. März 1674 hinweisen, der auch stilistisch enge Verwandtschaft mit ähnlichen Briefen Friedrichs d. Gr. aufweist.

S. 160. A. 1. Hierzu auch Wundt, a. a. O. Beil. 17. Ein Vorläufer dieser Herausforderung war die Forderung Karls V. durch Franz I. s. darüber „Unsers herrn Kaysers Protestation und abschyd von Bäpstlicher H. und dem Consistorio der Cardinäl zu Rhom den 18. Aprilis 1536.“ Auch Maria Theresia dachte an ein Duell mit Friedrich d. Gr.! Raumer, Beitr. zur neuern Geschichte. 2, 483. Von der Forderung, die Paul I. von Rußland an sämmtliche europäische Monarchen erließ, weil sie nicht seine schroffe Stellungnahme gegen Bonaparte theilten, sehe ich hier ab.

A. 2. Rousset, Louvois 2,82.

A. 3. M. St.-A. K. bl. 252/1. Des Pfalzgr. Churf. Durchl. Schreiben an die Reichs-Versammlung zu Regenspurg, der Stadt Speyer Neutralität betreffend, vom 14. Aug. 1675.

S. 161. A. 1. M. St.-A. K. bl. 252/1. Karl Ludwig an seine Reichstagsgesandten: Friedrichsburg, 27. April 1671. M. St.-A. K. bl. 102/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Wien: Friedrichsburg, 22. April 1676. Ein gleiches Edikt erließ er später für die nach Philippsburg bestimmten Waaren. M. St.-A. K. bl. 252/1. Friedrichsburg, 29. Febr. 1676. Dazu auch die Korrespondenzen Karl Ludwigs mit Brandenburg aus jener Zeit, worin er dem Kurfürsten schwere Vorwürfe macht, daß er die Neutralitätsgesuche Straßburgs unterstütze, ihn selbst aber in aller seiner Noth ohne Hülfe lasse. M. H.-A. 1045.

A. 2. Die einschlägigen Stellen (auch zu dem Nachf.) Briefw. mit Sophie.

A. 3. M. St.-A. K. bl 102/4. Instruktion an seinen Gesandten. Friedrichsburg, 8. April 1676. „Der Krieg ist freilich eine Strafe Gottes (wie Montecuculi gesagt), wenn man keine gute Ordre hält und die Truppen nicht bezahlt,

sonsten aber nicht, wie bei den Holländern zu sehn, die durch den Krieg reich werden."

S. **162**. A. 1. M. St.-A. K. bl. 102/4. Karl Ludwig an Leopold I: Friedrichsburg, 22. Febr./3. März 1676. Auch Briefw. m. Sophie. Karl Ludwig an Sophie: 18./28. Sept. 1675. . . . ces géneraux, qui n'ont pas beaucoup à perdre, mais plus à gagner, ne songent qu'a nourrir la guerre et lorsqu'ils ont mangé un pais, aller manger un autre.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 102/4. Pfalz notata auf Geyers Schreiben v. 3./13. Febr. 1676. Briefw. m. Sophie. Karl Ludwig an Sophie: Heidelberg, 7./17. Aug.; Friedrichsburg, 4./14. Sept. 1675.

A. 3. Die hierauf bezügl. Aktenstücke GLA. M. Sp. 1655 und 1686.

S. **163**. A. 1. Ueber diese Neutralitätsverhandlungen vgl. M. St.-A. K. bl. 127/2. Karl Ludwig unterstützte dieses Gesuch in einem Schreiben aus Friedrichsburg, 17./27. Nov. 1675. Völlig widersprechend diesen Korrespondenzen Urk. u. Akt. 14, 2, S. 862.

A. 2. Ebendort. Dann auch einzelne Aktenstücke M. St.-A. K. bl. 102/4. Das Neutralitätsgesuch Karl Ludwigs hatte im Reich große Verstimmung hervorgerufen und sein Drängen auf die Einnahme von Philippsburg gab dem Gedanken Raum, daß er Ph. selbst haben wolle, „um die Pfaffen besser in Contribution zu halten". Auch der streng katholische Pfalzgraf von Neuburg war darüber sehr verstimmt, woraufhin Karl Ludwig ihm die Versicherung gab, daß er einen so „ungesunden Ort" wie Ph. gar nicht haben wolle und dann fortfährt: „Gleichwie wir Uns auch versichert wissen, daß wir der Pfaffheit weder groß noch klein, jemals einige rechtmäßige Ursach zu Beschwerung gegeben, so selbige nicht von den großen vorhero unbillig ahn uns gesucht worden, sondern einem jeden das seinige dazu er befugt gern in Ruhe besitzen lassen, also kann uns auch Niemand verdenken, daß Wir dasjenige, so uns vermög Instr. pac. gebührt, wir in Besitz haben und so uns noch ermanglet durch erlaubte Mittel zu erhalten suchen . . . . Karl Ludwig an den Pfalzgr. v. Neub.: Heidelberg, 6./16. März 1677. M. H.-A. 159.

S. **164**. A. 1. M. St.-A. K. bl. 102/4. Bericht des pfälz. Gesandten v. Geyer an Karl Ludwig: Wien, 3./13. Febr. 1676.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 102/4. Pfalz Notata „und seind dieses die alten Gundomarischen Possen, werden Kurpfalz nicht fangen, wie dero Herrn Vattern hochseel. Gedächtniß, welchem man hiebevor in Engelland allezeit versprochen, man wolle ihm wieder zu der Pfalz helffen, wenn man nur gewiß wisse, daß Er mit andern nichts tractire gegen Spanien und als man des versichert, haben Sie die Sach hernach doch sitzen lassen, daß nichts daraus worden."

S. **165**. A. 1. M. St.-A. K. bl. 127/2. Karl Ludwig an den Kaiser: Friedrichsburg, 17./27. Nov. 1675.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 102/4. Karl Ludwig an Rittmeister Kunig: Friedrichsburg, 23. Mai/2. Juni 1676; an seinen Gesandten: Friedrichsburg, 23. Februar 1676.

A. 3. M. St.-A. K. bl. 102/4. Bericht Geyers an den Kurfürsten: Wien, 14./24. Mai 1676.

S. **166**. A. 1. Briefw. m. Sophie. Sophie an Karl Ludwig: Osnabrück, 21. Oktober 1677.

A. 2. Ueber Seiler s. die einschlägigen Stellen im Briefw. m. Sophie; über Philippsburg M. St.-A. K. bl. 102/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Wien: Friedrichsburg, 23. Februar 1676.

S. **167**. A. 1. Ueber die Gründung dieser Festung s. Häusser, a. a. O. 2, 288 ff.

A 2. M. Sp. 2060. Regierungsverordnung vom 12. November 1677.

S. **168**. A. 1. Instruktion für die nach Regensburg zu sendende Pfälzer Gesandtschaft. (Kammerpräs. Geh. Sekret. Reinh. Bluhm und Wolfg von Schmettau.) Friedrichsburg. 3. Juli 1678. Actes et mémoires des négotiations de la paix de Nymègue. I, 1, 289. Wenn Karl Ludwig die Führung der Verhandlungen auch dem Kaiser überließ, so war er doch recht verstimmt, als die kaiserlichen Gesandten nach Nymwegen reisten, ohne Heidelberg zu berühren und den Kurfürsten über die Pläne und Absichten Leopolds aufzuklären, (Karl Ludwig an den Pfalzgrafen v. Neuburg: Heidelberg, 26. Jan./5. Febr. 1678. M. H.-A. 159.) umsomehr, als die Friedensbedingungen, die der Kaiser selbst vor den Reichsfürsten geheim hielt, später von Ludwig XIV. durch die Zeitungen veröffentlich wurden. M. St.-A. K. bl. 252/1. Karl Ludwig an den sächs. Gesandten v. Friesen: Friedrichsburg, 20. April 1678.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 252/1. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: 2. November 1677

S. **169**. A. 1. M. St.-A. K. bl. 252/1. Karl Ludwig an denselben: Heidelberg, 14. Juni und 30. Juli 1678.

A. 2. Auerbach, a. a. O. 420. Döberl, a. a. O. 502 ff.

A. 3. Döberl, a. a. O. 502 f. Heigel, Hausunion, 80 ff.

S. **170**. A. 1. Hierzu M. St.-A. K. bl. 252/1. Die Korrespondenz Karl Ludwigs mit seinem Reichstagsgesandten, dann Auerbach, a. a. O. 448.

S. **171**. A. 1. Erdmannsdörffer, a. a. O. 1, 638. Karl Ludwig meint, daß Frankreich dem Deutschen Reiche weit überlegen sei, ebenso „wie es die phlegmatisch bedachtsamen Holländer und die melancholisch nachsinnenden Spanier mit Intriguen und Waffen endlich übertenfelt". Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Friedrichsburg, 10. Juli 1678. M. St.-A. K. bl. 252/1.

A. 2. Rousset, Louvois 2, 540 ff.

A. 3. GLA. Pf. Gen. 5075. Verordnung des Amts Neustadt 10. Juni 1678 und anderswo.

S. **172**. A. 1. M. St-A. K. bl. 123/7. Instruktion des kurpfälzischen Gesandten an Philipp Wilhelm: Friedrichsburg, 22. April 1678.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 252/1. Karl Ludwig an Borcke: Friedrichsburg: 6. Dezember 1679. Der Kurfürst machte aber dem Gesandten zur Pflicht, nicht öffentlich, sondern nur im Geheimen gegen Brandenburg Stellung zu nehmen.

A. 3. Holland, Briefe Karl Ludwigs S. 412. o. O. u. J. 30. Juli.

A. 4. Briefwechsel mit Sophie. Sophie an Karl Ludwig: Hannover, 7. Februar 1679.

S. **173**. A. 1. M. St.-A. K. 128/1. Randbemerkung Karl Ludwigs auf einem Bericht seines Gesandten, d. d. Regensburg, 12. Dezember 1678.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 128/1. Blaspeil, kurbrand. Gesandter an Karl Ludwig: Nymwegen, 3./13. Januar 1679.

S. **174**. A. 1. Hierzu die entsprechenden Stellen in dem Briefwechsel mit Sophie aus der Zeit nach dem Frieden von Nymwegen.

S. **175.** A. 1. Briefwechsel mit Sophie. Karl Ludwig an Sophie S. 422: Heidelberg, 5./15. Juni 1680.

A. 2. Ebendort. S. 386. Sophie an Karl Ludwig: Osnabrück 9. Nov. 1679.

A. 3. Hierzu die Aktenstücke im M. H.-A. 1046. Dazu auch M. St.-A. K. bl. 252/1. Williamson an Lord Jenkins: London, 10. Okt. 1678 und copie de la résolution de Spanheim. 6. Sept. 1678. Ebendort.

S. **176.** A. 1. Hierzu der Briefwechsel mit Sophie.

A. 2. Ebendort. S. 426. Karl Ludwig an Sophie. o. O. 3. Juli 1680.

S. **178.** A. 1. Gothein, Mannheim im ersten Jahrhundert seines Bestehens ZGOR. 43, 152 ff.

A. 2. S. Fabricius, Manhemium et Lutrea Caesarea. S. 20. Zur Wiederherstellung Mannheims s. a. Roberti Keuchenii Manhemium Palatina.

A. 3. Gothein, Bilder a. d. Kulturgesch. der Pfalz nach dem dreißigjährigen Kriege, S. 49.

S. **179.** A. 1. ZGOR. a. a. O. 154.

A. 2. Ebendort 155.

A. 3. GLA. M. Sp. 648. Stadtdirektor Cliguet an Karl Ludwig: Juni 1659. Ueber die Arbeitslöhne s. ZGOR. 40, 28.

A. 4. Janson, Materialien zu einem künftigen Gesetzbuch für die kurpfälzischen Lande, S. 85. M. H.-A. 1045. Reskript des Kurfürsten, Mannheim, 4. Jan. 1669. Verspricht darin allen denen seiner Soldaten, die sich in der Pfalz niederlassen wollen, drei Jahre lang Freiheiten von Frohn- und Waffendienst und alle kurf. Gnaden. Jeder aber, der die Pfalz verlassen wolle, solle zunächst seine Schulden zahlen.

A. 5. Hierzu M. Sp. 269. Gothein, a. a. O. 11.

S. **180.** A. 1. M. Sp. 3653. Ueber den damaligen englischen Zinsfuß s. Roscher, zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre. S. 57 ff.

S. **181.** A. 1. Hierzu GLA. M. Sp. 3807, 3375 u. a. Auch die einschlägigen Stellen bei Feder, Geschichte der Stadt Mannheim und bei Gothein.

A. 2. GLA. M. Sp. 265. Entscheid des Kurf. auf eine Eingabe des Stadtraths v. 7. Juni 1671.

S. **182.** A. 1. Gothein Bilder. S. 50. ZGOR. 43, 160. GLA. M. Sp. 262. Erlaß des Kurfürsten vom 23. Mai 1679 die Errichtung der letzten Schwibbogenhäuser betr.

A. 2. GLA. M. Sp. 1685. Erlaß Karl Ludwigs an die Stadt Friedrichsburg 25. Jan. 1676, worin er den Rath beauftragt, vom Wirth zum weißen Schwan die Herabsetzung einer Rechnung von 16 Thlr. wöchentlich für zwei Personen nebst Kutscher und 2 Pferden zu fordern. Gothein, Mannheim im ersten Jahrhundert seines Bestehens. ZGOR. 43, 194. Dort Bd. 13, 312 eine Speisekarte a. d. J. 1673. Dazu noch einschlägige Akten M. Sp. 2416, 640.

A. 3. GLA. M. Sp. 3380. Die Stadt Mannheim an Karl Ludwig. Mannheim, 22. Mai 1669. Dazu auch Stadtrathsprotokolle Juni 1668—Febr. 1669 f. 290.

S. **183.** A. 1. GLA. M. Sp. 640. Taxordnung vom 3. Februar 1669.

A. 2. Mannh. Geschbl. 1, 5. Das Verbot an die Schultheißen, neben ihrem Amt auch einen Wirthschaftsbetrieb zu führen, wiederholte Karl Ludwig häufig, so am 30. März 1660, 26. Januar 1663, 23. März 1671. GLA. Pf. Gen.

6745. Nur wenn in Ortschaften kein Gasthaus bestand, war den Schultheißen der Wirthschaftsbetrieb gestattet. Pf. Gen. 6618. Reskript vom 26. Januar 1663.

S. 184. A. 1. Mannheimer Stadtrathsprotokoll vom 25. Februar 1670. Stadtarchiv Mannheim.

S. 187. A. 1. Mentz, a. a. O. 2, 204. Hierzu auch Anna Eleonora v. Braunschweig-Lüneburg an Georg II. v. H.-Darmstadt: Herz(berg), 14. Dezember 1651. Köcher, Geschichte von Hannover und Braunschweig. 1, 715.

A. 2. Holland, Briefe Karl Ludwigs. Karl Ludwig an die Freiin v. Degenfeld: Frankfurt, 17. Juli 1658. Ungemein drastisch schildert Karl Ludwig den Vorgang und in einer Tonart, die nicht gerade auf sonderlich hohe Ehrfurcht vor katholischen Bräuchen schließen läßt.

A. 3. Riehl, die Pfälzer. Gundling, a. a. O. 160.

S. 188. GLA. M. Sp. 2531. Ueber die Lutheraner in der Pfalz s. neben Struve für Mannheim bes. List, Geschichte der evangelisch-luther. Gemeine zu Mannheim. 5 ff. Daneben Schmidtmann, Zur Geschichte der deutsch-reformirten Gemeine in Mannheim.

S. 189. A. 1. Debus, Wahrheit, Unschuld und Ehrenrettung ... S. 17

S. 190. A. 1. Zu dem Nachf. die entsprechenden Akten GLA. M. Spez. 1283, 2620, 3281.

S. 191. A. 1. GLA. M. Sp. 2620. Pfr. Appelius an Creutz: Mannheim, 30. Mai 1674.

A. 2. Zu dem Vorstehenden GLA. M. Sp. 2620. Appelius an den Kirchenrath: Mannheim, 17. April 1675.

S. 192. A. 1. Riehl, a. a. O. 381.

A. 2. GLA. M. Sp. 1637. Eigenhändiger Zusatz Karl Ludwigs zu einem Erlaß des Kirchenraths vom 5. August 1676.

S. 193. A. 1. GLA. M. Sp. 1637. Pfr. Löhler v. d. hochdtsch. Gem. an den Kirchenrath: Friedrichsburg, 20. Juni 1676. Der Kurfürst ließ die Postille des Scultetus deßhalb zu Grunde legen, „weil der Autor in der Erklärung kurz, verständlich und orthodox wäre."

A. 2. Bassermann, Geschichte der evangelischen Gottesdienstordnung in badischen Landen. 108 ff.

S. 194. A. 1. Die entspr. Aktenstücke GLA. M. Sp. 3281.

S. 195. A. 1. Gothein, a. a. O. 61.

A. 2. Tentzel, Curieuse Bibliothek. I, 983.

S. 197. A. 1. Siehe hierzu auch „Aktenmäßige Geschichte des Cölnischen Vergleichs und des darauf eingeführten Simultaneums im Herzogthum Sulzbach". Auch die Korrespondenz Karl Ludwigs mit seinem Reichstagsgesandten. M. St.-A. K. bl. 252/4.

A. 2. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 44. Elisabeth Charlotte an Raugräfin Luise. Paris, 11. April 1720.

A. 3. M. St.-A. K. bl. 123/4. Karl Ludwig an seine Gesandten in Wien: York, 8./18. Juni 1642.

S. 198. A. 1. GLA. Pf. Gen. 3382, 6618 u. a.

A. 2. Mannheimer Stadtrathsprotokoll vom 29. Oktober 1670.

A. 3. Anhorn, a. a. O. 9 f.

S. 199. A. 1. GLA. M. Sp. 1637. Pfr. Löhler an den Kirchenrath: Mannheim, 9. April 1677.

A. 2. Hierzu Brons, Ursprung, Entwickelung und Schicksale der Taufgesinnten oder Mennoniten. S. 180 ff.

S. 200. A. 1. GLA. M. Sp. 265. Dazu auch die entsprechenden Stellen bei Löwenstein, die Juden in Kurpfalz.

S. 201. A. 1. M. Sp. 1033. Stadtrath an Karl Ludwig: Mannheim, 16. Febr 1678 und der Bescheid des Kurfürsten: Friedrichsburg, 20. Febr. 1677.

A. 2. ZGOR. a. a. O. S. 197 f.

S. 202. A. 1. GLA. M. Sp. 1058.

A. 2. M. Spez. 978. Bericht des kurpf. Kriegsraths v. 23. Nov. 1678.

A. 3. Struve, Pfälz. Kirchenhistorie 649. Finsterwald, a. a. O. 464.

S. 203. A. 1. Treitschke, Pufendorf: Preuß. Jahrbb. Bd. 35. S. 618.

S. 204. A. 1. Steiner, Hottinger 15.

A. 2. Briefwechsel mit Sophie. Sophie an Karl Ludwig: Osnabrück, 26. Januar 1679. S. 342. Kuno Fischer, Gottfried Wilhelm Leibniz. 157 ff.

A. 3. Briefw. m. Sophie. S. 289. Karl Ludwig an Sophie. 3/13. März 1677.

S. 205. A. 1. Ebendort. S. 297. Sophie an Karl Ludwig: Osnabrück, 29. Juli 1677.

A 2. Hierzu eine Reihe von Briefen, abgedr. Mannh. Geschichtsbl. 1, 1.

A. 3. Briefw. m. Sophie. Karl Ludwig an Sophie.

S. 208. A. 1. Finsterwald, a. a. O. 431. Gundling, a. a. O. 92, 122 f. Erdmannsdörffer, Zur Geschichte der Heidelberger bibliotheca Palatina. Neue Heidelbg. Jahrbb. 1, 349 ff. ZGOR 40, 493. Engelmann, Heidelbergs alte und neue Zeit. 117 ff.

A. 2. Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg 2, 168 f. Finsterwald, a. a. O. 396. Spina, oratio votiva et gratulatoria ad Ser^mum^ princ. Carolum Ludovicum. Academiae Heidelbergensis ortus et progressus.

A. 3. C C. 74 Rusdorff an Dane: Heidelberg, 23. Juni/3. Juli 1634. Spricht davon, wie in England für die Kirchen und Schulen in der Pfalz, so auch für die Universität gesammelt werde, so daß sich die englische Nation das Verdienst erworben, die alte Universität von den Todten erweckt zu haben. Winkelmann, Urkundenbuch der Universität Heidelberg 2, 1607. Hautz, a. a. O. 176. Tholuck, Vorgeschichte des Rationalismus 2, 265 ff.

S. 209. A. 1. Winkelmann, a. a. O. 1637. M. St.-A. K. bl. 122/6. Karl Ludwig an seine Gesandten in Regensburg: März 1654.

A. 2 Thorbecke, Statuten und Reformationen der Universität. XII.

A. 3. Winkelmann, a. a. O. 1559.

S. 211. A. 1. Treitschke, Pufendorf 629.

A. 2. Am 28. Januar 1668 reichte Pufendorf seine Entlassung ein. GLA. Heidelberger Univ. 71.

A. 3. Chuno starb bereits 1665, nicht 1672, wie irrthümlich im Text steht. Siehe hierzu Rektor und Senat an den Kurfürsten: Heidelberg, 21. Juni 1665. GLA. Heidelb. Univ. 72.

S. 212. A. 1. GLA. Heidelberger Univ. 78. Kurfürstl. Erlaß. v. 5. Mai 1660. Ueber Fabricius s. a. Heidegger, historia vitae et obitus Joh. L. Fabricii. Viele Einzelheiten über die Geschichte der Universität und seiner Zeit in dem ebenfalls von Heidegger herausgeg. Werke.: J. L. Fabricii opera omnia.

A. 2. GLA. Heidelb. Univ. 323. Kurfürstl. Erlaß. Friedrichsburg, Nov. 1676; über Leodius Heidelb. Univ. 15. Erlaß Karl Ludwigs. Heidelb , 23. Febr. 1665.

S. 213. A. 1. GLA. Heidelb Univ. 13. Erlaß d. d. 1665.

A. 2. Kazner, Luise Raugräfin zu Pfalz. 2, 102.

S. 214. A. 1. M. H.-A. 1045. Karl Ludwig an den brandenb. Minister Otto v. Schwerin: Heidelberg, 14. April 1660.

A. 2. Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg. 2, 184 ff.

A. 3. Hautz, a. a. O. S. 184 ff. ZGOR. 13, 357.

S. 215. A. 1. Das Gutachten Seckendorfs abgedr. ZGOR. 2, 144 ff.

S. 216. A. 1. Steiner, Hottinger. 18. Wundt, Magazin 1, 83 Anm. a.

S. 217. A. 1. Hautz, Geschichte der Neckarschule in Heidelberg. 68 ff.

S. 218. A. 1. Stadtrathsprotokoll vom 28. Juli 1674.

S. 219. A. 1. Hierzu die Akten GLA. M. Sp. 3078, 1505.

A. 2. Hierzu M. Sp. 2620.

S. 220. A. 1. Pf. Gen. 6618. Verordnung vom 1. Juli 1650.

A. 2. GLA. Pf. Gen. 6618 N. 85. 109. 113.

S. 221. A. 1. GLA. Pf. 3966. Verordnung Karl Ludwigs gegen die Raupen. Heidelberg, 19. Febr. 1668. Aehnliche Verordnungen, Pf. Gen. 6618. Dazu auch „Eigentlicher Bericht vom reform. Kirchenrath in der Pfalz“.

A. 2. Siehe hierzu die Pestverordnungen. Pf. Gen. 6618.

A. 3. Mannheimer Stadtrathsprotokoll vom 30. August 1666.

A. 4. Pf. Gen. 6618. Verordnung vom 15. Januar 1667.

S. 222. A. 1. Gothein, Bilder 6 ff.

S. 223. A. 1. Pf. Gen. 6618 N. 137.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Heidelberg, 2. Sept. 1664.

A. 3. Gemeiner, a. a. O. 2, 196, 201.

A. 4. M. St.-A. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Schwetzingen, 13. April 1669.

S. 224. A. 1. Gemeiner, a. a. O. 185.

A. 2. Gemeiner, a. a. O. 176, 182.

A. 3. GLA. M. Sp. 25. Antwort des Kurfürsten (d. d. Friedrichsburg, 29. Dez. 1677) auf eine Eingabe des Mannheimer Stadtraths v. 26. Okt. 1677.

S. 225. A. 1. Gothein, Bilder. 5 ff. Gemeiner, 2, 168.

A. 2. Gemeiner, a. a. O. 175. M. St.-A. K. bl. 251/4. Karl Ludwig an seinen Reichstagsgesandten: Heidelberg, 22. Mai 1666.

A. 3. GLA. Pf. Gen. 6133. ZGOR. 10, 29 ff. Chroust, die Finanzen der Kurpfalz vor dem 30jähr. Kriege.

S. 226. A. 1. GLA. Pf. Gen. 6618. Dann zu dem Vorstehenden die Weisungen Karl Ludwigs an seinen Gesandten in Regensburg. M. St.-A. K. bl. 251/4.

A. 2. Hierzu M. H.-A. Akt 1045.

S. 227. A. 1. GLA. Pf. Gen. 181. Karl Ludwig verhehlte sich die Bedenken nicht, die der Einführung der ungewohnten Accise gegenüberstanden und hatte eigenhändig dem Bericht seiner Regierung beigefügt, nochmals zu erwägen, ob nicht besser die Schatzung zu erhöhen, die den Unterthanen doch noch lieber sei „indem sie uff jene Weiße des Jahrs nur viermahl gehudelt, uff diese aber täglich tribulirt werden.“

A. 2. Die entsprechenden Aktenstücke Pf. Gen. 5264.

A. 3. GLA. Pf. Gen. 6618. Ueber eine schon von Friedrich IV. 1603 in der Pfalz eingeführte Bierordnung, siehe im 2. Bd. des von Wirth herausg. Archivs für die Stadt Heidelberg.

S. **228**. A. 1. GLA. Pf. Gen. 5264. 6618.

A. 2. Mannheimer Stadtrathsprotokoll. 28. Januar 1662.

S. **229**. A. 1. GLA. Pf. Gen. 6618. Auch besaß Kurpfalz damals eine Erbschaftssteuer zu Gunsten des Heidelberger Nothspeichers, die freilich nur von der Hinterlassenschaft derer erhoben wurde, die ohne Gatten, bezw. Weib oder Kind gestorben waren.

S. **230**. A. 1. Ebendort.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 255/1. Schmettau an Borcke: Heidelberg, 22. Juli 7/17 und 21. Okt. 1679. Auch ZGOR. 43, 171 f.

A. 3. GLA. Pf. Gen. 6618.

S. **231**. A. 1. GLA. Pf. Gen. 7088.

A. 2. Gothein, Colloquium 4 f.

S. **232**. A. 1. Gothein, Bilder 24 f.

A. 2. ZGOR. 43, 139 ff. Schmoller, Umrisse und Untersuchungen, 47.

S. **233**. A. 1. „Tabakkutschen." M. Geschbl. 4, 3.

A. 2. GLA. M. Sp. 3807. Karl Ludwig an Kammer und Räthe zu Heidelberg: Regensburg, 10. Januar 1653.

A. 3. GLA. M. Sp. 1924, 3655. Karl Ludwig an die pfälzischen Oberämter a. d. J. 1673—79. Auch Pf. Gen. 4466. Rathsprotokoll der Stadt Mannheim vom 29. November 1662.

S. **234**. A. 1. M. Sp. 769. Karl Ludwig an die Stadt Mannheim: Friedrichsburg, 29. April 1678.

S. **235**. A. 1. Mannheimer Stadtrathsprotokoll vom 29. Juni 1677.

A. 2. Mannheimer Stadtrathsprotokoll vom 7. Juli 1663.

A. 3. Die darauf bezügl. Akten GLA. M. Sp. 2248.

S. **236**. A. 1. Vgl. hierzu Gothein, Bilder. 26 ff.

S. **237**. A. 1. Hierzu M. Sp. 3175.

S. **238**. A. 1. Pf. Gen. 6618. Verordnung vom 31. Januar 1668.

A. 2. Hiezu Große, das Postwesen in der Kurpfalz im 17. u. 18. Jahrh. (Volkswirthschaftliche Abhandlungen der bad. Hochschulen Bd. 5, 4.) Quetsch, Geschichte des Verkehrswesens am Mittelrhein, VI.

S. **239**. A. 1. Obser, die ältesten Zeitungen in Baden; (N. Arch. f. d. Gesch. d. Stadt Heidelberg 3, 140 ff.) Schon 1666 war eine kurf. Weisung an die Deputirten in Heilbronn ergangen, einen kurzen Auszug ihrer Negotiationen drucken zu lassen, um ihn in Heidelberg in die Zeitung zu bringen; grundlegend war aber erst der Erlaß Karl Ludwigs an den Kanzleidirektor von Wolzogen (22. Mai 1672), worin er den Druck einer wöchentlich erscheinenden Zeitung anbefiehlt, deren Text im Regierungsrath festgesetzt wird und dem Kurfürsten beim Lever vorgelegt werden soll. Es sei hier noch eingefügt, daß bereits im März 1662 die Zeitungsfrage im Mannheimer Stadtrath zur Sprache kam, der dann dem holländischen Schulmeister den Auftrag gab, niederländische und französische Zeitungen kommen zu lassen, da diese am unparteiischsten und für die neu aufblühende Stadt am nöthigsten seien. Mannh. Stadtrathsprotokoll v. 14. März 1662.

A 2. Mannh. Stadtrathsprotokoll vom 16. Juni 1662.

A. 3. Ueber diese Verhandlungen s. M. H.-A. 1030.

S. 243. A. 1. M. Hof- u. Staatsbibl. Cod. germ. 2658.

S. 244. A. 1. M. H.-A. 1023. Karl Ludwig an Moritz: London, 3. Juli 1646. Der Kurfürst gibt ihm darin den Auftrag, den Generalstaaten darzulegen, daß Philipp sich nur vertheidigt habe, dann aber solle Moritz auch auf den Unterschied des Standes, der Jugend, der Qualität und des Geblütes beider Gegner aufmerksam machen, kraft dessen Philipp der Jurisdiction der Generalstaaten nicht unterworfen sei. Aus alter Freundschaft sollten sie deshalb das Verfahren einstellen und dem Prinzen keinen Schimpf anthun, der auf das ganze Pfälzer Haus zurückfalle.

A. 2. Hierzu die Akten M. H.-A. 1030.

S. 245. A. 1. Memoiren der Herzogin Sophie, herausg. v. A. Köcher, S. 43.

S. 246. A. 1. Bromley, letters, S. 210. Karl Ludwig an Elisabeth: Heidelberg, 29. September 1660.

S. 248. A. 1. M. H.-A. 1056. Bericht der Krönungsgesandten Lamotte und Frays an Karl Ludwig: Heidelberg, 25. August 1661.

A. 2. Ebendort.

National-biography. Bd. 17 S. 238. — Briefe des pfälz. Gesandten Curtius mit Einzelheiten über den Tod Elisabeths. M. H.-A. 1031. Mém. of John Evelyn I, 346. Green, a. a. O. 83.

S. 251. A. 1. GLA. Pf. Gen. 6618. Kurfürstliche Verordnung vom 24. Februar 1662.

A. 2. Zu dem Nachf. bes. M. H.-A. 1030 und 1031. M. St.-A. 251/4. Karl Ludwig an seinen Gesandten in Regensburg: Schwetzingen, 9. Juni 1663.

S. 252. A. 1. Thurloe, St. p. 362. A letter of intelligence from the Hague. 19. Juni 1654.

A. 2. Zu dem Nachf. s. M. H.-A. 1030.

S. 253. A. 1. Ebendort.

S. 254. A. 1. Ebendort.

S. 256. A. 1. M. H.-A. 1030. Rupprecht an den Kaiser, o. O. u. D. (Mainz 1656).

S. 257. A. 1. Zu dem Nachfolgenden s. d. einschläg. Akten ebendort.

S. 258. A. 1. M. H.-A. 1056. Karl II. v. England an Karl Ludwig. Whithall, 22. Okt. 1662 . . . and if Germany shall fall into new troubles, which many apprehend, such divisions in your family may be attended with evill consequences.

S. 258. A. 2. Briefwechsel mit Sophie, 115. Sophie an Karl Ludwig: Osnabrück, 3. März 1667.

S. 259. A. 1. Das Original dieses Vertrages befindet sich M. H.-A. Urk.-Kasten 16, Lade 4. N. 3217.

S. 260. A. 1. Reiger, a. a. O. 247 ff.

S. 261. A. 1. M. H.-A. 1046. Instruktion des Kurfürsten Karl Ludwig für den Kurprinzen Karl. Friedrichsburg, 6. Juli 1680.

S. 262. A. 1. Siehe hierzu die einschlägigen Stellen des Briefwechsels mit Sophie, dann auch Wille, a. a. O.

A. 2. Briefw. m. Sophie, S. 43, 45. Sophie an Karl Ludwig: Hannover, 19./9. Juni und 26. September 1661.

A. 3. Ebendort, S. 139. Sophie an Karl Ludwig: Iburg, 2./12. Juni 1669.

S. 263. A. 1. Ebendort S. 255. Sophie an Karl Ludwig: Osnabrück 8. Nov. 1675.

A. 2. Hierzu der Briefwechsel mit Elisabeth, abgedr. Foucher de Careil, Descartes, la princesse Elisabeth et la reine Christine, 187 ff.

S. 264. A. 1. Briefwechsel mit Sophie, 369 f. Karl Ludwig an Sophie: Heidelberg, 12./22. Juli 1679; Sophie an Karl Ludwig: Amsterdam, 8. August (1679).

A. 2. Ebendort S. 394. Sophie an Karl Ludwig: Osnabrück, 21. Dez. 1679.

A. 3. Ebendort.

A. 4. Zu dem Nachf. M. H.-A. 1040, wo auch Abschrift des vom 20. Mai 1670 erlassenen und am 8./18. September 1671 nochmals bestätigten Testaments, nebst Codicill vom 9. September 1679.

S. 265. A. 1. Ursprünglich hatte sie Rupprecht zum Universalerben eingesetzt, widerrief dies aber am 9. September 1679 zu Gunsten des Kurfürsten von Brandenburg. Sie bittet ihn in diesem Codicill, ihr die Aenderung ihres Testamentes nicht zu verdenken, zumal sie ihm ihre englischen Forderungen vermache, „u. werde Gott den Allmechtigen, so lange Ich lebe für S. L. zeitliche undt ewige wollfarth anruffen." M. H.-A. 1040.

S. 266. A. 1. Der gereizte Briefwechsel mit Brandenburg hierüber M. H.-A. 1040.

A. 2. Dove, die Kinder des Winterkönigs.

A. 3. M. H.-A. 1023. Moritz an Karl Ludwig: Haag, 6./16. Nov. 1645.

S. 267. A. 1. Der Briefwechsel befindet sich M. H.-A. 882.

A. 2. M. H.-A. 1030. Geheimrathsprotokoll vom 23. Dezember 1662.

S. 268. A 1. Zu den Absichten Karls II. auf die Hand Sophie's s. Köcher, Mem. 12 ff. Dort auch weitere Litteraturangaben.

A. 2. Köcher, Memoiren 50.

S. 269. A. 1. Holland, Briefe Karl Ludwigs S. 93. Karl Ludwig an die Freiin v. Degenfeld. o. O. 28. Okt. (1658).

A. 2. Briefwechsel mit Sophie, S. 21. Sophie an Karl Ludwig: Haag, 24./14. November 1659.

S. 270. A. 1. Holland, Briefe Karl Ludwigs S. 86. Karl Ludwig an die Freiin von Degenfeld: (Heidelberg) 16. August 1658.

S. 273. A. 1. Hierzu Urk. u. Akt. 11, 63 ff. Ueber den Streit, der sich an Bökelmanns Rede anschloß s. Büttinghausen, Beitr. 2, 60. Dann auch Jugler, Beytr. zur jurist. Biogr. 4, 279 ff. Schwab, a. a. O. 2, 37.

S. 275. A. 1. M. H.-A. 1028. Der Heidelberger Stadtrath an den Kurfürsten Karl Ludwig: Heidelberg, 28. Dez. 1660.

A. 2. Ebendort. Befehl des Kurfürsten Karl Ludwig an den Kammermeister Ch. Schlöer. Frankenthal, 13. Juni 1663.

S. 276. A. 1. Briefw. mit Sophie S. 149. Sophie an Karl Ludwig: Iburg, 30. Juli 1670.

A. 2. M. H.-A. 160/4. Undatirte Denkschrift.

S. 277. A. 1. Holland, Briefe Karl Ludwigs, 304 ff. C. Pfaltz desideria an der Raugrafin.

S. 278. A. 1. Ueber sein Verhältniß zu den raugräfl. Kinder s. d. Korr. ebendort.

A. 2. Briefwechsel mit Sophie S. 328. Karl Ludwig an Sophie: Heidelberg, 15./25. Juni 1678.

A. 3. Die Korrespondenzen zwischen Mutter und Sohn bei Holland, Briefe Karl Ludwigs.

A. 4. Briefwechsel mit Sophie, S. 48. Hannover, 1. Dezember 1661.

S. 279. A. 1. Ebendort.

A. 2. Ebendort S. 28. Sophie an Karl Ludwig: Hannover, 18./8. April 1660.

A. 3. Hierzu Bodemann, Briefwechsel des Kurfürsten Karl Ludwig v. d. Pfalz mit seiner Schwägerin, der Pfalzgräfin Anna (Gonzaga) 1670—71.

S. 280. A. 1. Ancillon, memoires concernant les vies et les ouvrages de plusieurs modernes celebres ... 152 ff. Chevraeana, 1, 186.

A. 2. Siehe o. S. 147.

S. 281. A. 1. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 228. Wendland, Briefe der Elisabeth Stuart, Königin von Böhmen an ihren Sohn, den Kurfürsten Karl Ludwig. Einl. — Leider erschien diese werthvolle Briefsammlung zu spät, als daß ich sie eingehender für die vorliegende Darstellung hätte benutzen können.

A. 2. Hierzu die Jugendbriefe des Kurfürsten Karl. Lorentzen, die Hochzeit des Kurprinzen Karl v. d. Pfalz . . . 26 f. Ueber die Erziehung des Kurprinzen: Schmidt, Erziehung a. a. O. 74 ff. ZGOR. 26, 407.

S. 282. A. 1. Die Nachweise hierzu im Briefwechsel mit Sophie.

A. 2. M. H.-A. 1033. Instruktion, wonach unser Carl Ludwigs Pfaltzgraffen Churfürsten liebster Sohn . . . sich zu richten. o. O. 13. April 1671.

A. 3. Briefwechsel mit Sophie S. 160. Sophie an Karl Ludwig: Iburg, 24. September 1670.

S. 283. A. 1. M. H.-A. 1045. Die darauf bezüglichen Akten unter dem Titel „Comische und Tragische Sachen".

S. 284. A. 1. M. H.-A. 1033. Zu dem Nachstehenden auch Lorentzen, a. a. O. Ueber den Empfang der Kurprinzessin durch die Universität s. Miscella historiae universit. Heidelbergensis inservientiae S. 44.

S. 285. A. 1. Die Belege hierzu Briefw. m. Sophie.

A. 2. Hierzu GLA. Pf. Gen. 8522. Bericht der Rechenkammer an Karl Ludwig. Heidelberg 28. Mai 1652.

S. 286. A. 1. Ebendort.

A. 2. M. St.-A. K. bl. 30/4. Karl Ludwig an Philipp Wilhelm o. D. (1667).

S. 287. A. 1. GLA. Pf. Gen. 8522.

S. 288. GLA Pf. Gen. 8522. Kurpfälzischer Hofhalt. Sitzungsprotokoll des Hofstaats. 15. Januar 1675.

A. 2. GLA. Pf. Gen. 8522. Am 8. Oktober 1673 trägt der Kurfürst dem Hofmarschall der Kurprinzessin auf, ihr den Vorschlag einer Vereinigung beider Hofhaltungen zu machen; am 25. April 1675 wiederholte er diesen Vorschlag.

S. 289. A 1. M. H.-A. 1033. Karl Ludwig an den Rath der Stadt Schaffhausen. Heidelberg, 30. September 1667. Die dort verzeichneten Mobilien werden dann unter dem Heirathsgut der Kurprinzessin aufgeführt.

A. 2. Briefwechsel mit Sophie S. 190. Sophie an Karl Ludwig: Osnabrück, 7. Juni 1674.

S. 290. A 1. Ueber die Bibliothek Karl Ludwigs und ihre Geschichte s. Centralblatt für Bibliothekswesen. I. Duncker, zur Geschichte der Pariser

Liederhandschrift im 17. Jahrhundert, 13 ff. Ders., die Erwerbung der Heidelberger Hofbibliothek durch den Landgrafen Karl von Hessen-Kassel 1686. Ebendort 2, 213 ff. Ueber Karl Ludwigs Münzensammlung: d'Ewes, autobiography. 2, 137 ff.

A. 2. „Gebet, das am 50. Geburtstag Karl Ludwigs öffentlich verlesen werden soll." Coll. Cam. 2, 222. GLA. Pf. Gen. 4106. Karl Ludwig befahl an seinem Geburtstage (22. Dez. 1677) in Mannheim Brod und Wein an Arme zu vertheilen. Ueber die nüchterne Geburtstagsauffassung Karl Ludwigs s. auch Holland, Briefe Karl Ludwigs S. 252. Karl Ludwig an die Freiin v. Degenfeld. (Friedrichsburg) 20. Dezember (1674.)

A. 3. Foucher de Careil, a. a. O. S. 202. Karl Ludwig an Elisabeth. 16. März 1678.

A. 4. Hachenberg, oratio de laudibus . . . 27.

S. 291. Ueber den Tod Karl Ludwigs. M. H.-A. 1046.

Berichtigungen.

S. 15 Z. 5 v. o. l. Ostgrenze st. Westgrenze.
S. 34 Z. 1 v. o. l. hätte st. hatte.
S. 209 Z. 2 v. o. l. Maria Anna st. Anna Maria.
S. 266 Z. 5 v. o. l. Henriette Marie st. Luise Henriette.

Personenregister.



Bis Oktober 1903 sind folgende

Veröffentlichungen des Mannheimer Altertumsvereins

erschienen und im Buchhandel zu haben:

A. Vorträge.

Sammlung von Vorträgen, gehalten im Mannheimer Altertumsverein, Verlag von Tob. Löffler, Mannheim 1885—1892;

I. Serie, 1885: Haug, F., Der römische Grenzwall; Seubert, M., Die Schlacht bei Wimpfen; Hermann, E., Wieland's Abderiten und die Mannheimer Theaterverhältnisse; Baumann, A., Die Belagerung Mannheims durch die Oesterreicher im Jahre 1795. — ℳ 1.20.

II. Serie, 1888: Baumann, K., Zur Urgeschichte von Mannheim und Umgegend: Christ, K., Römische Feldzüge in der Pfalz; Seubert, M., Die erste Belagerung und Einnahme Mannheims im Jahre 1622; Hermann, E., Die Walpurgisnacht in Sage und Dichtung. — ℳ 1.80.

III. Serie, 1891; Baumgarten, F., Kreuz und quer durch die Campagna; Christ, K., Das Dorf Mannheim und die Rechte der Pfalzgrafen an Wald, Wasser und Waide der Umgegend; Seubert, M., Mannheim vor 150 Jahren; Seubert, M., Mannheims erste Blütezeit unter Karl Theodor. — ℳ 2.—.

IV. Serie, 1892: Baumgarten, F., Altes und Neues aus Griechenland; Zöller, M., Die soziale und rechtliche Stellung der Frau im alten Rom; Zeiler, W., Mannheims Handel im 17. und 18. Jahrhundert (2 Vorträge). — ℳ 1.80.

Die einzelnen Vorträge sind, soweit nicht vergriffen, auch zu je 50 ₰ käuflich.

B. Kataloge, die Sammlungen betr.

I. Folge.

1. **Baumann, K.,** Römische Denksteine und Inschriften der vereinigten Altertums-Sammlungen in Mannheim, mit 2 lithographierten Tafeln, Selbstverlag, Mannheim 1890. — ℳ 1.—.

2. **Wipprecht, F.,** Verzeichnis der Landkarten, Pläne und Bilder in der Sammlung des Mannheimer Altertumsvereins, mit 16 Lichtdrucktafeln, Tob. Löffler, Mannheim 1893. — ℳ 1.—.

3. **Dieffenbacher, J.,** Bericht über das Vereinsarchiv, Tobias Löffler, Mannheim 1893. — ℳ 0.50.

4. **Caspari, W.,** Katalog der Vereinsbibliothek, Selbstverlag, 1894. — ℳ 1.—.

5. **Walter, F.,** Die Siegelsammlung des Mannheimer Altertumsvereins, mit 9 Lichtdrucktafeln und 1 Tafel in Farbendruck, Verlag von Tob. Löffler, Mannheim 1897. — ℳ 10.—.

Als Sonderabdruck hieraus:

5a. —, Das Mannheimer Stadtwappen. (Mit einer Lichtdruck- und einer farbigen Tafel.) Festgabe zur Wiedereröffnung der neugeordneten Altertums-Sammlungen. Mannheim 1897. Selbstverlag. — ℳ 1.50.

Neue Folge.

1. **Seubert, M.,** Verzeichnis der in der Sammlung des Mannheimer Altertumsvereins befindlichen pfälzischen und badischen Münzen und Medaillen. Mit 6 Lichtdrucktafeln. Selbstverlag, Mannheim 1900. — ℳ 3.—.

C. Schriften verschiedenen Inhalts.

I. Folge.

1. **Manchot, W.,** Kloster Limburg a. d. H., mit 7 Tafeln und 54 Textbildern. Berlin, 1892. E. Wasmuth. — ℳ 8.—.

2. **Mathy, L.,** Studien zur Geschichte der bildenden Künste in Mannheim im 18. Jahrhundert, I. Teil. Selbstverlag. Mannheim 1894 — ℳ 2.—.

3. **Baumann, A.,** Bilder aus Mannheims Vergangenheit, mit 16 Lichtdrucktafeln, Verlag von Tob. Löffler, Mannheim 1897. — ℳ 1.—. (Vergriffen.)

4. **Heuser, E.,** Katalog der vom Mannheimer Altertumsverein im Frühjahr 1899 veranstalteten Ausstellung von Frankenthaler Porzellan. Mit einer Einleitung über die Geschichte der Frankenthaler Porzellan-Fabrik von Dr. Friedrich Walter und 3 Tafeln: Fabrikmarken, Maler- und Beizeichen. Mannheim 1899, Selbstverlag. — ℳ 3.—.

Als Sonderabdruck hieraus:

4a. **Walter, F.,** Geschichte der Frankenthaler Porzellanfabrik. — ℳ 0.50.

Neue Folge.

1. **Oeser, M.,** Katalog der im Sommer 1900 veranstalteten Ausstellung von Kupferstichen Mannheimer Meister des 18. Jahrhunderts. Mannheim, 1900. Selbstverlag. — ℳ 0.20.

2. Führer durch die Ausstellung aus der Zeit Karl Theodors. Mannheim 1902. Selbstverlag. — ℳ 0.20. (Vergriffen.)

3. **Baumann, K.** und **Föhner, W.,** Die historischen und naturhistorischen Sammlungen in Mannheim als volkstümliche Museen. Mannheim 1903. Selbstverlag. — ℳ 0.25.

D. Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz.

Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig 1898 ff.

1. **Walter, F.,** Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe, mit 3 Tafeln. 1898. — ℳ 5.—.

2. **Hauck, K.,** Geschichte der Stadt Mannheim zur Zeit ihres Uebergangs an Baden. 1899. — ℳ 2.50.

3. **Oeser, M.,** Geschichte der Kupferstechkunst zu Mannheim im 18. Jahrhundert, mit 20 Bildern in Buntdruck, Lichtdruck und Autotypie. 1900. — ℳ 5.—.

4. **Hauck, K.,** Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz (1617—1680). Mit zwei Autotypie-Porträts. 1903. — ℳ 5.—.

Als Vereinsorgan seit 1. Januar 1900 im Selbstverlag erscheinend:

„Mannheimer Geschichtsblätter",

Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz, herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein. (Jahresabonnement für Nichtmitglieder ℳ 3.—, einzelne Nummern 30 Pfennig. Soweit nicht vergriffen, werden zu diesem Preise auch die früher erschienenen Jahrgänge und Einzelhefte vom Vorstand abgegeben).



